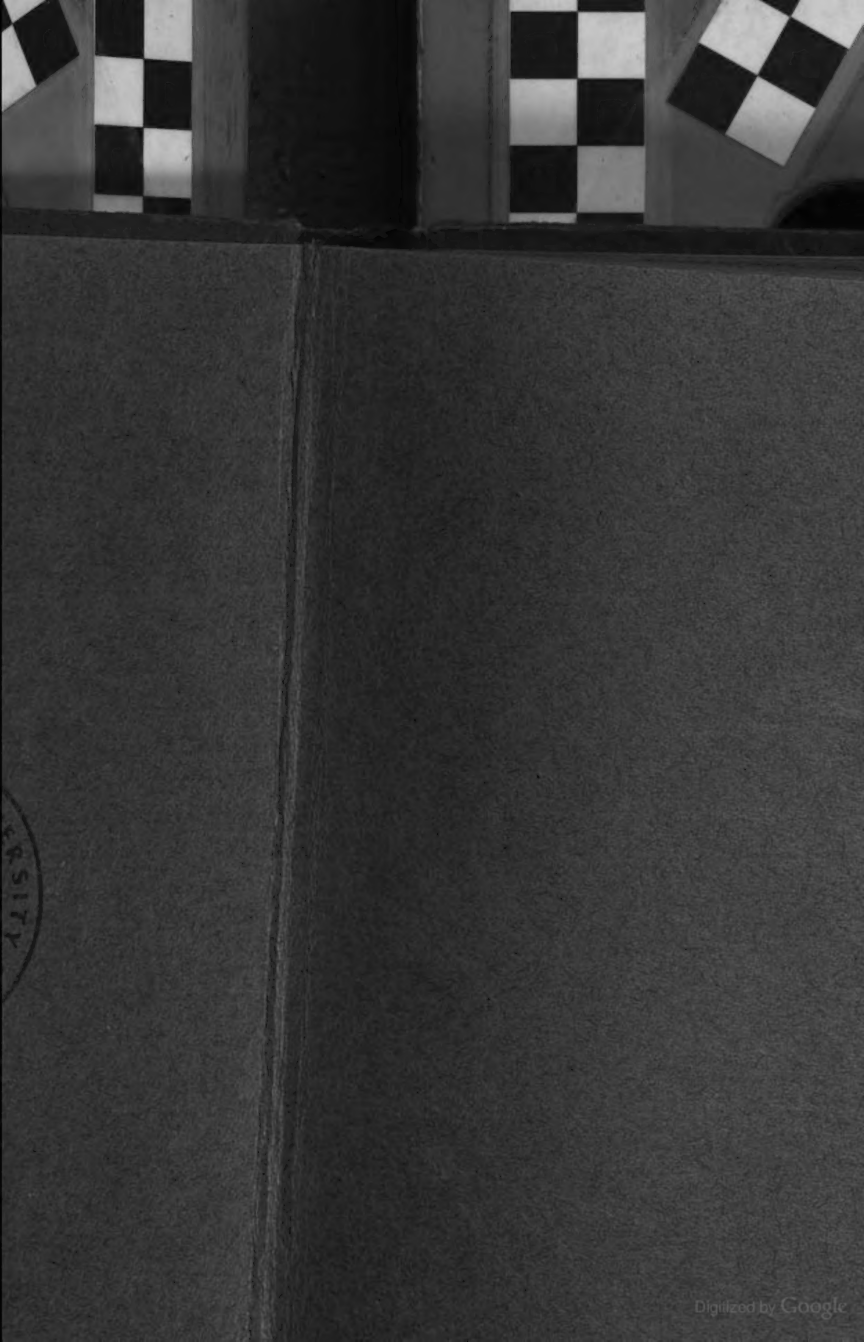
BARMHERZIGER KAISER!: ROMAN

Adam Müller-Guttenbrunn




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





100,–

Barmherziger Kaiser!

Géza

von Kövesfalvi

Wien 1917.

Barmherziger Kaiser!

Roman

von

Adam Müller-Guttenbrunn

Sechstes bis zehntes Tausend



Leipzig ∴ Verlag L. Staackmann ∴ 1916

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Die Krönungsfahrt.

Eine unübersehbare Wagenkette bewegte sich, von der Wiener Hofburg kommend, über die Mariahilferstraße nach dem Westen. Berittene Hornisten voran und Postillone, die mit ihren fröhlichen Weisen ganz Wien auf die Beine brachten, und wer es noch nicht gewußt hatte, der erfuhr es jetzt: Die Krönungsfahrt des Erzherzogs Joseph nach Frankfurt am Main hatte begonnen. Und Maria Theresia begleitete den Sohn und den Gemahl, der als deutscher Kaiser nicht fehlen durfte bei dem Ereignis in Frankfurt, ein Stück Weges. Das Volk aber schrie „Vivat!“ bei ihrem Anblick und ergötzte sich an dem höfischen Aufzug. Der Obriststallmeister in seinem vierspännigen Reisewagen eröffnete die Reihe, der Oberquartiermeister des Hofes mit seinen Fourieren, der Obersthofmeister mit seinem großen Stabe von Pagen und Hofkavalieren folgten, der sechsspännige Galawagen des Kaisers, von berittenen adeligen Pagen geleitet, schloß sich an. Dann kam der sechsspännige Wagen des Thronfolgers, Erzherzogs Joseph, den sie zum Römischen König krönen wollten, obwohl sein Vater noch in voller Rüstigkeit aufrecht stand und noch lange nicht daran dachte, einem Nachfolger den Platz zu räumen. Im Wagen des Kaisers erspähte man Maria Theresia, in dem Josephs den Erzherzog Leopold, seinen jüngeren Bruder, den die Eltern für den großherzoglichen Thron von Toskana bestimmt

hatten. Auf Wunsch der Mutter hatte er den Kaiser und den Bruder nach Frankfurt zu begleiten und namentlich auf den Joseph sollte er acht haben, damit er keine Verstöße begehe gegen die strengen Gesetze der Etikette, die ihm so sehr verhaßt waren. Die anschließenden Wagen des Reichsvizekanzlers Grafen Colloredo, des Oberstkämmerers Grafen Khevenhüller, des greisen Grafen Karl Batthyany, der als der militärische Erzieher und Obersthofmeister Josephs nicht fehlen durfte, und die Reisekutschen ungezählter anderer Würdenträger mit ihren Damen und dem großen Troß der kaiserlichen Hofhaltung machten den Aufzug zu einem seltenen Schaustück für das Publikum. Mehr als vierhundertfünfzig Pferde, so erzählte man sich, mußten in jeder Poststation von Wien bis Frankfurt bereitstehen für den Wechsel der Bespannung. Und man werde acht Tage für die Reise brauchen und täglich die Pferde zweimal wechseln. „Soll unserm Hof wer nachmachen," sagten die Wiener. Aber es gab auch solche, die ausriefen: „Herrgott von Mannheim, was das wieder kosten wird!"

Bis Purkersdorf wollte die Kaiserin die Ihren begleiten.

Als der Zug hinter Schönbrunn angelangt war, dem Sommerschloß des Hofes, ließ der Obriststallmeister durch drei scharfe Signale Halt! gebieten. Die gewaltige Wagenreihe kam zum Stehen, und aus allen Fenstern guckten die Reisenden. Es öffnete sich der Schlag des kaiserlichen Galawagens. Maria Theresia hatte ihrem „Franzl" bereits genügende Verhaltungsmaßregeln und

frauliche Ratschläge mitgegeben auf die denkwürdige Fahrt, sie wollte jetzt noch eine Wegstrecke ihren Sohn bei sich haben, den „Pepi“, mit ihm noch einmal alles durchsprechen. Und der Kaiser entstieg, auf einen Dienstkämmerer gestützt, dem Wagen. Er raffte seinen Reisepelz fester zusammen, denn die Märzluft wehte scharf, und in den Ackerfurchen, die als weiße Linien über die Felder liefen, lag noch überall Schnee. „Bitten Sie den Herrn Thronfolger zu mir, lieber Graf!“ sagte Maria Theresia zu ihrem Dienstkämmerer.

Und der Kaiser und der Erzherzog tauschten ihre Plätze. Der schlanke Prinz schwang sich aus dem Wagen und stieg bei der Mutter ein, der behäbige Kaiser Franz kletterte etwas schwerfällig, von dem Reisepelz arg geniert und von zwei Lakaien gestützt, in den erzherzoglichen Wagen zu seinem Sohne Leopold. Eine Fanfare der Hornisten, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. In allen Wagen aber drehte sich das Gespräch um die allerhöchsten Herrschaften und die Beweggründe für diese frühe Krönungsfahrt des Erzherzogs. Die Damen namentlich, die mehr aus Neugierde und Schaulust die beschwerliche Märzreise mitmachten, konnten sich nicht genugtun an Vermutungen und Rätselfragen. Das Schicksal des jungen Erzherzogs ging ihnen besonders nahe. Der Arme! Er hatte seine Gemahlin, die reizende Isabella von Parma, nach kaum dreijähriger Ehe auf so grausame Art verloren. An den Blattern war sie gestorben. Dieser abscheulichen Krankheit! Und wie er sie geliebt hat! Keine Bitte der Kaiserin fruchtete, er wich nicht von

der Kranken, in seinem Arm starb sie. Und auch von der Leiche mußte man ihn gewaltsam trennen, so fassungslos war er seinem Schmerz hingegeben. Die Damen bewunderten und beklagten ihn; die Schwermut, der er sich jetzt hingab, entzückte sie.

Und sie fanden es sehr weise von Ihrer Majestät, daß sie den Thronfolger durch diese Krönungsfahrt auf andere Gedanken bringen und ihn für seine künftigen hohen Aufgaben in Pflicht nehmen wollte.

Das war sicherlich einer der Gründe für das Unternehmen der Kaiserin und ihrer Räte, aber das Haus Habsburg hatte es auch aus anderen Gründen eilig. Seit Jahrhunderten war es sozusagen im Besitze der deutschen Kaiserwürde, doch mußte jeder neue Herrscher Österreichs, der nach diesem Ziel strebte, um die deutsche Krone werben und sich einer Wahl unterziehen durch die deutschen Kurfürsten. Und eine Wahl war eben eine Wahl; mochte alles noch so gründlich vorbereitet sein, Überraschungen waren nicht ausgeschlossen. Passierte es doch, daß hinter den habsburgischen Karl VI. ganz unvermutet ein wittelsbachischer Karl VII. gesetzt wurde. Der Gemahl Maria Theresias, der Lothringer, fiel durch. Und erst als der kranke bayrische Kaiser, der wie ein Meteor aus dem Dunkel kam und rasch ausbrannte, gestorben war, erst als Maria Theresia sich im Besitze ihrer Länder kühn behauptete, setzte sie die Wahl ihres Gemahls bei den Kurfürsten durch. Preußen zum Trotze setzte sie sie durch. Und es war eine ihrer großen Sorgen, auch ihren Joseph einst gewählt zu sehen. Schon als er

zwölf Jahre zählte und die politischen Beziehungen zu den Reichsfürsten gerade nicht ungünstig waren, machte der Wiener Kanzler, der schlaue Kaunitz, den ersten Versuch. Aber die Fühler wurden rasch wieder eingezogen, als sie beim Großen Fritz und beim bayrischen Hause gleicherweise auf Widerstand stießen. Die Wahlstimmen der kleineren Fürsten wogen zu leicht, auch wenn sie die Mehrheit bildeten. Einer der beiden Großen, Preußen oder Bayern, mußte dabei sein. Und billig waren sie auch nicht, die Kleinen. Der wollte seine Grenzen abgerundet, jener ein altes Erbe, das strittig gewesen, zugesichert haben vom neuen Römischen König und künftigen Kaiser, und Geld, viel Geld, nahmen sie alle. Je wichtiger sie wurden, desto mehr. Da brach Kaunitz lächelnd ab. Es war nicht so ernst gemeint; es hätte noch Zeit. Aber jetzt hatte man den Großen Fritz für sich. Im Hubertusburger Frieden, der im vorigen Monat geschlossen wurde, bequemte sich Friedrich II. zu der geheimen Zusage seiner Wahlstimme für Joseph. Mag das Haus Wittelsbach weiter trutzen, man brauchte es nicht. Die Umstände waren allerdings günstig, jetzt auch dieses zu gewinnen... Und so wurde denn rasch gehandelt. Nicht einmal den vollen Frühling wartete man ab; just an diesem zwölften Märztage brach man auf zur Krönungsfahrt, obwohl in Wien alles hustete und sich räusperte, als wäre die ganze Stadt ein Krankenhaus. Wer weiß, wie lange der politische Horizont heiter blieb, sagte sich Kaunitz, der im übrigen höchlich befriedigt war vom Ausgang des Siebenjährigen Krieges. Der wahr-

haft Starke kann sich nur in einem langen Kriege entwickeln. Und so ging Österreich mit Glorie aus ihm hervor.

Maria Theresia war eine große Herrscherin. Gütig, klug und dankbar. Wer sie zu nehmen wußte, erreichte alles, denn sie war ein Weib. Nur in religiösen Fragen blieb sie unerbittlich, da konnte sie hart und grausam sein, sogar ungerecht, denn man hatte sie gelehrt, daß sie dies im Dienst der Kirche nur scheinbar wäre. Was der Kirche diene, sei gottgefällig, sei es wie es sei. Von diesem starken Schild, den die Brüder Jesu geschmiedet hatten, fühlte sie sich gedeckt in so manchen Fragen, die ihren Räten schwere Gewissenssorgen bereiteten. Sie schwankte selten. Und es war ihr ein großer Kummer, daß Joseph anders dachte, daß sie ihn nicht besser vor dem Gift der Aufklärerei bewahrt hatte, das er, sie weiß nicht wo, eingesogen haben mußte. Und er hatte doch einen so braven Jesuiten als Religionslehrer. Selbst über diese Wahl zum Römischen König hatte Joseph sich lustig gemacht, er erklärte sie für einen mittelalterlichen Hokuspokus. Nur aus Liebe zu ihr, seiner gütigen, seiner großen Mutter, wollte er sich allem unterziehen. Aber unterwegs um schwankende Kurstimmen zu werben, irgend etwas zu tun, das ihm nicht vom Herzen ging, lehnte er ab. Wenn der Kanzler nicht alles ins Reine gebracht hätte, dann wäre es besser, er bliebe daheim.

Wollte seine Mutter noch einmal von diesen Fragen mit ihm sprechen? Nein, der Kaunitz hatte ja alles in Ordnung gebracht, sie wollte ihn nur noch ein wenig bei

sich haben, wollte nur sein Gemüt noch ein wenig aufheitern. Er könne doch nicht mit einem so betrübten Gesicht nach Frankfurt reisen um die deutsche Königskrone, meinte die Mutter; er müsse doch mehr Lebensmut zeigen und einen sichtbaren Glauben an seine Zukunft. Ganz Deutschland werde sich dort versammeln, alle Welt werde ihn sehen wollen. Er wird doch da nicht wie ein schlechter Schauspieler abschneiden, der sein Stichwort versäumt, weil er an seine verstorbene Frau Liebste denkt.

„Mutter, Sie tun mir weh," sagte Joseph.

„Kind, ich bin auch eine Ehefrau. Und so alt ich bin, möchte ich nicht in drei Monaten vergessen sein vom Kaiser. Aber du übertreibst. So wie in allem, hältst du auch im Schmerz nicht Maß."

„Ich kann die Isa nicht vergessen. Ich kann nie mehr glücklich sein."

„Pepi, Pepi, du machst mir Sorge... Du gehörst nicht dir, du gehörst dem Reich, deinen Völkern. Gott hat dir ein Kreuz auferlegt und das mußt du tragen. Du mußt! Und du wirst noch mehr tun müssen, du wirst es lächelnd tragen. Schau, ich hab' dir nicht sagen wollen, was uns alle drückt, was mich ganz besonders stört. Ich wollte deinen Schmerz schonen. Aber gerade weil du so exaltiert bist, will ich es dir sagen. Deine Wahl wird keine einstimmige sein, Bayern ist nicht zu haben gewesen für uns."

„Was tut's?"

„Es tut nichts, aber deine Vorfahren haben immer Gewicht gelegt auf eine einstimmige Wahl. Ein deutscher Kaiser, der es nicht allen ist, ist nur ein halber Kaiser."

„Wie kann ich das ändern, liebe Mutter?"

„Du kannst es. Ein verbindliches Lächeln kann viel... Ein halbes Wort in München, — nur eine Andeutung, daß du mit deiner Mutter eines Sinnes bist, und du hast die bayrische Kurstimme."

„Eines Sinnes... in welcher Sache?"

„Es gibt dort nämlich zwei Prinzessinnen, die auf Freier warten."

„Eine Mariage?" rief Joseph mit wahrem Schrecken.

„Ja," erwiderte Maria Theresia ganz gelassen, ganz fest, „eine Mariage." Man merkte es ihrer entschlossenen Miene an, daß sie die Überzeugung gewonnen hatte, man müsse mit fester Hand in den Nebel von Melancholie greifen, der das Gemüt des Sohnes verdüsterte. „Willst du nicht an dein Haus denken? Willst du mich nicht glücklich machen? Du warst doch immer ein so resoluter, ein so ambitionierter Mensch. Bist du denn jetzt ganz zusammengebrochen? Wo sind all deine großen Prinzipia, von denen du immer geschwätzt hast?"

„Gnade, Gnade!" stöhnte Joseph. „Geben Sie mir Zeit, mich zu fassen!"

„Kind, ich kann dich zu nichts zwingen. Ich will dich auch nicht persuadieren, Gott behüte, aber schau" — und sie nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf den Mund — „ich vertrag's nicht, daß du uns alle und deine Zukunft für eine Tote vergißt... Das, was du jetzt durchmachst, das hab' auch ich einmal durchgemacht. Ich war dem jungen Herzog Klemens von Lothringen versprochen. Der Himmel hat ihn zu sich genommen, und

wir weinten sehr um ihn und sein junges Leben. Aber als dann sein Bruder Franz kam und um mich freite und mein Vater es um seiner großen Pläne willen wünschte, daß ich ja sage, da bedachte ich mich nicht lange. Und ich habe es nie bereut. Was Gott tut, ist wohlgetan, und die Lebenden haben recht."

„Mutter, teure Mutter — auch Isabella hat eine Schwester. Wenn es einst sein muß, denkt an sie," sagte Joseph voll Innigkeit.

Betroffen, kalt wandte sich Maria Theresia ab.

„Mein Sohn, wir verstehen uns schlecht." Mehr sagte sie nicht. Sie schlug ihm eine Heirat vor, die ihm die einstimmige Wahl in Frankfurt sicherte, und er wollte ein dunkles Gefühl befriedigen und sich den Wahn retten, in dem er lebte. Was konnte ihm die unbekannte Schwester seiner toten Frau sein? Wie etwas Krankhaftes berührte dieser Wunsch die gesunde Natur der Kaiserin.

Der Zug war zur Mittagsstunde in Purkersdorf bei herrlichstem Sonnenschein angelangt und die Hornisten bliesen das dreifache Signal: Haltet an! Haltet an! Haltet an!

Eine festlich gekleidete ländliche Volksmenge war von weit und breit herbeigeströmt, um die große Kaiserin im Kreise ihrer Familie zu sehen und all den Glanz dieser Krönungsfahrt des Erzherzogs Joseph zu schauen. Geschäftige Hofbeamte waren schon vor Tagen dem Ereignis vorausgeeilt und hatten ein Kirchweihfest mit Musik und Tanz und Gesang anbefohlen zur Ergötzung des Kaiser-

paares und der Hofgesellschaft. Und es vollzog sich alles wie von selbst, niemand merkte die kleine Täuschung. Inmitten des festlichen Treibens war die Tafel für Ihre Majestäten und die Erzherzoge gedeckt worden und an drei anderen Tafeln speiste das große Gefolge. Der reiche Train der Hofküche war mitgekommen, sonst hätte den Kaiser die ganze Fahrt nicht gefreut, und man entbehrte nichts. Die stattliche Kaiserin, sie zählte erst siebenundvierzig, sonnte sich in ihrer fraulichen Schöne und war voll Würde und Zärtlichkeit. Als die rustikalen Paare einige stürmische Hopser tanzten, ermunterte der Kaiser seine Söhne, sie möchten der Hofgesellschaft ein gutes Beispiel geben und auch antreten. Aber die zierten sich. Der Joseph war voll Melancholie, und dem Leopold schwitzten diese Tänzerinnen zu sehr. Da streichelte Seine Majestät die Rechte seiner Gemahlin, die sich's wohlschmecken ließ und gerade ein Stück Lungenbraten zerteilte. „Was, Resi, da waren wir anders, wir tanzten uns halb tot und fragten nicht darnach, wo das war und wer da mittanzte."

„Ja, besonders wenn Ihre Majestäten maskiert waren, auf den Redouten," spottete die Kaiserin. „Aber Joseph, du könntest wirklich..."

Der hagere alte Oberstkämmerer, Graf Khevenhüller, der die Ordnung der kaiserlichen Tafel auch hier überwachte, hustete ein wenig, und Maria Theresia schlug eine laute Lache auf. Die Prinzen lachten mit.

„Würden Euere Exzellenz das nicht genehmigen?" fragte die Kaiserin.

„Lege Euerer Majestät meinen untertänigsten Protest zu Füßen."

„Aber gehen Sie doch. Wen obligiert so ein Tanz? Wir sind am Land und unter Gottes freiem Himmel," sagte Maria Theresia.

Graf Khevenhüller zuckte bloß mit den Achseln, sein Gesicht blieb ernst und streng.

Der Kaiser hatte eine Gruppe hübscher Bauernmädchen beobachtet und rückte unruhig auf seinem Stuhl. „Aber das ist doch.... Vraiment...." Er wischte sich den Mund ab, und machte Miene, sich zu erheben.

„Sie werden doch nicht.... Sie doch nicht!" sprach die Kaiserin streng. „Bleiben Sie sitzen!"

Und Joseph sagte lächelnd zu seinem Vater: „Majestät, der Herr Oberstkämmerer erlaubt es nicht."

„Gott sei Dank," rief Maria Theresia, alles andere vergessend, „daß du wieder Späße machst, Pepi!"

Der Kaiser hatte sich trotzdem erhoben und war an die Gruppe von ländlichen Schönen herangetreten. Und sogleich begann der Galante ein neckendes Gespräch mit ihnen, daß sie lachten. Eifersüchtigen Blickes folgte ihm die Kaiserin. Indessen war der Dorfpfarrer mit einem Dutzend weißgekleideter Schulmädchen an die Hoftafel gekommen, die der Kaiserin Blumen überreichten und Sprüche aufsagten. Die erwachsene Dorfjugend aber bildete einen Kreis um sie und sang einen altdeutschen Liedertanz.

„Könnt ihr auch etwas Neues, Kinder?" fragte der Kaiser, der hinzugekommen war.

Sie guckten einander hilfesuchend an.

Da trat ein zierliches altes Männchen unter sie und schnaubte sie an: „Fratzen, wißt ihr nit mehr das Theresienlied?“ Es war der Schulmeister der neuen Normalschule in Purkersdorf. Er verbeugte sich tief vor dem Hofe, stellte sich seinen ehemaligen und seinen jetzigen Schülern gegenüber, hob beide Arme und setzte selber fest ein. Er dirigierte und sang mit. Der schöne Chor erbrauste, und alles horchte auf:

„Schweige, Fama, schweige still
Von Friedrich, deinem Sohne!
Ach rede nit so viel
Von deines Helden Ruhme!
Heut wollt' der Feind regieren,
Morgen tut triumphieren
    Maria, Maria,
    Maria Theresia!

Theresia weiß gar wohl,
Wie man den Feind bezwinget,
Wie man durch Gottes Hülf'
Zu der Viktoria dringet.
Mit Gott hat sie sich verbunden,
Dann hat auch überwunden:
    Maria, Maria,
    Maria Theresia!

Vivat Theresia, hoch,
Die Römische Kaiserin!
Der allerhöchste Gott

Ihr alles gebe hin!
So rufet allzusammen,
Was liebt Theresias Namen:
Es lebe, es lebe
Maria Theresia!

„Bravo! Bravo!“ rief der Kaiser, „das habt ihr gut gemacht!“ —

Und die ganze Hofgesellschaft klatschte in die Hände.

Die Kaiserin war gerührt. Sie busselte das ihr zunächststehende Schulmädel ab und ließ die Kinder und die erwachsenen Sänger durch einen Hoffourier mit Geld beschenken. Dem Pfarrer aber reichte sie die Hand zum Kuß und versprach ihm ein Andenken an diese Stunde für seine Kirche. Dem Schullehrer schenkte sie einen Ring von ihrer Hand. Die unerwartete ländliche Huldigung hatte ihr wohlgetan.

Der Obriststallmeister trat vor den Kaiser hin, machte seine Reverenz und mahnte zum Aufbruch. Es wäre an der Zeit, Urlaub zu nehmen, wenn man heute noch nach Melk kommen und Ihre Majestät, die Kaiserin, noch bei Tageslicht in Wien eintreffen wolle. Und da stand auch schon ihr Wagen, in dem die Gräfin von Edling als Begleiterin gekommen war. Vier scharf bewaffnete Husaren sollten dem Wagen das Geleite geben auf der Rückfahrt.

So viel hätte die Frau und die Mutter noch zu sagen gehabt.... Sollte sie sich doch für einen Monat vom Gemahl und von den Söhnen trennen. Jetzt war es zu spät. Sie umarmte und küßte den Kaiser und riet ihm,

auf seine Gesundheit zu achten. Sie umarmte und küßte Joseph unter Tränen und bat ihn, immer an die Mutter zu denken und ihre Herzenswünsche, dann würde er den Ton schon treffen in München....

Und dem Jüngsten, dem Leopold, empfahl sie beide, denn sie erkannte, daß er der Kühlste war und der Klügste in ihrem Hause. Durch ihn ließ sie auch den Abt von Melk noch schön grüßen.

Alle drei geleiteten Maria Theresia, die von Rührung und zärtlicher mütterlicher Sorge bewegt war, zu ihrem Wagen. Und sie verneigten sich tief, als die Kaiserin ihre Rückfahrt antrat. Maria Theresia wischte sich die Augen und winkte mit dem Tränentüchlein, bis auch der große Train sich in Bewegung setzte. —

„Mit Gott! Mit Gott!“ —

Ein Frühlingstag im Augarten.

Wundersame Frühlingstage vergoldeten die Wiener Landschaft, sie lockten alle Welt hinaus auf die Basteien und vor die Tore der Stadt. Auch die Kaiserin machte alltäglich Ausfahrten nach dem Augarten oder dem Prater, dem nächsten Jagdrevier des Hofes, das zwischen der Leopoldstadt und der großen Donau in strenger Abgeschlossenheit gehalten wurde. Nur Persönlichkeiten des höchsten Adels hatten Erlaubnisscheine, vor denen sich die Tore öffneten. Vom Prater führte eine Lindenallee von ehrwürdigem Alter nach dem Augarten hinauf, wo eines der idyllischen Sommerschlösser des Hofes lag. Man

nannte es nur die alte Favorita, im Gegensatz zu dem neueren Lieblingssitz, den Maria Theresias Großvater, Leopold I., sich nach der Türkenzeit jenseits des Wienflüßchens geschaffen hatte. Sein dortiger Park und der des Prinzen Eugen grenzten aneinander. Die alte und die neue Favorita aber waren nicht zu vergleichen mit dem allerjüngsten dieser Sommersitze, dem Schlosse Schönbrunn. Dieses war Maria Theresias und ihres Gemahls eigenstes Werk. Von dort aber, von Schönbrunn, führte eine drei Meilen lange, schattige Allee über Hetzendorf bis nach Laxenburg, dem ältesten aller rund um Wien gelegenen großen Sommerschlösser des Hofes. Sogenannte „Schlössel", wo man ganz allein oder en deux sein wollte, gab es freilich noch in all den ländlichen Wiener Vorstädten eine ganze Anzahl. Auch sie lagen in verschwiegenen Gärten, fern von dem Getriebe des Alltags, und wurden sämtlich instand gehalten und gepflegt, als hätten sie täglich hohen Besuch zu erwarten. Und sie erhielten ihn nicht selten, denn in die alte Kaiserburg drang die Sonne nicht. Sie lag zwischen den Basteien und Wallgräben und der inneren Stadt, die ihr immer näher an den Leib gerückt war. Ihre Häuser lehnten sich schon fast an die Mauern der Burg. Und jede Seuche, die in die Stadt eingeschleppt wurde, pochte auch an die Pforten der Burg, ja sie holte sich dort ganz besonders gerne ihre Opfer. „Er kommt öfter zu mir als die Morgensonne!" sagte Maria Theresia einmal zu ihrem Leibarzt. Und sie suchte diesem Zustand durch ihre Beweglichkeit entgegenzuwirken, sie nützte jede

freie Stunde aus zu einer Fahrt nach einer ihrer vielen ländlichen Idyllen. Es war der Umkreis ihres Lebens, denn sommerliche Reisen kannte man nicht.

Heute war die Kaiserin zum erstenmal zur Jause nach dem Augarten gefahren. Es gehörte zum höfischen Frühlingsprogramm, dort die Jause zu nehmen. Und nachher erging sie sich mit der Gräfin Rosalie von Edling in der noch schattenlosen alten Lindenallee, die gegen den Prater hinführte. Ganz ferne folgte den zwei wandelnden Glocken ein wachsamer Hoflakai. Die Kaiserin, die sich daheim gerne bequem kleidete, zeigte sich öffentlich nur in großem Staat, und sie sah darin gar prächtig aus. Die Gräfin, eine geborene Thurn, war eine Freundin ihrer Jugend, eine ihr schon im Kindesalter beigegebene reifere Gespielin. Sie hatten sonnige Tage miteinander verlebt in der neuen Favorita und draußen in Laxenburg, namentlich zur Zeit der Brautschaft der Kaiserstochter, der die Thronfolge zugedacht war in Österreich. Wie gerne plauderte Maria Theresia, die so viel Talent zum Glücklichsein hatte, mit ihrer Sali von jenen fernen Tagen. Jetzt war sie schon Großmutter. Die arme Isa hatte ihrem Joseph ja ein Prinzesserl zurückgelassen, ein blasses, zartes Kind, und die Kaiserin liebte es sehr. Sie ließ es täglich zu sich kommen, namentlich jetzt, wo der junge Vater fern war. Ob er denn fleißig schreibe, fragte die Gräfin Sali: „Jeden Tag! Oft auch zweimal. Meine Kuriere fliegen ihm nach und kreuzen sich mit den seinen," erwiderte Maria Theresia. „Du weißt doch, was alles im Zug ist. Schon von Melk hat er mir

geschrieben, aus dem ersten Nachtquartier. Und als sie von dort fort sind, muß er auch schon meinen Brief g'habt haben. Abends noch, wie ich von Purkersdorf 'kommen bin, hab' ich ihm und dem Kaiser meinen Eilboten nachgeschickt mit Briefen. Man vergißt ja bei solchen Gelegenheiten immer die wichtigsten Sachen.... München liegt mir sehr am Herzen."

„Aber ist es denn nicht ein bisserl zu früh für den armen Witwer?"

„Du meinst, die Mariage? Ach Gott, er dauert mich ja selber. Von Linz und von Straubing und von Vilshofen und von überall unterwegs hat er mir immer dasselbe geschrieben, daß er den Engel nicht vergessen kann, der ihm genommen worden ist. Er müsse beständig achtgeben, daß man ihn nicht bei heimlichen Tränen ertappe. Zum Verzweifeln ist dieses Trauerlied, aber ich kann ihm nicht helfen."

Die Gräfin seufzte. „Wenn man verliebt und dreiundzwanzig Jahre alt ist, trifft so etwas halt hart.... Ob sie ihn denn auch so gern gehabt hat, wie er sie?"

Die Frage hatte etwas Forschendes, beinahe Lauerndes im Ton, und die Kaiserin fühlte es. Und sie war ihr nicht angenehm, diese Frage, sie wollte sie überhören.

„Übrigens hat sich Joseph," fuhr sie fort, „bei der Begegnung mit dem Kurfürsten gut benommen; Leopold berichtete es mir. Der Kaunitz ließ vorher schon dringend bitten, von dem Heiratsplan mit dem Thronfolger selber nichts zu reden, sein Gemüt wäre noch zu wund. Er, der Kanzler, verbürge sich dafür, und das möge genügen."

„Er verbürgt sich? Für den Erzherzog Joseph? Das getraute ich mich nicht," sagte fein lächelnd die Gräfin.

„Nicht einmal ich!" rief die Kaiserin. „Und mir zuliebe tut er viel. Aber der Kaunitz setzt manchmal mehr auf eine Karte, als was er verantworten kann. Und wir werden morgen wohl eine einstimmige Wahl in Frankfurt haben. Ich hoff's."

Die beiden wandelnden Glocken waren trotz ihres behutsamen Vorwärtsstrebens in der goldigen Märzsonne beinahe bis zum Prater gekommen.

Außerhalb der Umzäunung standen dort die Gaffer und paßten jedem Kavalier auf, der zu Wagen oder zu Pferde kam und eingelassen wurde. Die Wiener kannten jeden, wußten von dem eine Anekdote, von jenem einen tollen Streich oder eine kriegerische Tat und nahmen am Leben der hohen Herrschaften Anteil, als ob sie zur Familie gehören würden. Man stand mit dem Grafen Daun und dem Laudon, dem Kaunitz und dem Wenzel Liechtenstein, dem Batthyany und dem Esterhazy im Geiste auf du und du. Der Vivatruf saß dem wohlerzogenen Wiener gar locker in der Kehle; wo er einen seiner Lieblinge erblickte, begrüßte er ihn.

Die Kaiserin hörte den Vivatruf ja auch ganz gern, aber immer war sie nicht in der Stimmung, sich huldigen zu lassen. Sie gab ihrem gewaltigen Reifrock, als sie sich dem Praterstern gegenübersah, dem Sammelpunkt des Volkes, einen Schwung und machte plötzlich kehrt. Ein Blick die Jägerzeile hinauf überzeugte sie, daß heute große Auffahrt war; alles, was Zutritt zum Prater

hatte, schien sich ein Stelldichein gegeben zu haben. Da zog sie sich doch lieber in ihren Augarten zurück. Der gehörte noch ihr. Mit all seinem üppigen Baumwuchs, seinen künstlich überdachten Laubengängen, seinem Blumenflor, seinen Einsiedeleien und chinesischen Pavillons war er ihr und ihren Kindern teuer. Den Frühling genoß man hier. Und nur die Vertrautesten, die in besonderer Gnade standen, hatten mit ihren Familien im Augarten Zutritt, der Kaunitz, der Bartenstein, der Brukenthal und einige Minister, sonst niemand; Leute, mit denen sie zu arbeiten hatte, keine Müßiggänger. Und die fesselte sie gern fest an sich, deren Frauen empfing sie jederzeit, für deren Kinder interessierte sie sich wie für die eigenen. Der Staat war für sie eine große Familie. Sie trennte sich von keinem gern, den sie treu befunden hatte.

Die Gräfin Sali machte mit ihrem Reifrock dieselbe Schwenkung wie die Kaiserin, und beide lachten. „Wann wird die närrische Mode uns erlösen,“ seufzte die Gräfin, die ihre Leibesfülle von dem engen Schnürleib arg bedrängt fühlte. Es war in der Tat seltsam, wie viel Raum diese Mode den Beinen ließ und wie wenig der Brust. Je schlanker der Oberkörper war, der auf der weiten Glocke saß, für desto schöner galt eine Dame. Zwei Generationen hindurch hielt sich diese Mode bei den großen Damen, nur in der Gestaltung des Kopfputzes milderten sich die Forderungen allmählich. Maria Theresia war schon beim eigenen Blondhaar angelangt, sie verschmähte früh den Turm von fremden Haaren und all den Einlagen, die

durch hundert gewichtige Nadeln und Bänder und Schleifen zusammengehalten wurden und den Kopf so mancher Schönen mit fünf Pfund beschwerten. Sie brauche ihren Schädel für etwas anderes, sagte sie in ihrer wienerischen Art. Und ihr Beispiel fing in der Wiener Hofgesellschaft zu wirken an. Aber den Mut, vom Reifrock Abschied zu nehmen, hatte auch sie nicht. Ganz emanzipieren durfte man sich nicht. Da mußte schon Paris den Anfang machen.

Der Hoflakai war ungesehen beiseite getreten und ließ die hohen Damen weit voraus. Maria Theresia liebte es nicht, sich bewacht und beschützt zu sehen.

Die Gräfin klatschte oft ein bißchen und erzählte Geschichten aus der Adelswelt, denn die Kaiserin lachte gern. Aber nicht immer. Als die Sali heute von einem eifersüchtigen Grafen Perlas, ihrem Vetter, reden wollte, der seine schöne Frau quäle und beobachten lasse, da sagte sie kurz: „Der soll an seine Präsidentschaft im Banat denken! Es verdrießt mich, daß er so viel in Wien ist." Und die Gräfin brach ab und plauderte von ihren Familienangelegenheiten. Es gab nichts im Leben der Jugendfreundin, woran die Kaiserin nicht Anteil genommen hätte. Sie kannte jedes Kind der weitverzweigten gräflichen Familien Thurn und Edling, von manchem war sie die Tauf- oder die Firmgodel und sie trugen ihren oder des Kaisers Namen. Sie sah es überhaupt gern, wenn in allen Familien des Landes die Namen Franz und Maria Theresia in die Mode kamen. Franz war ja ein ganz neuer Name in Österreich, den hatte das Haus

Lothringen gebracht, und Maria, meinte die Kaiserin, sollte überhaupt jedes Frauenzimmer heißen.

Von einem anderen Vetter als dem Perlas, einem Sonderling, erzählte die Gräfin heute eine Geschichte, der die Kaiserin voll der stärksten Anteilnahme folgte. So jung wie der Erzherzog Joseph habe auch der seine Frau verloren und sich ein Jahr lang wie ein Verzweifelter gebärdet. Das Zimmer, in dem sie gestorben war, durfte nicht berührt werden, das ganze Haus mußte so gehalten werden, als ob sie jeden Tag wiederkommen könnte. Auf ihrem Spinett durfte niemand spielen, ihr Reitpferd niemand besteigen. Alles, was ihre Finger berührt hatten, war ihm heilig. Abends speiste er allein in ihrem Wohnzimmer und hielt gespenstische Zwiesprache mit ihr. Und da befiel ihn einmal die Neugierde, ihre persönlichsten Dinge durchzusehen. In ihrem Sekretär fand er eine Schatulle mit allerlei kleinen Andenken und zwei Briefen, die an sie gerichtet waren. Diese Briefe aber, die er jetzt las, heilten ihn. Er ließ am nächsten Tag sein Haus auf anderen Fuß setzen und heiratete ein nächstbestes Bauernmädel. Die andere Weiblichkeit tauge nichts, sagte er.

„Der Narr!“ rief die Kaiserin. Aber sie blieb stehen und blickte der Freundin groß in die Augen. „Einen solchen Eindruck macht eine derartige Entdeckung? Da sieht man's, wie man sich hüten muß vor allen Flattereien.“

„Meine Geschichte ist aber nicht aus, liebste Majestät. Das mit den Briefen war ein frommer Betrug. Um ihn

zu kurieren, hat seine Mutter jene zwei Briefe schreiben und in die Schatulle legen lassen."

„O pfui!" rief die Kaiserin. „Pfui Teufel!"

„Sie hat es dann zu spät gebeichtet," fuhr die Gräfin fort, „der Sohn glaubte ihr nicht; er meinte, sie wolle ihn nur abhalten, den dummen Streich mit dem Bauernmädel zu machen. Und er glaubt das noch heute und ist seither von einer Narrheit in die andere gefallen."

Sehr nachdenklich war die Kaiserin eine Weile. Dann sagte sie:

„Sali, ich danke dir für diese lehrreiche Geschichte. Du weißt gar nicht, was du mir damit für einen Dienst geleistet hast.... Schwöre mir, daß du nie ein Wort weitersagst von dem, was ich dir jetzt anvertrauen will. Schwöre es!"

„Ich schwöre es!" antwortete die Gräfin.

„Du hast zuvor eine ahnungsvolle Frage gestellt über die Verstorbene.... Nein, nein, wir glauben es nicht, daß sie den Joseph so betrauern möchte wie er sie. Denke dir, ihr Beichtvater hat sich angeboten, meinen Sohn ganz so zu kurieren, wie man deinen Vetter kurieren wollte. Und was bringt er mir für ein Rezept? Ein Tagebuch der Verstorbenen. Eine dumme Mädchenschwärmerei steht darin für irgend einen Alfonso, den die Isa lieber geheiratet hätte als den Joseph, weil sie ihn halt früher gekannt hat. Der Hofkaplan hat das Buch übernommen von der Kranken, um es auf ihren Wunsch zu verbrennen. Aber gut aufgehoben und beschnüffelt hat er es mit seiner frommen Neugierde. Und jetzt hab' ich's. Und ich soll's

weiter geben, meint der Herr Hofkaplan. Ich? Morgen fliegt's in den Ofen. Ich selber mach' Feuer damit. Gott behüte mich vor einer solchen Sünd'."

Die Gräfin lächelte so eigen, als ob sie um das alles gewußt hätte. „Das wird gut sein, liebste Majestät," sagte sie. „Man muß so etwas vertilgen, denn das Gerücht ist schon lange durchgedrungen, daß die Prinzessin von Parma einem anderen versprochen war, als sie vom Wiener Hof verlangt worden ist, und sie hätt' den anderen halt nicht vergessen können."

„Soo? Also klatscht man schon über die Trauer meines Joseph? Na, es wird keine solche Roßkur nötig sein, ihn zur Raison zu bringen. Und es soll sich niemand unterstehen, diese heikle Sache vor seine Ohren zu bringen. Ich bitte dich, warne jedermann."

Ganz warm hatte sich Maria Theresia geredet und ihre hellen, blauen Augen funkelten. Sollte es jemand wagen, die Trauer ihres Sohnes zu bespötteln! Sie wird dem Herrn Hofkaplan ganz gründlich ihre Meinung sagen, wenn er am Ende geschwätzt haben sollte. Ins Kloster wird sie ihn abberufen lassen zur Buße. So also werden die Geheimnisse der Hohen behütet?

Unter solchen Gedanken war sie schweigend neben der Jugendfreundin einhergegangen. Und jetzt kam ihnen vom Rondell der Favorita her eine hagere, hohe Gestalt entgegen. Es war Kaunitz, der kürzlich in den Reichsfürstenstand erhobene Kanzler. Die Hand am Degen, in der anderen den Dreispitz, den er offenbar nicht auf die tadellos gepuderte Perücke setzen wollte, kam der ge-

wandte Weltmann flink und doch voll graziöser Würde heran, blieb zehn Schritte vor Ihrer Majestät stehen und verneigte sich tief. Mit einer zweiten Neigung des Hauptes grüßte er die Gräfin, die er nicht übersehen durfte, so gewichtig war ihr Einfluß.

„Guten Abend, lieber Fürst. Er hat mir gewiß etwas Schönes mitzuteilen, ich seh's ihm an den Augen an," sagte Maria Theresia.

„Eure Majestät haben es erraten. Ich lege die Gewißheit zu Füßen Eurer Majestät, daß die Wahl morgen eine einstimmige sein werde. Und gleichzeitig mit der Zusage Seiner Hoheit des Kurfürsten von Bayern überreichte mir sein Gesandter auch dieses reizende Medaillonbildnis der Prinzessin Josepha."

Rasch griff die Kaiserin nach dem Medaillon. Und lange betrachtete sie es. Dann gab sie das Bild aufseufzend an ihre Begleiterin.

„Schönen Dank für die Nachricht von der Wahl, mein Fürst. Es freut mich aufrichtig.... Das da, das Bild — war so eilig nicht."

„Ich bin bestürzt," erwiderte der Kanzler. „Es gefällt Eurer Majestät nicht?"

Maria Theresia übernahm das Medaillon wieder und tauschte einen Blick mit der Freundin. Sie betrachtete es noch einmal. Dann sagte sie trocken: „Die hat die Blattern wenigstens schon gehabt!"

Der Kanzler schwieg und die Gräfin schwieg. Die Kaiserin sah diese aber auffordernd an, sie wollte ihr Ur-

teil hören, und die Freundin verstand das. „Sie hat sehr gute, sanfte Augen,“ sagte sie.

„Die wird sie auch nötig haben!“ sprach Maria Theresia und gab das Medaillon an Kaunitz zurück. „Da haben wir was Schönes angestellt!“

Und verstimmt ging sie voran, hielt Ausschau nach ihrem Wagen und gab dem Heiducken, der beim Rondell wartete, mit einem Wink selber den Auftrag, vorfahren zu lassen. Sie erwartete am Abend noch ihren Kurier, der sich immer in Linz mit dem des Kaisers begegnete. Dort tauschten sie die Post, und jeder kehrte schleunigst um. So hatte man einen regelmäßigen Dienst zwischen Wien und Frankfurt eingerichtet in diesen denkwürdigen Tagen.

Der Fürst und die Gräfin von Edling folgten der Kaiserin. Sie führten ein angeregtes Gespräch über Wetter und Wind und daß die Märztage doch recht kurz wären, denn die Sonne gehe gar so früh unter und da sei dann die Luft recht feucht und kühl im Augarten. Die Donau wäre eben zu nahe.

Die Kaiserin nahm noch Gelegenheit, ein Schlußwort an den gar empfindlichen Kanzler zu richten, und sie schien sich wieder völlig beruhigt zu haben. Sie dankte ihm nochmals für seine gute Nachricht und entließ ihn gnädig. Er war erprobt und hatte es gewiß gut gemeint auch mit diesem neuen bayrischen Eheplan.

Sein eigenes Schlußwort aber hatte einen Stachel. „Majestät, wir sind obligiert,“ sagte er. —

Maria Theresia besucht Joseph in Laxenburg.

Jeder Tag, jede Stunde im Leben der Kaiserin war mit irgendeiner Arbeit besetzt oder doch eingeteilt. Auch die abendlichen Spielstunden am Schachbrett oder am L'Hombre-Tisch, selbst die Erholungspausen des Alleinseins waren geregelt. Der Kinderstube gehörten die Morgenstunden. Da war sie ganz Mutter, Erzieherin, Freundin. Voll Strenge, wenn es nottat, sonst weich und herzlich. Sechzehn Kinder hatte sie dem Lothringer geboren und all die Hoffnungen erfüllt, die man in sie und das nur in ihr noch fortlebende Haus Habsburg gesetzt hatte. Und wenn auch nicht alle Kinder erhalten blieben, die Burg war voll Jugend, und die Mutter bemühte sich, alle Kinder gleichmäßig zu behandeln und ihre Charaktere zu entwickeln. Schmiedete sie doch für jedes einen besonderen Lebensplan. Es gab gar nicht so viele katholische Kronen in Europa, als sie nötig hatte, wenn sie all ihre Kinder ebenbürtig versorgen wollte. Da mußte Kaunitz noch tüchtig arbeiten. Und seitdem aller Voraussicht nach ein Zuwachs nicht mehr zu gewärtigen stand — Maria Theresia traute dem Landfrieden auch mit Siebenundvierzig noch nicht — beschäftigte Kaunitz die auswärtigen Vertreter systematisch mit der Auskundschaftung und planmäßigen Vorbereitung künftiger Ehemöglichkeiten für alle Sprößlinge des Hauses Habsburg-Lothringen. Die mittelalterlichen Kindertrauungen waren ja bei den Fürstenhäusern aus der Mode, aber der Austausch verbindlicher

Zusagen und die Vorbereitung kindlicher Seelen für ganz bestimmte Bündnisse waren es nicht. Jedes Prinzeßchen wußte, auf welchem Thron es einst sitzen oder in welchem Stift es Äbtissin werden sollte. Der Gehorsam wurde den Kindern als erste aller Pflichten anerzogen, es gab keinen Willen neben dem der Eltern. Vor der Pest waren die Kinder weniger behütet in der Wiener Hofburg, als vor all den Möglichkeiten zu unwillkommenen Herzensbeziehungen. Das Wort Liebe kam über keine Lippe. Man kannte es nur aus den Gebetbüchern.

Joseph war ganz zerschlagen heimgekehrt von seiner Krönungsfahrt, die zuletzt in einer unglücklichen, von Stürmen bedrohten Wasserpartie auf der Donau gipfelte, und lag erkältet in Laxenburg. Einige Nächte schüttelte ihn ein arges Fieber, und er phantasierte von seiner verstorbenen geliebten Frau. Die Ärzte berichteten es der Kaiserin, und sie war selber zu ihm geeilt. Mit erhobenen Händen verlangte er von ihr sein Kind, die kleine „Resi". Er wollte es in seiner Nähe wissen, es sehen, so oft es ihm beliebte. Das Kind sei seiner Mutter so ähnlich.... Seitdem dieser Wunsch ihm erfüllt war, erholte und beruhigte er sich allmählich.

Aus Mitleid mit Joseph ließ die Kaiserin damals doch vertraulich in Parma anfragen.... Sie kam zu spät, die Schwester Isabellens war schon an den künftigen König von Spanien versprochen. Maria Theresia war einen Augenblick entschlossen gewesen, die Zusage ihres Kanzlers in München in Frage zu stellen, sie atmete aber doch auf, als die Antwort aus Parma einlief. Und sie

brachte sie heute selber nach Laxenburg. Aus Schönbrunn war sie in Begleitung ihrer schönen Lieblingstochter, der in dem Glanze ihrer zweiundzwanzig Jahre prangenden Erzherzogin Maria Christine, herübergekommen, um dem Wiedergenesenen die Botschaft zu bringen, die ihm, so unerfreulich sie auch sein mochte, doch ihre große mütterliche Liebe beweisen sollte. Ehe sie nächstens für Wochen nach Preßburg ging, um den hungarischen Landtag wieder einmal einzuberufen, hätte sie diese Angelegenheit mit Joseph überhaupt gern entschieden gesehen....

Maria Christine hatte sich um der kleinen Resi willen die Mitfahrt erbettelt; sie war die einzige Vertraute Isabellens gewesen, und ihr empfahl die Sterbende ihr Kind. Es war der Erzherzogin Maria Christine denn auch gar nicht recht, daß das Kind nicht in Schönbrunn bleiben durfte. Sie begrüßte den Bruder flüchtig im Park und eilte sogleich nach dem „Blauen Hof", wo sie das Kind mit seiner Aja wußte.

Die Kaiserin trat gar nicht ins Schloß, sie wandelte mit Joseph im Schatten mehrhundertjähriger Eichen und freute sich seiner Genesung. In allen Zweigen dieses Naturparkes sangen die Vögel, es war hier eigentlich schöner als in dem französisch-prunkvollen Schönbrunn mit seinen verschnittenen Kulturen. Hier wurde man freilich leicht wieder gesund.... Nun, auch der Kaiser hatte einen argen Schnupfen heimgebracht von der allzu frühen Wasserfahrt, die man bei schlechtem Wetter die Donau herab bis Linz unternahm, und er war rasch

wieder genesen. Die herrlichen Maitage ließen alle Unbilden vergessen....

Maria Theresia besaß kein diplomatisches Talent, sie konnte eine Sache, die sie drückte, nicht für sich behalten und etwa den günstigen Augenblick erspähen, sie anzubringen. Joseph merkte sogleich, daß sie um eines besonderen Zweckes willen gekommen war, und sie hatten noch keine hundert Schritte zurückgelegt, so wußte er die Botschaft aus Parma. Es gab ihm einen Ruck. Hatte er sich doch mit der ihm eigenen Zähigkeit in den Traum eingelebt, die anmutige Schwester Isabellens einst an seiner Seite walten zu sehen. Welch gute Mutter würde sie dem Töchterchen seiner Toten geworden sein!

Er schwieg. Aber er war voll Dankbarkeit für die Kaiserin; es rührte ihn, daß sie doch auf seinen Herzenswunsch eingegangen. Und sie nützte den Augenblick und nahm ihm das Versprechen ab, daß er jetzt nicht länger ihrer Wahl widerstrebe.... Er möge nur ein klein wenig dynastisch denken. Auch in Bayern sei die regierende Familie im Aussterben, der Kurfürst habe keinen männlichen Erben. Dessen Schwester zu ehelichen könne ungeahnte Folgen haben für das Haus Habsburg-Lothringen. Er möge das ernstlich bedenken.

Joseph legte seine Rechte in die der Mutter und sagte, aus Liebe zu ihr wolle er die Prinzessin zur Frau nehmen, die sie ihm wähle. Wie sie heiße, sei ihm gleichgültig. Aber ein Jahr möge man ihm noch Zeit lassen, sonst gebe es eine unglückliche Ehe.

Er sagte das so ernst und fest, daß die Kaiserin nichts

mehr zu entgegnen wagte. Noch ein Jahr? Nun, er würde wohl mit sich reden lassen. Und sie war zufrieden, wenn es im nächsten Fasching Hochzeit gab in der Wiener Hofburg. Das Medaillonbildnis, das sie bei sich hatte, hielt sie zurück. Es hatte keine Eile damit.

„Gut," sagte sie, „wir wollen erst im Winter wieder davon reden. Vielleicht findet sich auch für den Poldl bis dahin eine passende Partie. Der Kaunitz hat schon etwas eingeleitet. Und es ist Zeit, daß wir ihn nach Florenz schicken.... Warum hast du nicht ein paar Jahre dort als Großherzog von Toskana regieren wollen an Stelle des Kaisers? Es hätte dir wohlgetan als Vorschule, so wie es uns beiden seinerzeit wohlgetan hat. Der Poldl ist noch ein bißl jung!"

„Ach, liebe Mutter, ich habe meine eigenen Ideen von der Zukunft Österreichs. Mir ist Toskana nichts. Es gibt hier und in Hungarn so unendlich viel zu tun. Ein Menschenleben ist viel zu kurz, all diese Aufgaben zu erfassen. Ehe ich die Regierung dieses großen Reiches einst übernehme, will ich all seine Völker kennen lernen. Die Zeiten, sie vom grünen Tisch aus zu regieren, sind vorbei. Ich werde mit Erlaubnis Eurer Majestät viele Reisen machen."

„Hm. Wenn es dir Spaß macht.... Bis jetzt war das nicht Sitte bei uns. Wer etwas will, der findet seinen Kaiser in Wien."

Sie setzte sich auf eine Bank von Stein und betrachtete Joseph, der schlank und aufrecht vor ihr stand. Der kühne Schwung seiner Adlernase, die hellen, blauen

Augensterne, der Ernst, die würdige Haltung — das gab einmal einen stattlichen deutschen Kaiser. Sie war überaus zufrieden mit seinem Aussehen, er hatte sich wieder ganz erholt und freute sich offenbar des Aufenthaltes in Laxenburg. Sein Lehrer in allen Staatswissenschaften, Bartenstein, war hier um ihn, auch militärisch arbeitete er viel. Zum Schmerze der Mutter schwärmte Joseph für den Preußenkönig und wollte es ihm einmal zuvortun als Krieger. Es war sein heimliches Ideal. Alles, nur keinen Kriegshelden wollte Maria Theresia aus Joseph gemacht sehen. Sie haßte den Krieg.... Im übrigen trieb er Musik, denn er spielte das Spinett, und gab es ein Quartett, meisterte er die Baßgeige. Er las auch viel und, was ihr als Mutter besonders gefiel, beschäftigte sich mit seinem Töchterchen. Maria Theresia war gar sehr gegen jedwedes Sonderlingsdasein, sie drang bei allen ihren Kindern auf geregelte Beschäftigung, aber der Joseph war ihrem Einfluß entwachsen, und sie wollte ihn nicht mehr hofmeistern. Wenn er nur innerlich wieder langsam ins Gleichgewicht kam. Manches wollte sie übrigens noch wissen von seiner Krönungsfahrt; der Kaiser wäre so wortkarg gewesen. Was es denn an den Höfen gegeben hätte, die er besucht habe, wollte sie wissen. „Hauptsächlich Bräute," sagte Joseph voll Spott. „Jeder Bischof hat dem Römischen König eine andere Prinzessin angeboten. Wenn ich der Sultan wär', ich hätt' sie auch alle genommen, aber so — — — —" und er zuckte mit den Achseln.

„Du Spötter, du!" sagte die Mutter lächelnd. „Aber

der Kaiser erzählte mir auch, du habest neue Beschwerden und Wünsche der Kurfürsten in Empfang genommen. Wo sind sie denn?"

„Nur mündliche, Majestät. Die schriftliche Ausarbeitung, die ich verlangt habe, wird erst folgen."

„Worüber?"

„Hauptsächlich gegen die Auswanderung nach Hungarn richten sie sich."

„Schon wieder?"

„Sie verlangen das vorjährige Verbot durch ein Reichspatent erneuert, denn es laufen ihnen alle Untertanen fort, die nicht durch Haus und Hof gebunden wären. Kurmainz, Trier und Fulda klagen, das katholische Deutschland verarme an Österreich. Überall bekam ich es zu hören, die Agenten der Wiener Regierung locken zu viel Leute fort."

„Das ist ein altes Lied, mein Sohn. Schon mein Vater hat es hören müssen und der Graf Mercy, wie sie im Temescher Banat mit der Ansiedlung begonnen haben. Was wollen die guten Fürsten? Es muß bei manchem die Uhr falsch gehen, denn die Leute, die nicht zu uns kommen dürfen, die wandern halt nach Amerika. Und jetzt ruft sie die Kaiserin Katharina nach Rußland. Bis an die Wolga schickt sie die Schwaben aus dem Reich. Ihr Lebtag werden sie nicht mehr zurückfinden. Ist das besser? Wir behalten sie beisammen. Bei uns bleiben sie Untertanen des deutschen Kaisers. Und wir können sie auch nicht entbehren. Ich war noch ein Kind, als man mir bei der Fronleichnamsprozession einmal die vielen

Schwaben zeigte, die über Wien nach Hungarn zogen. Und schon als ich Braut war, haben wir bei Hof am liebsten den Kuchen aus Banater Weizenmehl gegessen. Und dann, als ich und das Reich in großer Not waren, da zeigte man mir die deutschen Regimenter, die aus Hungarn nach Böhmen marschierten.... Mein Sohn, ich habe damals noch nicht viel vom Regieren verstanden, aber das habe ich verstanden.... Jede brave deutsche Familie aus dem Reich, die sich in unseren Ländern ansiedelt, wird ein Baum, der reiche Früchte trägt."

„Ja, Majestät, das ist herrlich.... Aber....?" fragte Joseph.

„Aber?.... Meine Kammerräte wissen ganz genau Bescheid. Man gibt den Fürsten scheinbar nach und läßt das Verbot wieder einschlafen. Man verschärft die Bedingungen der Einwanderung bei uns und erhält um so bessere Bauern. Wer daheim sein Lösegeld zahlt und hundert Taler mitbringt, dem kann man ruhig einen Bauernhof schenken. Laß dir doch einmal Vortrag darüber halten vom Hofkammerrat Gottmann. Er hat unter dem alten Stephany alles vom Anbeginn mitgemacht. Er versteht seine Sache. Wir lassen uns nicht abschnüren vom Reich, o nein, das gibt es nicht."

Mit leuchtenden Augen hatte Joseph ihr zugehört. Er war es gewohnt, daß man seine Mutter eine große Regentin nannte und ihrem praktischen Verstand ebenso huldigte wie ihren Fürstentugenden, aber er wunderte sich doch immer wieder, wie sie von jedem Gegenstand unter-

richtet war, wie sie überall selber dachte, selber mitfühlte und handelte.

„So denke auch ich, Majestät; wir brauchen Deutsche in diesen Staaten und sollen jeden an uns heranziehen, der sein engeres deutsches Vaterland aus irgendeinem Grunde verlassen will. Es war einer der größten Gedanken meines Herrn Großvaters und seiner Feldherren, daß sie das wiedereroberte Hungarn sogleich zu besiedeln trachteten."

„Das habe ich ihnen fleißig nachgemacht; frag' nur den Gottmann und den Brukenthal," sagte die Kaiserin.

„Und ich will es einst fortsetzen, Majestät, das schwöre ich," sprach Joseph voll Eifer. „Deutsch soll Trumpf sein in diesen Ländern."

„Nana, nana!" erwiderte Maria Theresia. „Du wirst auch andere Kinder haben. Ich habe mir früh alle nationalen Liebhabereien abgewöhnen müssen.... Nur alles mit Maß!"

„Ja, teure Mutter, das ist es, was ich von Ihnen zu lernen habe. Und ich wünsche mir noch eine recht lange Lehrzeit an Ihrer und des Kaisers Seite."

„Pepi, ist denn heute mein Namenstag, daß du mir solche Komplimenter machst? Seitdem du Römischer König bist, finde ich dich viel bescheidener als du warst."

„Ach, Mutter, das hat mit dem König nichts zu tun. Mir ist aller Hochmut und aller Spott vergangen in der Leidenszeit, die ich durchgemacht habe...." Und in plötzlicher Erschütterung rief er: „Warum!? Warum!?" und ballte die Fäuste vor der Stirne.

„Laß das, mein Sohn .... Gott hat dich prüfen wollen, ob du stark genug bist,“ sagte Maria Theresia voll Güte.

„Mutter, Sie glauben das?“

„Ich bin dessen gewiß!“

„Wer das auch könnte! Ich nicht .... Darum werde ich auch nie so glücklich sein wie Eure Majestät; in mir brennt ein ewiger Durst, den ich nicht stillen kann.“

„Dir fehlt es am Glauben. Erwirb dir ihn wieder. Ich will dir doch den vom Papst geweihten Rosenkranz schenken, wenn du mir versprichst, ihn täglich dreimal durchzubeten.“

„Gott behüte mich“, antwortete Joseph rasch, „vor solcher Zeitvergeudung zu seiner Ehre. Ein Vaterunser jeden Morgen genügt mir.“

„Und keine Messe? Und nie eine Wallfahrt? Das ist zu wenig. Dein Beichtvater hat mir längst geklagt ....“

„Majestät“ — Joseph reckte sich und stand steif vor seiner Mutter — „ich bin jetzt Römisch-deutscher König.“

„Ach was, König; du bist mein Sohn, und die Mütter sind verantwortlich auch für das Seelenheil ihrer Kinder.“

„Ja, teure Mutter, ich verstehe dieses edle Gefühl, aber den Dritten zwischen uns, den wollen wir doch ausschließen,“ sagte Joseph im Tone einer herzlichen Bitte.

„Den Beichtvater?“ fragte Maria Theresia erschrocken.

„Ja!“

„Kind, hüte dich .... Denke so etwas nicht! Sprich nie ein Wort dieser Art zu jemandem, denn sie erfahren es. Antworte mir auch jetzt nicht; reden wir von anderen Dingen.“

Joseph war überrascht. Nie hatte er sich bis dahin besondere Gedanken gemacht über die Machtfragen im Staate und deren tiefste Wurzeln. In diesem Augenblick wurde ihm zum erstenmal klar, daß es etwas gab, vor dem auch seine große Mutter sich fürchtete.

Maria Christine kam. Sie führte die kleine Erzherzogin Resi am Händchen, und die Aja folgte hinterdrein. Das Kindchen konnte schon allerlei reden, es erkannte die „Omama“ von weitem und lief auf sie zu.

Joseph blickte voll Zärtlichkeit auf sein Kind — auf ihr Kind. O, wie es ihr ähnlich war! Er mußte sich abwenden, als ihn ein Blick seiner Schwester traf, denn das Wasser schoß ihm in die Augen. Da sich die Kaiserin jetzt mit dem Kinde beschäftigte und hundert gute Ratschläge für die Aja hatte, trat Maria Christine zu Joseph hin, um ihm die Hand zu drücken. Sie verstand seine Bewegung. War doch auch ihr die Tote teuer gewesen. Sie hatte ihre erste Freundin, die sie im Leben gewann, verloren in ihr. Sie hingen wie Schwestern aneinander und vertrauten sich gegenseitig ihre heimlichsten Gedanken an. Der Schmerz Josephs, der keine Grenzen fand und kein Maß, tat ihr weh. Sie hätte sich so gerne einmal mit dem Bruder ausgesprochen über die Tote, aber sie wagte es nicht. Und auch etwas anderes hätte sie ihm gerne anvertraut; nur bei ihm konnte sie auf Verständnis hoffen. Aber wann? Wo? Sie war nie allein mit ihm.

„Mimi,“ sagte die Kaiserin, „wir müssen fahren.“ Mimi war der familiäre Rufname Maria Christinens,

der ihr aus der Kinderstube anhaftete. „Meine L'Hombre-Partie wird schon beisammen sein in Schönbrunn. Die Sali wird warten."

„Ja, Majestät," antwortete sie. Und zu Joseph: „Ich muß dich einmal eine Stunde allein sprechen. Schau, daß du es möglich machst."

Dann ging sie, da die Kaiserin sich schon erhoben hatte, zu dem Kinde und verabschiedete sich zärtlich. Dieses hing sich an ihren Hals und wollte die Tante Mimi nicht lassen.

Joseph sah es voll Bewegung. „Schauen Sie, Mutter," sagte er, „wie das Kind fühlt, wer ihm gut ist. Laßt mir die Mimi doch einmal auf eine Woche hier. Gleich nächstens, während der Wallfahrt ...."

„Auf eine Woche? Die Mimi? Ja, will sie denn nicht mit mir und dem Kaiser nach Mariazell?"

„Ich war ja schon so oft dort," erwiderte Maria Christine.

„Ich noch öfter, mein Kind," sagte Maria Theresia kurz. „Aber wenn sie will, kann sie ja mit ihrer Begleitung herüber kommen."

Beide küßten der Kaiserin die Hand, Joseph und Maria Christine, für diese Gnade, die nicht gern gewährt worden war. —

Bruder und Schwester.

Das war der Urlaub der Kaiserin, diese alljährliche Wallfahrt nach Mariazell. Schon ihre Vorfahren sind diese Straße gefahren, und sie fuhren gut. Es gab kein

Ereignis im Hause Habsburg, das nicht dorthin führte, zu dem nicht die Gnadenmutter von Mariazell zuerst um ihren Segen angefleht worden wäre. Und Maria Theresia hielt fest an dieser Überlieferung. Ihre Hochzeitsreise schon war eine Wallfahrt nach Mariazell, und dann hatte sie jedes Jahr irgendein Gelöbnis zu erfüllen oder irgend einen Herzenswunsch, um dessen Gewährung sie zu bitten kam. Man unternahm sonst höchst selten eine Reise. Zur Krönung nach Frankfurt, zur Krönung oder zum Landtag nach Preßburg, zur Erbhuldigung nach Prag und Graz und Linz und Innsbruck, ab und zu ein kleiner Ausflug nach den Besitzungen eines Lieblings des Hofes, das waren die Reisen in einer mehr als zwanzigjährigen Regierung. Das Reisen kostete zu viel. Selbst die acht Mariazellertage jedes Jahr, die eine so wohltuende Entspannung bildeten in dem arbeitsreichen Regentenleben, verschlangen eine Million. Der Stil der Zeit erforderte auch bei solchen Anlässen all den kaiserlichen Aufwand, an den die höfische Umwelt und das Volk gewöhnt worden waren. Und niemand hatte die Neigung und die Kraft, dieser überlieferten Krankheitsform des Gottesgnadentums ein Ende zu bereiten.

Maria Christine war mit zwei Hofdamen, einer Kammerfrau, zwei Lakaien und allerlei weiblicher Dienerschaft im Blauen Hof in Laxenburg eingezogen für die Wallfahrtswoche des Kaiserpaares. Man hatte sie nicht gerne befreit von der Mitfahrt, aber die Mutter hielt ihre Versprechungen auch dann, wenn sie sie reuten. Und das war auch diesmal geschehen, denn sie entbehrte ge-

rade diese gescheite Tochter schwer, sie hatte sie immer um sich und war gewohnt, über alles, was sie bedrückte, mit ihr zu reden. Kein Thron wäre Maria Theresia zu gering erschienen für ihre Mimi, sie hielt viel von ihr. Aber es fügte sich nichts Annehmbares, und die Mimi wollte auch gar nicht fort von der Seite der Mutter. Der Kaiser hatte freilich seine Pläne mit ihr, er gedachte sie mit einem seiner italienischen Neffen zu verehelichen, der noch nicht alt genug war, auf den sie warten sollte. Die Erzherzogin widerstrebte heftig. Aber sie durfte es sich nicht merken lassen. Die Mutter ahnte es, fühlte es, und was sie bei keinem ihrer Kinder geduldet haben würde, das duldete sie schweigend bei ihrer Mimi. Sie durchschaute ihre Anhänglichkeit und ihre Zärtlichkeit, es war ein Hilfesuchen, ein Anklammern an die starke, große Mutter. Nur sie konnte dem kaiserlichen Vater, der sich in diesen Eheplan täglich mehr verliebte, entgegenwirken, nur bei ihr war Rettung. In hundert kleinen Zügen verriet sich das bedrückte Gemüt der Tochter, aber ein Herz hatte sie noch immer nicht gefaßt, mit der Mutter frank und frei zu reden. Maria Theresia ahnte ein besonderes Herzensinteresse bei ihrem Liebling. Wehe, wenn sie so etwas bei einer anderen Tochter entdeckt haben würde. Hier schwieg sie. Und sie durchschaute ihren Liebling auch jetzt, da Mimi, anstatt so wie jedes Jahr die fromme Fahrt mitzumachen und ihr Schicksal der Gnadenmutter von Mariazell anheimzugeben, nach Laxenburg wollte. Sie suchte wohl Hilfe bei Joseph? Beschämt erfuhr Maria Christine, daß sie durchschaut war, als sie

Abschied nahm von der Mutter. „Mimi," sagte die Kaiserin, „gib Obacht auf dich.... Der Pepi wird mit seinen eigenen Schmerzen kaum fertig. Heiter' ihn auf, aber laß dir nichts anmerken. Spötter taugen nicht zu Vertrauten!"

„O Mutter! Majestät!" schluchzte Maria Christine und sank vor ihr in die Knie, ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Ich weiß schon, ich weiß schon," sagte die Mutter gütig. „So ein Fußfall ist immer das letzte Auskunftsmittel. Sei ruhig, faß dich, ich will auch für dich in Mariazell beten...."

Und es war auch diesmal zu keiner Aussprache gekommen. Jetzt aber wohnte Maria Christine in dem zum Schloß gehörigen Blauen Hof in Laxenburg und freute sich, ihren Bruder Joseph und seine kleine Resi bemuttern zu können. Unter Josephs Schutz entledigte sie sich häufig der lästigen Aufsicht ihrer Damen, durchstreifte mit ihm den weiten englischen Park und ritt an seiner Seite auch in die Umgebung hinaus. Weit hinter ihnen folgte ein Lakai zu Pferde. Sie ritten nach Heiligenkreuz und dem romantischen Mödlingen hinüber und dünkten sich in der Schweiz zu sein, so bergig und wild kam ihnen die Gegend vor. Wie schön doch das große Österreich sein mochte, meinte Joseph, er brenne darauf, es einmal gründlich kennen zu lernen. Niemand bei Hofe kenne es. Er aber werde viel reisen.

„Du, Sparmeister?" lachte Maria Christine.

„Hm! Du glaubst doch nicht, daß ich solch einen Wall-

fahrtstrain brauche, wie wir ihn neulich wieder gesehen haben? Ich werde allein reisen."

„Allein?" fragte Maria Christine und war starr über solch einen Einfall. „Allein?"

„Ein Adjutant und ein Diener genügen mir," antwortete Joseph.

„Das gibt es? Das kann ein Gesalbter wagen?"

„Er wird nicht viel fragen," entgegnete der Römische König.

„Joseph, das wirst du nicht durchsetzen, solange die Mutter lebt," sagte Maria Christine.

„Vielleicht doch," erwiderte er. „Wer etwas will, vermag es auch."

Maria Christine ritt schweigend neben ihrem Bruder her und gedankenvoll. Es erwachte also doch endlich wieder der alte Trotz in ihm, den sie immer so sehr an Joseph liebte. Er wolle ein anderer werden als all die, die vor ihm das Reich regiert haben, hatte er ihr einmal gesagt, ein eigener. Diesen Bruder suchte sie ja, ihn brauchte sie. Er schien versunken zu sein in den großen Schmerz, den ihm das Schicksal bereitete, er schien sich selber verloren zu haben, so weich und tränenselig war er geworden. Aber das schien eben nur so.

„Du weißt, Joseph, ich will mit dir etwas besprechen," sagte sie ernst, „kann es noch heute sein?"

„So rücke doch endlich heraus mit deinem süßen Geheimnis, ich warte schon drei Tage darauf."

„Wenn du so mechant spottest, werde ich mich wohl hüten."

„Aber Mimi," erwiderte er begütigend. „Wenn du wüßtest, wie tief ich verwundet bin. Wenn du ahntest..." Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt voraus. Kein Wort wurde mehr gewechselt während des Heimrittes nach Laxenburg.

Hinter dem fernen Kahlengebirge war die Junisonne leuchtend niedergegangen, aber in der weiten Ebene bis nach Carnuntum hinab war es noch taghell. Die Abendglocken läuteten. Wasservögel flogen heimwärts gegen die Donauauen, und die Störche, die auf den bäuerlichen Hausdächern in Laxenburg nisteten, brachten ihren Jungen die letzte lebendige Atzung aus den Tümpeln und Sümpfen. Es dämmerte, als das schweigende Paar einritt ins Schloß....

Eng aneinander geschmiegt saßen die Geschwister abends in der Galerie des Schlosses und tauschten ihre Gefühle aus.

Die Fenster standen weit offen und das Mondlicht flutete gespenstisch durch die Galerie. Zuerst sprach Joseph von seiner Toten. Das Abendgebet ihres Kindes hatte ihn erschüttert. Und jetzt kamen die Erinnerungen. Hier, in Laxenburg, hatte er die aus dem Süden kommende Braut einst in Empfang genommen. Hier selige Tage mit ihr verbracht.... Maria Christine schwieg, um nicht weinen zu müssen über den wieder so weich gewordenen Bruder. Er aber sagte endlich: „Und du? Und du?"

Jetzt erzählte sie.... Lange, lange — seit fünf Jahren schon, liebte Mimi den Herzog Albert von Sachsen. Sie

war Siebzehn, als sie ihn zum erstenmal bei Hofe sah, und hat ihn nicht mehr vergessen können. Er war im Auftrag seines Vaters, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, der von den Preußen bedrängt wurde, nach Wien gekommen. Und in Schönbrunn ist er als lieber Vetter empfangen worden. War seine Mutter doch eine Erzherzogin. Joseph erinnerte sich der Begegnung sehr genau, sah doch auch er den männlich schönen Prinzen, den Sohn seines Taufpaten, damals zum erstenmal. Und als der Sohn dieses Taufpaten wurde der Herzog ja ganz besonders warm aufgenommen von der Kaiserin und in den Familienkreis eingeführt. Der Gast blieb nicht lange, doch als er wieder abreiste, seufzten ihm sämtliche Töchter Maria Theresias nach. Die Mutter merkte es und sagte streng, der junge Herzog ohne Thron wäre keine Partie für Kaiserstöchter. Dieser elfte Sohn eines fürstlichen Hauses täte besser daran, geistlich zu werden. Daraufhin trösteten sich die Schwestern; sie aber, Maria Christine, verzehrte sich in heimlicher Sehnsucht nach ihm. Sie liebe ihn über alles, sagte sie. Und er wisse es.

Da Joseph die Schwester fragend ansah, sprach diese: „Du meinst, ich hätte es ihm gesagt oder geschrieben? O nein, das übernahm in zartester Weise wer anderer... Der Herzog nahm ja Dienste bei uns, wurde früh Oberst in der Armee, aber als er aus dem Felde wiederkam, hielt man ihn in kühler Entfernung von uns. Bei deiner Vermählung sah ich ihn wohl wieder, aber wir konnten seither nur Blicke tauschen und stumme Grüße. Er ist ja ein

Prinz ohne Zukunft, ein Soldat von Beruf, sagt der Kaiser, und je mehr sich die Angelegenheiten seines Vaters verschlimmerten, desto kälter behandelte man ihn.... Niemandem als Isabella konnte ich sagen, was ich leide. Sie nur hat um mein Geheimnis gewußt, sie nur hat mich verstanden. Und seit sie tot ist, habe ich mit keinem Menschen mehr sprechen können über ihn. Ich muß nur immer von dem anderen Plan hören. Das ertrage ich nicht länger. Man hätte mir mit sechzehn Jahren irgendeinen Gemahl geben sollen, heute bin ich zu alt für solch einen Handel. Aber die Gefahr für mich kommt näher und näher, der sardinische Jüngling, den der Kaiser mir zugedacht, wird mit jedem Jahr älter, und im nächsten Sommer soll ich ihm begegnen. Man hat es mir neulich gesagt. Er wird dann neunzehn sein, ich dreiundzwanzig. Joseph, hilf mir, hilf mir, daß das nicht geschieht, ich ertrage es nicht, ich werde unglücklich."

Mit einem leidenschaftlichen Erguß, voll Heftigkeit hatte Maria Christine gesprochen. Joseph hielt ihren Arm, den sie in den seinen gelegt hatte, fest und streichelte ihre Rechte. „Die Mimi lehnt sich auf? Die Mimi will keine Inselkönigin von Sardinien werden? So kühn bist du? So tapfer? Sieh, ich habe mich gefügt, ich nehme die Frau, die mir die Mutter wählt."

„Ich begreife es nicht!"

„Es ist ja ganz gleichgültig," sagte Joseph. „Man liebt nur einmal.... Und ich habe mir sagen lassen von erfahrenen Leuten, daß eine Ehe aus Leidenschaft nichts tauge, daß sie dem, der ein großes Lebensziel vor Augen

habe, nur hinderlich sei. Aber bei dir ist das wohl etwas anderes. Ich schätze den Albert, er ist mein Freund, und er verdient dich."

„Du machst mich glücklich, Joseph! Du hilfst uns?"

„Kind, wie soll ich dir helfen? Das kann nur die Mutter. Hüte Dein Geheimnis vor aller Welt, aber vertrau' dich ihr an. Ein Jahr ist lang. Wer weiß, was bis zum nächsten Sommer alles geschieht."

„Die Mutter ahnt es wohl. Aber auch ihr gilt ein Prinz ohne Anwartschaft auf einen Thron gar nichts. Meine Lage ist hoffnungslos, wenn du keinen Ausweg weißt."

„Die Mutter wird Ausnahmen gelten lassen. Der Albert von Sachsen ist ein guter Kopf, den können wir brauchen in Österreich. Aber — täuschest du dich auch nicht in ihm? Willst du etwa selber um ihn freien?"

„O nein! Ich weiß es, daß er auf mich wartet, wie ich auf ihn. Isabella hat es mir gesagt."

„Isa?" fragte Joseph voll Erstaunen. „Meine Frau?"

„Ja, sie war mir von Herzen gut. Ihr danke ich viel. Du mußt es ihr noch im Tode verzeihen, sie hat einmal bei einem Empfang Gelegenheit gefunden, mit dem Herzog zwei Worte über mich zu sprechen. Sie kondolierte ihm zum Tode seines Vaters und sagte ihm, daß besonders ein Herz an diesem Hofe voll wärmster Anteilnahme für ihn wäre. Und er antwortete: Er lege sich und sein Schicksal diesem treuen Herzen zu Füßen. Er harre und hoffe."

„Diese Geheimnisse! Diese Romantik! Ja, das trau'

ich der Isa zu.... Sie hat dich sehr, sehr lieb gehabt," sprach Joseph bewegt. „Sie sagte es mir wie oft in ihrer schwärmenden Weise."

„Sie war ein Engel!"

„Nicht wahr?!" rief Joseph und stand rasch auf. „Und jetzt will man mich glauben machen.... O, es ist abscheulich!"

Er ging raschen Schrittes bis ans Ende der Galerie und kehrte wieder um. „Es ist abscheulich!"

Maria Christine war sehr erschrocken über seine Heftigkeit. „Was ist abscheulich?" fragte sie befangen.

Joseph blieb vor ihr stehen. „Sage mir, Mimi, warum Isa immer so betrübt, so versonnen und melancholisch war; warum sie niemals lachte. Nichts hat sie herzhaft gefreut, nicht einmal ihr Kind! Ich bitte dich, erkläre mir das!"

Maria Christine faßte sich rasch. Es ging ihr eine Ahnung davon auf, was ihn bewegte. „Du weißt doch, wie alles kam.... Die Ehe zwischen euch war ein rasches Werk der Mutter. Und Isa war eben anders als wir," sagte sie langsam, vorsichtig. „Sie hatte schweres südliches Blut in den Adern und neigte von jeher, als Kind schon, zu grüblerischen Gedanken. Sie erzählte mir oft, daß sie eine sehr traurige, unglückliche Mutter gehabt habe, eine trübselige Kinderstube."

„Ja, ja, ja, das weiß ich. Aber es gibt noch viele Rätsel...."

Und er ging vor der Schwester auf und ab und schien innerlich sehr bewegt zu sein.

„Was machst du dir doch für unnötige Sorgen, Joseph. Sie war eine einsame, verschlossene Natur. Und zu zart, zu gut war sie für diese Welt. Sie hat das Leben an unserem großen, stürmischen Hofe unerträglich gefunden. Ohne Scheu sagte sie es mir."

„Nur das? Nur das?"

„Was meinst du?"

„Schone mich nicht! Sage mir alles!" rief er voll Bitterkeit und lief wieder an ihr vorbei.

„So bleib jetzt stehen und erklär' dich deutlicher. Ich verstehe dich nicht!" sagte Maria Christine.

„Du verstehst mich nicht? Du warst doch ihre einzige Vertraute," höhnte er. „Oder war auch das eine einseitige Liebe, hast nur du dich ihr anvertraut? Hat sie dir nicht auch so manches gebeichtet?"

Jetzt war es Maria Christine klar, was da geschehen sein mochte. Und fest sagte sie: „Gewiß hat auch sie gebeichtet. Aber es ist sehr mechant von dir, mich in solcher Weise über sie auszuforschen.... War sie dir nicht mit Leib und Seele ergeben? Hat sie dir nicht zwei Kinder geschenkt? Mit allen Kräften war sie bestrebt, sich uns anzuschmiegen und unsere Liebe zu gewinnen. Wie oft bat sie mich, ihr zu sagen, was sie dir Liebes tun könnte. Und gebuhlt hat sie um das Vertrauen der Kaiserin. Ihr erstes Mäderl nannte sie selber Maria Theresia. Und das zweite, das so früh hat sterben müssen, widmete sie mir. Julietta Beatrice solle sie es nennen, schrieb man aus Parma, aber es

mußte Maria Christine heißen, sie duldete keinen anderen Namen."

„So gern hat sie dich gehabt.... Aber mich? Mich?"

Joseph setzte sich neben die erschrockene Schwester. „Ich habe sie so innig geliebt. Angebetet habe ich sie, wie nur ein unverdorbenes neunzehnjähriges junges Männerherz anbeten kann. Und vergehen wollte ich vor Schmerz über ihren Verlust, sterben wollte ich mit ihr. Aber jetzt flüstert man, ich möge mich doch endlich trösten, denn ihr Herz hätte nie mir gehört!"

„Wer wagt das? Joseph, wer?"

„Ich kann es dir nicht sagen, Mimi!" antwortete er traurig. „Aber ich bin verwundet bis in die tiefste Seele. Vergiftet bin ich worden."

„Du Armer, glaubst der höfischen Medisance mehr als dir und mir? Ach, geh doch!.... Muß ich dir sagen, daß Isabella eben auch ein Fürstenkind war wie wir? Sie wurde nicht viel gefragt, als man sie dir versprach. Und sie hätte damals ihren Vetter Alfonso lieber gehabt als dich. Das hat sie mir selber anvertraut. Kannst du ihr im Ernst noch im Tode einen solchen Mädchentraum übelnehmen, der sie aus der Heimat hierher begleitete? Sie brachte ihn ja dir zum Opfer! Sieh mich an; denke an mein Los! Wenn der Kaiser mich heute an seinen Neffen vergibt, was fange ich an? Was fängt ein Mann mit mir an? Isabella war erst siebzehn, und sie bekam einen Gatten wie dich. Sie hat es überwunden und gewann dich lieb. Ich möchte keinem raten, mich heute einfach zu nehmen. Die Hölle hätte er auf Erden.

Und wer wäre schuld daran? Etwa ich? Isabella war ein frommes Lamm, sie hat dich glücklich gemacht. Und jetzt haderst du mit ihr? Mit deiner Toten? Deinem guten Engel? Ach, geh doch!"

Maria Christine hatte sich unwillig erhoben, war an das offene Fenster getreten und blickte in den mondbeglänzten Park hinaus.

Erschüttert saß Joseph da, aus seinen großen, blauen Augen perlten heimliche Tränen, die niemand sah. Ein großes Schweigen lag über dem Raum, nur ein springender Brunnen plätscherte draußen. Als Maria Christine sich jetzt wieder ihm zuwandte, ergriff er ihre Hand. „Ich danke dir, Mimi," sagte Joseph weich. „Und sei getrost, ich helfe dir. Du sollst nicht auch.... Sei ganz getrost!"

Der ruhende Pol.

Im Wandel der Zeiten war so vieles locker geworden und morsch im Gefüge der altösterreichischen Verwaltung, oder es erhielt ein anderes Gesicht, wurde anders benannt und diente neuen Zielen. Ein kleiner Punkt blieb stets fest in dem Wirbel, der die österreichische Hofkanzlei umbrauste, denn er stützte sich auf einen Gedanken, der schon mit der Ostmark Karls des Großen geboren wurde und niemals aufgehört hatte, wirksam zu sein. Das Auf und Ab von Siegen und Niederlagen, von Friedensschlüssen und neuen Kriegen, der Verlust von Schlesien, die Erschöpfung nach dem Siebenjährigen Kriege, nichts berührte diesen festen Punkt. Als Kolonie des Deutschen

Reiches ward Österreich geboren, und nur als solche schien es leben und seine Sendung erfüllen zu können. Der Gedanke trat nicht immer in den Vordergrund; er entschwand zuweilen aus dem Bewußtsein eines Geschlechtes, aber er lebte dann um so kräftiger wieder auf und erwies sich als eine unsterbliche Mitgift des Staates. Immer wieder griff man in diesen Schatz, in diesen Jungbrunnen voll unerschöpflicher Gaben. Alle Kraft Österreichs kam aus dem deutschen Volke.

Jetzt stand seit Jahren der Hofkammerrat Anton von Gottmann auf dem Posten, von dem aus so viele stille Anregungen in die Länder gingen, von dem aus den anderen Hofkanzleien, der böhmischen, der hungarischen, der siebenbürgischen, oft ganz unmerklich neue Aufgaben zugewiesen wurden. Daß diese Stellen trotz ihrer eifersüchtig gewahrten Selbständigkeit von der Hofkammer aus übersehen, überwacht und sanft gelenkt wurden, das fühlten sie kaum; aber zuzeiten, wenn sie dem unausgesprochenen und doch so lebendigen Gedanken, dem Österreich seine Entstehung verdankte, widerstrebten, machte sich die geheime Gewalt, die von dort ausging, oft recht sehr bemerkbar. Die Deutschwerdung des Ostreiches, eine tausendjährige Angelegenheit, war nie ganz einzuschläfern und nie zu überwinden.

Wer in die Zeiten schaut, findet manchmal gar keinen Vertreter, in dem sich dieser Gedanke verkörpern würde; der Wiener Hof und die Minister hatten oft vergessen, daß er da war, aber er war nichtsdestoweniger da. Un-

bewußt wirkte er weiter, und man möchte zuzeiten lächeln über den verwelschten Hof, der bald spanisch, bald italienisch oder französisch parlierte, der eine ganze Wolke von welschen Mönchen über das Land gebreitet hatte, die dem deutschen Geist wehren sollten, und der dennoch im Banne jenes Gedankens blieb. Auch durch diese Wolke brach er immer wieder. Schon Karl VI. und seine Räte hielten nach der Türkenzeit Ausschau nach dem Verbleib der uralten Mitgift, und der Hofkammerrat Joseph von Stephany wurde ihr Schatzgräber. Besiedelungen all der menschenleeren Ödländer mit Deutschen war seine Losung. Hinter ihm stand Prinz Eugen, der mächtige Held und Staatsmann, neben ihm Mercy, der große General, der leidenschaftliche Kolonisator des Banats. Kaiser Karl war voll spanischer Träume, Prinz Eugen kam aus Savoyen, Mercy aus Lothringen, aber alle eigneten sich die alte Überlieferung Österreichs an. Rein und hell brannte sie in dem damaligen Hofkammerrat Stephany, und sein Feuer übertrug sich auf die Mächtigen; alle griffen zu und besiedelten das von den Türken wiedergewonnene Süd-Ungarn mit Deutschen. Aber sie gingen dahin, ehe das Werk halb getan war. Bei Sankt Stephan liegt Prinz Eugen, im Dom zu Reggio schläft Held Mercy, bei den Schotten in Wien Stephany. Die Pest fiel in Hungarn ein und wollte auch das große Friedenswerk vernichten, das sie hinterlassen hatten. Viele tausend Deutsche starben im Banat. Aber siegreich erhob sich über all den Gräbern der Gedanke, dem sie dienten. Er starb nicht. Wie eine höhere Botschaft lebte

er weiter und bildete einen ruhenden Pol in allen Wirrnissen.

Und jetzt hütet Anton von Gottmann, der einstige Sekretarius Stephanys, den Posten, für den sein Meister ihn erzogen. Er hat auch die Bescheidenheit von seinem Vorgänger, die Zähigkeit und Ausdauer, die der Dienst von jedem fordert, der gegenüber wechselnden Hofchargen und sprunghaften Kavalierslaunen eine bleibende Sendung zu vertreten hat. Leicht diente sich's einer so herrlichen Kaiserin. Sie wußte, was sie wollte. Nie verlor sie die großen Grundlinien aus den Augen. Als Schlesien verloren war, da sprach sie zu dem alten Hofkammerrat Stephany: „Jetzt schaff' Er uns doppelt so viel Kolonisten nach Hungarn! Wir haben deutsches Land verloren, und das schmerzt mich!" Und diese Sendung ging von Stephany auf Gottmann über.

Österreich war nach dem Gefühl der Kaiserin durch den Verlust Schlesiens geschwächt worden für die Erfüllung seiner uralten Aufgabe im Osten, und das schmerzte sie, das sollte wettgemacht werden. Nicht heute und nicht morgen konnte das geschehen, es war eine Aufgabe für Generationen; und nicht ausgesprochen brauchte es zu werden, wenn man's nur fühlte.

Anton von Gottmann, ein hoher Vierziger, blond und von mittlerer Größe, war ein Hagestolz. Sein animalischer Mensch war nie besonders rege; er lebte immer für andere Aufgaben, hatte nie Zeit für sich. In jüngeren Jahren ließ er sich so vielfach verwenden zur Ausführung von amtlichen Sendungen in den fernen Provinzen, daß

er die schönste Zeit zur Gründung eines eigenen Hausstandes unterwegs versäumte. Er lebte jetzt neben seiner alten Mutter und entbehrte nicht, was er nie besaß. In den Jahren, die er dienstlich sozusagen verreiste, in denen er Hungarn zweimal durchquerte, in Siebenbürgen war und im Banat und in der Batschka seine wirtschaftlichen Studien machte, in denen er auch die Agenten der Regierung in Süd- und Westdeutschland, die das Werbegeschäft in Händen hatten und leiteten, aufsuchte, in Straßburg und Frankfurt weilte, in diesen Jahren hatte seine Mutter ihm eine verwaiste Nichte herangezogen, eine Baronesse Kellersperg. Ihm war sie zugedacht, ihn sollte sie dereinst glücklich machen. Aber er blieb zu lange fort und versäumte auch ihre Blüte; sie hing ihr junges Herz an einen Offizier. Und als Gottmann wieder einmal heimkam, bat sie flehentlich um seinen Segen. Die Mutter tobte. Er aber fand sich mit dem erforderlichen Humor in die Lage, und die Baronesse Katharina, die ihm übrigens schon als Kind zu hochmütig war, bekam ihren Leutnant Niembsch. Seitdem gehörte er nur noch dem Hofkammerrat und in diesem nur der einen großen Aufgabe, die sein Vordermann, sein väterlicher Freund Stephany, zu einer der wichtigsten Staatsangelegenheiten ausgebaut hatte.

Vor dem Hofkammerrat lag ein mächtiges Aktenbündel, und darauf stand: „Siebenbürgen". Es war zu Stephanys Zeiten noch ganz schmächtig gewesen, man schob nur ab und zu lästige protestantische Trotzköpfe oder evangelische Einwanderer nach dem fernen Siebenbürgen.

Dort mochten sie sich mit den lutherischen Sachsen verbinden und vermischen, im Banat duldete sie die Kaiserin nicht; am liebsten hätte sie sie ganz abgewiesen. Aber sie hatte das Beispiel ihres Vaters vor Augen, der die Evangelischen aus Oberösterreich und Salzburg, die von den Bischöfen vertrieben wurden, zwar nicht schützte, aber sie doch lieber nach Siebenbürgen wandern sah, als nach dem Reiche. So schickte auch sie die evangelischen Schwaben aus Baden und Durlach, die ins Banat wollten, in ihr fernes Karpathenfürstentum. Stephany hatte ihr gesagt, sie würden dort eine Stärkung der Sachsen bedeuten, und das sei wünschenswert.... Aber der siebenbürgische Akt war erst jetzt, im Laufe des letzten Krieges, so sehr angeschwollen. Die preußischen Gefangenen, die der Daun und der Laudon gemacht hatten, und die Deserteure, die übergelaufen, waren eine Verlegenheit. Die sollte man hier füttern? Wer weiß, wie lange der Krieg dauerte. Der Oberste Hof- und Kriegsrat meinte, es könnten zehn oder zwanzig Jahre vergehen, ehe die Kampagne abgeschlossen wäre. Und da hätte man ein paar tausend lutherische Soldaten auf dem Hals, die ihrer immer mehr wurden. War der Krieg zu Ende, hatte man neue Tausende aus der eigenen Armee zu versorgen. Und die standen einem doch näher. Die Kaiserin war sehr besorgt; sie wollte namentlich die Ketzer fort haben. Gottmann wußte Rat. Er griff nach seinem siebenbürgischen Akt und machte alsbald den Vorschlag, diese Gefangenen seien anzusiedeln in Siebenbürgen, mitten unter den Sachsen anzusiedeln. Sie seien dort freizulassen und

zu verpflichten, sich einen Hausstand zu gründen, ein Weib zu nehmen. Auch die, die daheim in Preußen eines hätten, sollte man wieder heiraten lassen, wenn sie wollten. So blieben sie zu guter Letzt im Lande.

Das gefiel der Kaiserin. Sie brauchte Soldaten, und es war nicht so übel, wenn der „böse König“ ihr auf solchen Umwegen künftig zu ein paar Regimentern verhalf. „Aber wie, wenn eines Tages Friede ist?“ fragte die Kaiserin. Und der Hofkammerrat erwiderte, dann müsse man jeden, der darum ansuche, wieder freilassen. Aber es würden wohl kaum viele darum bitten, wenn man sie mit Haus und Hof beteile. Daheim müßten sie vielleicht wieder Soldaten oder hörig werden, und da dürften sie es wohl vorziehen, zu bleiben.

Hm. Ja. Das hätte wohl alles stimmen können, wenn der Krieg nicht ein so verdammt rasches Ende gefunden hätte. Nach sieben Jahren war er aus. Der Hof-Kriegsrat hatte sich blamiert mit seiner optimistischen Auffassung. Gottmann rechnete mit zehn Jahren bei seinem Siedlungsplan. Wie stand er jetzt da vor der Kaiserin? Seit einem halben Jahre war Friede, und die Gesuche aus Siebenbürgen mehrten sich. Die Kerle wollten fort. Heim zu ihrem König, zu Weib und Kind. Noch war keines der Gesuche erledigt worden, denn es wollte jeder einzelne Fall studiert sein; aber der Brukenthal drängte. Und der Mann stand neuerdings in unbegreiflicher Gunst bei der Kaiserin. Man durfte seine Mahnungen nicht unbeachtet lassen.

Die Beamten des Hofkammerrates machten denn auch

seit Wochen allerlei Vorschläge, stellten Anträge, wie sie die Überlieferung vorschrieb; aber das paßte doch alles nicht auf diesen besonderen Fall. Und jetzt fragte man auch schon aus Berlin, wo denn die Gefangenen blieben. Fürst Kaunitz aber, der gestrenge Obrist-Hofkanzler des Auswärtigen, gab diese Anfrage expreß an den Hofkammerrat weiter.

Und so saß denn Anton von Gottmann über dem unerfreulichen Akt. Er sollte seinen Bericht an die Regierung endlich abschließen.

Sein Sekretarius störte ihn etwas hastig; er meldete einen Besuch.

„Wer?“ fragte der Hofkammerrat. „Der Herr Vizekanzler? Ich lasse sehr bitten,“ sagte er, angenehm überrascht, und erhob sich.

In der weitgeöffneten Flügeltüre erschien die stattliche, männliche Erscheinung des Barons Samuel von Brukenthal. Er hatte den Dreispitz und den schwarzen Stock aus Ebenholz, der mit einem goldenen Griff geschmückt war, in der Linken und verneigte sich leicht.

„Meine Reverenz, verehrter Herr Hofkammerrat, meine respektuöseste Reverenz,“ sagte er mit tiefer, wohllautender Stimme und streckte Gottmann die mit blitzenden Ringen besetzte Rechte entgegen. „Wir kennen uns doch?“

„Bin sehr enchantiert, daß der Herr Vizekanzler sich nach so vielen Jahren meiner erinnern.“

„Ach freilich doch,“ entgegnete Brukenthal freundlich und in dem eigenen Tonfall der siebenbürgisch-sächsischen

Mundart. „Habe schon damals geahnt, daß ich Sie einmal auf diesem Posten sehen werde. Sie waren bei uns in Siebenbürgen, als die Durlacher einwanderten, nicht wahr?"

Gottmann hatte dem Gast einen Lehnstuhl angewiesen und sagte: „Ich war zweimal dort, Herr Baron. Zuletzt in der Affäre Seeberg, den wir den Sachsen vom Halse schafften."

„Richtig, richtig. Das mit dem bösen Subjekt hatte ich vergessen.... Es war mir nur so eindrucksvoll, wie Sie damals als Quartiermacher der Schwaben erschienen sind und sie gegen den Willen des Landeskommandierenden bei uns angesiedelt haben. Der hätte Ihnen beinahe einen schlimmen Streich gespielt, nicht?"

„Ja, ja!" lachte Gottmann. „Er hielt mich für einen Verschwörer gegen das Gleichgewicht der drei Nationen in Siebenbürgen. Für einen Agenten der Sachsen. Ich mußte mich gut legitimieren, sonst hätte er mich abgeschoben. Was machen übrigens meine Schwaben in Mühlbach?"

„Sie zanken sich mit den Sachsen und sondern sich ab.... Die lieben deutschen Brüder! Zanken tun sie ja wohl überall. Man muß Geduld haben mit uns allen."

Brukenthal, der noch immer stand, sagte das etwas spöttisch und überlegen. Er war ein Mann von Welt und ließ das fühlen. Als Sohn eines siebenbürgischen Königsrichters war er von Jugend auf gut gebettet. Seine Studentenjahre verbrachte er einst an den deut-

schen Hochschulen im Reich; er war viel gereist, hatte das Glück, in Berlin dem König Friedrich II. vorgestellt zu werden, dem seine männliche Erscheinung derart gefiel, daß er ihm eine Kompagnie anbot. Brukenthal zog es aber vor, nach Siebenbürgen heimzukehren und dort in die Dienste seiner Nation zu treten. Zur Gattin wählte er sich klugerweise die Tochter des Bürgermeisters von Hermannstadt, und damit war er in den Kreis der Patrizier aufgenommen. Wie ein Kind des Glücks behandelte ihn das Schicksal; als der Jüngste unter allen saß er früh im Rat der Hundertmannschaft und brachte sich zur Geltung durch Redegewandtheit und Gesetzeskenntnis. Daß er lateinisch zu reden verstand wie wenige, das wunderte niemanden; hatte er doch das Hermannstädter Gymnasium unter dem gelehrten Rektor Soterius absolviert; aber daß er auch die Sprache der Madjaren beherrschte, das machte ihn zu einer Ausnahmserscheinung unter seinem Volke. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine Weltläufigkeit und nicht zuletzt seine Erscheinung ebneten ihm alle Wege.

Wie er jetzt dem Hofkammerrat gegenüberstand, der hochgestiegene Mann von zweiundvierzig, der aussah, als zählte er um zehn Jahre weniger, den frohgemuten Blick der großen braunen Augen prüfend auf sein vis-à-vis gerichtet, erkannte man in ihm sogleich die ungewöhnliche Persönlichkeit. Die hohe Stirn, das kräftige Kinn, die gesattelte Nase, alles so markant und ausdrucksvoll wie der etwas volle Mund. Er trug keine Perücke. Das natürliche Haar war leicht gepudert und an den Schläfen

in drei Röllchen aufgewellt, das bartlose Gesicht frei und offen. Man mußte Vertrauen zu ihm fassen. Und das wußten wohl auch die, die gerade ihn in allen Volksangelegenheiten nach Wien sandten. Er setzte hier alles durch, wie er sich selbst daheim durchgesetzt hatte; er wurde ein Liebling der Kaiserin. Sie ließ ihn nicht mehr aus ihrer Nähe, als sie seinen Wert erkannt hatte. Man gedachte ihn daheim zum Komes zu wählen, zum Sachsengrafen; aber das wurde hintertrieben, denn Maria Theresia wollte ihn in Wien haben. Und so machte sie ihn denn zum Vizekanzler der Siebenbürgischen Hofkanzlei, die der Graf Bethlen nicht gerade zu ihrer Zufriedenheit als Kanzler leitete. Er bedurfte schon lange eines Zensors. Und weil dies nicht gut ein bürgerlicher Mann sein konnte, gab sie dem Brukenthal auch die Baronie. Sein Aufstieg vollzog sich so rasch, daß der gediegene Mann beinahe in den Geruch eines Günstlings gekommen wäre.

„Und was ist es, mein verehrter Herr Hofkammerrat," sagte Brukenthal, indem er von dem angebotenen Sitz Gebrauch machte, und sich etwas steif niedersetzte, „mit unserem neuesten Problema? Was machen wir mit den Preußen, die nicht bei uns bleiben wollen? Es hat schon Rumor gegeben, wie man mir berichtet. Die Weiber stehen auf und lassen die Männer nicht fort. Sie wollen mit. Und sie fordern unseren Schutz."

„Es ist eine schwere Sache, Herr Vizekanzler. Mein Auftrag ging auf freie Wahl zur Ehe. Die militärischen Gewalten aber haben sich eingemischt und von

jedem, den sie freigeben sollten, verlangt, daß er ein Weib nehme, unbekümmert darum, ob er daheim vielleicht schon Weib und Kind habe."

„Tja," warf Brukenthal ein, „unsere neue Militärgrenze braucht Soldaten!"

Der Hofkammerrat fuhr fort: „So hat man wohl zweitausend Ehepaare geschaffen und einige tausend Kinder in die Welt gesetzt. Aber was jetzt? Die Zeit war zu kurz, das Exempel konnte nicht glücken."

Brukenthal entgegnete ernst: „So ist es. Unsere Hofkanzlei hat fünfhundert Gesuche vorliegen um die Bewilligung zur Heimkehr. Das ist uns sehr empfindlich. Wohl sind Marodeure und Deserteure unter den Leuten, die wir gern entbehren; sie taugen nicht viel; sie müßten erst durch die sächsische Frau erzogen werden. Aber die Mehrheit ist trefflich. Und sie ist unseres Glaubens. Tausende üben ein Handwerk aus, tausend sind Bauern geworden und halten uns in manchen Orten die Walachen nieder. Auch können wir sie brauchen für die neue Militärgrenze. Wir sollen für sie vom Sachsenboden ganze Gemeinden opfern. Wozu, da solches Material vorhanden ist? Ich bitte, Herr Hofkammerrat, resolvieren wir: Welche Prinzipia werden von hier aufgestellt werden für diese Causa?"

„Herr Vizekanzler," entgegnete der Hofkammerrat, „Sie sehen den Akt ‚Siebenbürgen' auf meinem Tisch. Ich bin an der Arbeit. Drei Punkte stehen, soweit es auf mich ankommt, schon fest. Erstens: König Friedrich drängt auf Entlassung seiner Gefangenen, und wir

dürfen keinen Mann zurückhalten. Wer will, kann gehen, wer nicht will, muß uns das schriftlich geben.“

„Ich kann dagegen nicht opponieren,“ sagte Brukenthal.

„Zweitens: Die Weiber und Kinder dürfen nicht mit. Damit binden wir doch so manchen, der gehen möchte, und verhindern viel Elend.“

„Hart! Hart!“ rief Brukenthal. „Aber diese Gewaltmaßregel wird zum Guten führen, meine ich.“

„Drittens,“ fuhr der Hofkammerrat fort, „muß ich für die wenigen Katholischen, die sich darunter befinden, eine Ausnahme vorschlagen. Sie mögen ihre Frauen mitnehmen.“

„Gott befohlen!“ sprach der Vizekanzler etwas spöttisch. Aber er fügte sachlich hinzu: „Ich weiß, für wessen Ohr dieser dritte Punkt formuliert ist, und verstehe alles....“

Der Hofkammerrat entgegnete bedächtig: „Ja, man ist eben doch nur ein Beamter der Kaiserin.... Glauben Sie nicht, Herr Vizekanzler, daß wir einer anderen Zeit entgegengehen?“

Baron Brukenthal schien überrascht zu sein von dieser nicht zur Sache gehörigen Frage. „Sie denken an die Mitarbeit unseres geliebten Thronfolgers?“ fragte er. „Ja, auch ich wittere ein neues Element in ihm.“ Er sprang ab von dem Thema und sagte: „Ich sehe nunmehr klar, Herr Hofkammerrat, und bin beruhigt. Bei dieser Strenge wird der Verlust nicht allzu groß wer-

den für uns. Darf ich mich für die Annahme Ihrer Vorschläge einsetzen?"

„Ich bitte darum. Wenn die Angelegenheit trotzdem nicht nach unseren Wünschen ausgehen sollte, muß ich einen erheblichen Anteil am Mißlingen den Sachsen zuschieben."

„Uns? Ich wüßte nicht —"

„Mein Akt, Herr Vizekanzler," entgegnete Gottmann, könnte viel erzählen von den Schwierigkeiten, die man uns bereitete. Man hat die Leute zu karg bedacht, ihnen nicht gegönnt, was wir nach dem Muster im Banat vorschlugen, um sie zu fesseln. Einzelne Kreise lehnten die Zuwanderung schroff ab."

„Ich hörte davon. Aber wir in Hermannstadt taten unsere Christenpflicht. Über hundert Handwerker, die uns heute unentbehrlich wären, haben wir allein aufgenommen und versorgt," sagte Brukenthal.

„Ja. Aber Kronstadt? Man verschone den Distrikt ‚mit mehreren derley Preußen', schrieb der Magistrat uns zurück. Es sei dort gar kein Raum für neue Siedler, keine Wiese, kein Ackergrund sei zu vergeben. Und wir wußten doch, daß dies eine Ausrede war."

„Herr Hofkammerrat, die Sachsen sind mißtrauisch und hart geworden in der fremden Umwelt," erwiderte Brukenthal. „Sie haben eine Scheu vor allem Neuen und Plötzlichen. Kronstadt hatte gewiß unrecht, so zu handeln, es ist beinahe unverständlich, denn der Distrikt ist reicher an Grund und Boden als mancher andere. Lassen Sie mich künftig alles prüfen, was nach Sieben-

bürgen geht, und wir werden manches durchsetzen. Ich bin Ihr bereitwilliger Mitarbeiter."

„Vielen Dank, mein verehrter Herr Vizekanzler. Ich weiß, was Sie gelten, und sehe in Ihnen den künftigen Präses der Siebenbürgischen Hofkanzlei."

„Oh! Oh!" wehrte Brukenthal ab und erhob sich. „Mein jetziges Amt genügt mir. Ich habe viel Sorge und Arbeit. Aber es würde mich freuen, Herr Hofkammerrat, wenn wir uns auch außerhalb des amtlichen Verkehrs begegnen könnten. Meine Frau ist jetzt hierher übersiedelt, wir bleiben in Wien und suchen Anschluß. Empfehlen Sie mich der Ihrigen, Herr Hofkammerrat."

„Ich bin ein dürrer Ast, Herr Vizekanzler, bin frei und ledig. Aber ich werde nicht versäumen, mich dero Frau Gemahlin zu präsentieren," erwiderte Gottmann höflich.

„Sehr willkommen! Im Hause zum ‚Blauen Herrgott' haben wir uns gar wohnlich eingemietet. Es ist ein Hofquartier, das die Gnade Ihrer Majestät uns zuweisen ließ. Eine entzückende Stadt ist dieses Wien. Ich habe keine zweite im Reich gefunden."

„Herr Vizekanzler," sprach lächelnd der Hofkammerrat, der den Gast zur Türe begleitet hatte, „wir sind doch die Hauptstadt."

„Sozusagen, sozusagen.... Auf Wiedersehen, Herr Hofkammerrat."

Mit einem Händedruck und einem verbindlichen Lächeln beurlaubte sich Baron Brukenthal.

„Der Mann gefällt mir," sagte der Hofkammerrat, und setzte sich wieder zu seinem dicken siebenbürgischen Akt. —

Gäste aus dem Banat.

Beim „Roten Ochsen" in der Kärntnerstraße waren spät am Abend allerlei neue Gäste abgestiegen, auf die man nicht mehr gerechnet hatte; war doch das Haus schon voll. Und man wunderte sich, daß sie beim Kärntnertor noch hereingelassen wurden. Nur weil sie mit dem Postwagen aus Hungarn kamen, war das möglich; denn diesem konnte die Torwache die verspätete Einfahrt nicht gut wehren, wenn die Soldaten der Stadtguardia auch weidlich haderten mit Kutscher und Postillon, die sie bei ihrer abendlichen Zwickpartie gestört hatten. Es war ganz gegen das Reglement, daß sie so spät daherkamen und an das Stadttor pumperten wie nicht gescheit. Der Kutscher war mit der Antwort nicht faul. Bei den schlechten Wegen zur Winterszeit und den vielen Herrschaftswagen, die einem alle vorfahren! Wie konnte es anders sein? Man soll die Stadttore halt länger offenhalten, wenn in Haus Habsburg eine Hochzeit wär' und so viele Fremde nach Wien wollen, meinte der Wackere.

Nun, geladene Hochzeitsgäste waren die Ankömmlinge aus Hungarn vom gestrigen Abend nicht. Aber sie hatten auch drunten im Banat vernommen, daß der junge Römische König sich wieder verheiraten würde, und waren nicht wenig neugierig auf all die Feste in Wien. Freute sich doch so mancher Banater Schwabe, der aus des Kurfürsten von Bayern Lande stammte, schon darüber, daß

diese neue Verschwägerung der alten Fürstenhäuser vor sich ging. Es war den Leuten, als wäre man gar nicht in die Fremde gezogen, wenn man so etwas hörte.

Auch Frau Theresia Pleß, die alte Wirtin von den „Sieben Kurfürsten" in Temeschwar, zählte zu denen, die sich über ein solches Ereignis noch freuen konnten; aber deshalb hatte sie die winterliche Reise nach Wien nicht unternommen, so neugierig war sie nicht mehr. Sie kam als Großmutter und als Wirtin, die ja doch alle fünf oder sechs Jahre einmal nach Wien mußte, um zu sehen, wie es da um den Fortschritt stand in ihrem Gewerbe, was es Neues gab, welche Preise man machte und wo man gute Kolonialwaren billig einkaufen konnte. Sie besaß sehr anspruchsvolle Gäste; denn alle hohen Offiziere, alle hohen Beamten auf Visitation und andere Herrschaften, die ins Land kamen, nahmen bei ihr Logement. Die meisten kamen aus Wien und redeten von Wien und hätten es gerne so wie in Wien. Da mußte man doch Bescheid wissen. Und so fuhr sie denn immer wieder einmal hinauf nach der Kaiserstadt. Auch gab es ja andere Geschäfte, die am besten hier ausgeführt wurden. Sie war Großmutter, hatte Kinder, Enkel und Neffen, darunter auch solche, die höher hinaus wollten, die einmal studierte Herren werden sollten, und das konnte man in Hungarn nicht gut vollenden. Die lateinische Schule in Temeschwar, die war ja freilich gut, die Jesuiten wurden recht gelobt; aber was dann? Auf die Hohe Schule nach Tyrnau wollte kein Deutscher seine Söhne schicken. Da gab man sie doch gleich lieber nach

Wien. Und machte man solch eine Fahrt mit einem Studenten, hingen einem die guten Freunde und Landsleute auch die ihrigen gleich an. Und so war denn auch die weltläufige Frau Therese Pleß gestern abend mit vier Jünglingen in Wien angekommen, von denen nur einer ihr gehörte. Doktor sollte der Johann Wettel aus Werschetz werden, Fischkal der Franz Maigraber aus Temeschwar; zum Offizier wollte es der Schmidt Heiner bringen. Und der vierte, der Michel Häberle, war ein junger Haarkräusler, Perückenmacher und Rasierer, von dem alle hohen Herren in Temeschwar schon lange sagten, er gehöre nach Wien, so geschickt wäre er.

Die Jünglinge hatten sich sämtlich in den Schutz der resoluten Frau Pleß begeben, die schon fünfmal in Wien gewesen und dort alle Wege kannte. Nur der Maigraber gehörte zu ihr, er war ein Schwestersohn ihres verstorbenen Mannes. Man hatte ihn zuerst auf die Rechtsakademie nach Tyrnau gegeben, aber er wollte nach Wien, und so fuhr sie mit ihm hinauf. Die anderen drei Schwaben hingen sich ihr an, und sie nahm sie gerne mit. Man gehörte doch zusammen, eines mußte dem anderen so viel Liebes tun als es konnte. Das lernte sich in der Fremde....

Fremde? Nun ja, das war doch das Neuland da drunten. Heute besaß Theresia Pleß freilich das stärkste Banater Heimatgefühl. Sie führte ihren Einkehrgasthof zu den „Sieben Kurfürsten“ nun schon fast dreißig Jahre als Wittib, da ihr Mann so früh der Banater Krankheit erlegen war. Ihre Kinder sind dort herangewachsen,

ihre Enkel stehen hinter ihr, und wenn Gott will, wird sie auch das dritte Geschlecht noch erleben, denn ihre Fünfundsechzig drücken sie nicht allzu schwer. Blond ist sie ja nicht mehr so wie einst, aber das Aschgrau ihrer Scheitel kleidet sie auch ganz gut, es harmoniert mit ihren hellen Augen. Frau Theres ist die bekannteste Wirtin im Lande geworden. Und nicht nur bis nach Wien, auch in die alte Heimat, nach Schwaben, drang ihr Ruf. Wer einen Sohn oder einen ausgewanderten Freund im Banat sucht, der wendet sich an sie; wer selber gern ins Banat möchte, aber die Kuraschi nicht hat, der schreibt der Wirtin von den „Sieben Kurfürsten" und fragt sie um Rat. Und es hat immer wieder ausgestorbene Hausplätze in den Dörfern gegeben, von denen sie zuerst Kenntnis erhielt, auf die sie den oder jenen aufmerksam machen konnte. Ihr Bruder, der Adlerwirt von Blaubeuren, wußte immer Rat, wenn einer durchaus die Donau hinabfahren wollte. Er schickte der Frau Therese manchen Landsmann mit einer guten Botschaft. Und immer kamen Briefe für den und jenen aus der alten Heimat; sie sollte sie bestellen. So mancher dieser Briefe blieb ein Jahr und länger bei der Plessin liegen; endlich aber fand sich der Mann doch, dem er gehörte. Ihr gastliches Haus war ein Sammelpunkt geworden in der neuen Provinz, die immer wichtiger wurde. So berühmt war sie und ihr Gasthof, daß allerorten im Lande neue Gastwirtschaften mit dem Namen ihres Hauses entstanden. Die „Sieben Kurfürsten" fand man jetzt sogar schon in Ofen. Und im Banat selber

überall, wo sich eine Stadt zu bilden begann. Selbst in der Festung Peterwardein. Handel und Wandel blühten im Banat; schon gab diese bäuerliche Landschaft Söhne ab an das große Vaterland, schon kamen überzählige Enkel der ersten Einwanderer als Studenten nach Wien. Und das Deutschbanater Regiment bestand im Siebenjährigen Kriege in Ehren.

Und Frau Therese Pleß bildete sich im stillen ein, an dem allen hätte sie und ihr verstorbener Jakob einigen Anteil.

Im „Roten Ochsen" zu Wien war sie sehr wohl bekannt. Hierher hatte sie ihre Enkelin Magdalena vor einem Jahr gegeben, damit sie das höhere Wirtsgeschäft erlerne, und die wollte sie jetzt wieder heimholen. Und die Lena wußte sogleich Rat für der Großmutter und ihrer Begleiter Unterkunft. So voll das Haus auch jetzt von Hochzeitsgästen des Hofes sein mochte, für solche Passagiere mußte Platz gemacht werden. Für die vier jungen Herren, das sagte die Frau Pleß gleich, handle sich's nur um eine Nacht, für die werde sie schon morgen Quartiere besorgen. Und sie hielt ihr Wort. Ehe es wieder Abend war, hatten die Studenten zwei Stuben im Hause zum „Auge Gottes" neben der Sankt Peterskirche gemietet, war der Perückenkünstler aus Temeschwar in Kondition. Mit offenen Armen wurde dieser bei dem Hof-Coiffeur Duval auf dem Kohlmarkt aufgenommen. Erwünschter kam nie ein Gehilfe, als in dieser Zeit. Hatte man doch so viele Perücken und Zöpfe schon lange nicht beisammen gesehen in Wien wie jetzt vor dieser

großen Hochzeit. Der Maitre Duval, der von Pariser Gehilfen umgeben war und kaum deutsch verstand, hörte den Schwabenjungen an, hieß ihn sogleich eine kleine Arbeit ausführen und ließ ihn nach dieser Probe nicht mehr fort.

Ganz vergnügt saß die Frau Theres am nächsten Abend mit ihrer Enkelin Magdalena, die von der Wirtin Urlaub erhalten hatte, im Kreise ihrer jungen Freunde im Extrazimmer beim „Roten Ochsen". Sie hielt sie frei und ließ jedem vorsetzen, was er sich wünschte. Es gab zwanzig verschiedene Sachen, und der Kellner schnarrte die lange Liste aus dem Gedächtnis so flink herunter, daß die Frau Wirtin sich das Kunststück immer wieder gern anhörte. Er mußte es jedem wiederholen. Ja, die Wiener Kellner! Mit jedem Komödianten konnten sie's aufnehmen, meinte die Lena. Die Köchinnen wären freilich weniger flink, und die Küche lieferte nicht immer, was das Plappermaul den Gästen versprach. Die Frau Theres wollte sich das mit den vielen Speisen bei Tage doch einmal genauer besehen. Sie führte daheim abends nicht mehr als drei Speisen, und ihre Gäste waren zufrieden. Brauchten die Wiener eine so große Auswahl? Aber die vielen guten Mehlspeisen! Ein Kuchen schmeckte ihnen allen so gut, daß sie fragen ließ, woher man denn das herrliche Mehl hätte. Und die Wirtin ließ ihr sagen: „Aus dem Banat!" Wie? Was? Von wem? Und da brachte Lena die Antwort: „Vom Türkenmüller." Ach so etwas! Den kannte sie doch. Der lieferte jetzt gar nach Wien?

Die jungen Leute waren ebenso vergnügt wie ihre Gastgeberin über solche Erfahrungen. Sie kamen sich allesamt wichtig vor. Und sie fühlten sich auch, daß sie nun in der berühmten Kaiserstadt waren, von der ihre Eltern und Großeltern ihnen so viel erzählt hatten. Und sie redeten von ihrer Zukunft, von ihren Idealen. Der Wettel wollte nur zu dem Zweck bei dem großen van Swieten in Wien studieren und Arzt werden, damit er einmal der Pest zu Leibe gehen könne. Den Sitz dieser furchtbaren Banater Krankheit kenne niemand, er aber wollte ihn finden und koste es was es wolle. Seine Heimat müsse von dieser Seuche endlich befreit werden.

Frau Theres nickte zustimmend und gab sich trüben alten Erinnerungen hin. Ach, wie viele Deutsche waren doch daran schon gestorben....

Der Heinrich Schmidt schwärmte für den Soldatenstand. Er hatte eine Empfehlung vom Festungskommandanten von Temeschwar an den General Laudon in der Tasche und sah sich schon als künftigen Feldmarschall der Kaiserin. Die Aufnahme in eine ihrer militärischen Anstalten war ihm gewiß. Der Häberle Michel kaute sein Kalbsbratel und murmelte dabei unverständliche Worte. Immer wieder blickte er starr vor sich nieder, dann aß und murmelte er weiter. Endlich wurde man aufmerksam auf dieses Treiben und fragte, was er habe. „Haha!" lachte der Schwabe, „die alle beim Duval rede franzö'sch. Des will ich au' kenne." Er hatte sogleich eine französische Sprachlehre gekauft, sie lag auf seinem Schoß; in die blickte er ab und zu und lernte bereits. So ein Coiffeur

de la cour wolle auch er einmal werden. Bis morgen früh müsse er fünfzig französische Wörter können.... Franz Maigraber, der Neffe der Frau Theres, war der reifste unter den Vieren; auch hatte er schon eine Braut und wollte seine Rechtsstudien in Wien schleunigst vollenden, um so bald als möglich Advokat oder Notar werden zu können. Daran fehle es am meisten in der Heimat. Das Recht liege im argen in Hungarn, sagte er.

„Kinder," sprach die alte Frau Theres, und ihre hellen Augen glänzten, „ich bin stolz auf euch. Bleibt nur fest bei allem, was ihr euch vorgenommen habt.... Wenn ich so denke, wie man jeden, der vor vierzig Jahren ins Banat gezogen ist, im Reich daheim verloren gegeben hat, wie man gemeint hat, dort käme man unter die Menschenfresser, und wenn ich jetzt eure Reden und eure Vorhaben anhöre, da ist mir, als hätt' ich die lange Zeit nur geträumt und säße bei den Studenten in Ulm. Ihr seid Banater Kinder? 's ist nicht zu glauben! Ihr redet doch genau so, als wäret ihr aus Nürnberg oder Stuttgart oder Straßburg."

„L'allemand, der Deutsche; les allemands, die Deutschen," kaute Häberle vor sich hin....

„Jawohl!" rief Johann Wettel. „Die Deutschen! Die Deutschen! Wo immer man sie hinsetzt, bringen sie so einen Musjeh hervor wie den Häberle."

Er ergriff lachend sein Glas und trank der Frau Theres zu. „Wir Deutschen sollen leben!" Alle stießen an mit Frau Theres. Es war auf ihr Wohl gemeint.

„Ich glaube, Er macht sich lustig über mich alte Frau?"

sagte sie zu Wettel. „Auch der Häberle ist so ein echter Schwab' wie ihr alle. Der kann in drei Wochen so viel französisch als er braucht."

„Vielleicht," erwiderte der künftige Bekämpfer der Pest. „Aber ich wett', er bild't sich dann ein, er wär' ein Franzos und schreibt sich Häberlé."

Die Studenten lachten.

„Herr Landsmann, Sie beleidigen mich," sagte Michel Häberle zu Wettel, erhob sich und ging. Er dankte der Frau Theres und wünschte ihr, falls er sie nicht mehr sehen sollte, glückliche Heimfahrt. Zu den drei Studierten, die ihn verspotten zu dürfen glaubten, sagte er kühl:

„Bon soir."

Sie brüllten ihm nach, was Frau Theres sehr mißbilligte. Sie war dessen gewiß, daß dieser junge Landsmann es zu etwas bringen werde in Wien. Und man hätte ihn nicht sollen so faschee gehen lassen, sagte sie. Aber das war nun nicht zu ändern; der Bildungshochmut der Studenten lehnte sich auf gegen den streberischen Perückenmacher. Der lerne doch nur französisch, um besser nach Trinkgeldern schnappen zu können, meinte der Wettel. Jeder Offizier, der zum Duval komme, gebe gleich einen Siebzehner für die Bedienung, habe er ihm anvertraut. Mein Vater kriegt auf dem Markt in Arad für einen Kübel Weizen nicht mehr. Ein Doktor macht drei Visiten um einen Siebzehner. „Des hot mich halt geärgert," schloß er seine neidische Rede im heimatlichen Tonfall.

Die Frau Pleß schwieg.

Der eine ihrer Schützlinge war versorgt; für die anderen aber wollte sie noch manchen Weg machen in Wien, wenn es nötig wäre. Sie blieb eine Woche und kannte gar viele hohe Herren. War doch sogar der Kaiser einmal ihr Gast, als er noch der Herzog von Lothringen gewesen. Gern erzählte sie davon, wie gut es ihm bei ihr geschmeckt habe. Er war damals schon der Bräutigam der Maria Theresia. Und schön sei er gewesen, wie der Erzengel Michael. Seit Wien habe er so famos nicht mehr gegessen, habe er gesagt. Es sei alles gustiös gewesen und deliziös.

Der Heiner Schmidt warf da ein: „Na, aber ausgezeichnet hat er sich damals militärisch nicht bei uns gegen die Türken!“

„Wird Er schweigen? Will Er sich um die Offizierscharge reden, ehe er die Nase drin hat in den soldatischen Künsten? Was versteht Er davon?“ So eiferte die Frau Theres. Und der Schmidt wurde ausgelacht. Aber er sagte trotzig: „Was ich weiß, des weiß ich.“

Und auch den Herrn Hofkammerrat Gottmann kenne sie, erzählte Frau Theres; er sei dreimal ihr Gast gewesen. Dem wollte sie den Neffen empfehlen, den Juristen. Er habe für jeden ein Herz, der aus dem Banat komme; er werde ihnen allen dreien nützlich sein können.

„Kennt der Hofkammerrat den van Swieten?“ fragte Wettel.

„Den Leibdoktor der Kaiserin? Warum denn nit? Und er wird auch den Laudon gut kennen,“ erwiderte sie mit

einem strafenden Blick auf Schmidt. „Ich will schon für euch alle reden bei ihm.“

Während die kleine Gesellschaft in solchen Gesprächen beisammen saß, war ein hoher General, der offenbar erst von der Reise kam, etwas geräuschvoll in das Extrazimmer getreten. Ein Bedienter nahm ihm den Pelz ab, zwei Heiducken schleppten einen Koffer vorbei ins Haus, und der Wirt vom „Roten Ochsen“ kam und machte seinen Bückling vor dem Gast. Der war durchfroren und bestellte sich einen Glühwein. Auch Hunger hatte er.

„Seit Agram nichts Eßbares gesehen!“ rief er dem Wirt zu. „Bei Ihnen will ich mir's wieder einmal gut sein lassen.“ Da fiel sein Blick auf die stattliche Frau Theres, und er unterbrach seine Bestellung und kam auf ihren Tisch zu. „Die Kurfürsten-Wirtin aus Temeschwar, nicht wahr?“ sagte er lächelnd und salutierte, während die jungen Herren sich erhoben. „Im grauen Haar erkenne ich Sie wieder, Frau Theres.“

Ganz rot war diese geworden und verwirrt, denn sie kannte den Herrn nicht. Sie machte ihren Knix und sagte: „Schönen Dank für die Ehre, Ihro Exlenz.“

„Mercy ist mein Name, Frau Theres, Anton Mercy.“

„Ach, der Herr Neveu von unserem großen Gouverneur! Wie mich das freut und ehrt, daß Euer Gnaden mich wiedererkennen nach so langen Jahren.“

„Das will ich meinen, daß ich Sie wiedererkenne. Und es geht Ihnen gut?“

„Wer das Temeschwarer Klima einmal gewohnt ist, dem kann es nicht mehr an,“ sagte Frau Theres munter.

„Was Exlenz hier sehen, ist lauter gesunde Banater Jugend."

„Ja, so war es schon damals," erwiderte der Graf. „Mein Vater hat das Klima vertragen, mich hätt' es umgebracht. Aber ich denke gern an die schöne Zeit, an die große Arbeit im Banat und an Ihr gutes Haus. Grüßen Sie mir die Stadt und Festung Temeschwar, Frau Theres."

„Schönen Dank, Exlenz!"

Er reichte ihr die Hand, nickte den anderen freundlich zu und trat wieder zurück zu dem Wirt, um seine Bestellung zu vollenden. Und dieser geleitete ihn ins Haus, denn der neue Gast wollte seine Zimmer sehen.

„Das war der Graf Mercy?" fragten die drei Studenten hastig, als er den Saal verlassen hatte. „Unser Mercy?" fragte auch die Lena.

„Der Neveu! Der angenommene Sohn!" antwortete die Frau Theres. „Der große Mercy, der das Banat bewohnbar gemacht und Temeschwar aufgebaut hat, ist ja schon lange Jahre tot.... Jetzt ist auch der Neveu ein alter Herr. Ich hätt' ihn nicht erkannt, den Herrn Feldmarschalleutnant. Er war damals Kapitän."

Und nun gab es ein langes Gespräch über die alten Zeiten und den großen Lothringer, den Mercy. Ihm und seinem Sohn verdanke man gar viel. In allen Schulbüchern des Landes würde es dereinst stehen, was die Mercys geschafft hätten, meinte Frau Theres. Aber vom jetzigen Landespräsidenten, warf Frau Theres spöttisch ein, vom Grafen Perlas, werde man wohl nichts darin

finden.... Der eine Mercy habe die Wildnis des Banats bewohnbar gemacht und mit Deutschen besiedelt, der andere, sein Schüler, habe jenseits der Donau, dort rund um Fünfkirchen und Mohatsch, dasselbe getan. Er sei der Herrgott der Schwäbischen Türkei, sagte sie.

Die Studenten bezeugten dafür ein lebhaftes Interesse. Die Männer von Angesicht zu sehen, die in der Öffentlichkeit wirkten, war ihnen ein Neues. Und darum freute es sie auch, daß sie die Hochzeit und all die hohen Gäste des künftigen Kaisers sehen sollten. Frau Theres konnte ja kein Zimmer mehr erhalten, dessen Aussicht nach der Kärntnerstraße ging, das wäre auch nicht zu bezahlen gewesen; aber ein einzelnes Fenster hatte sie für sich und ihre drei Schützlinge doch noch erobert. Und sie lud sie beim Abschied ein, am nächsten Morgen nur recht früh zu erscheinen. Der Wirt hatte ihr gesagt, die Stadtguardia sperre früh alle Wege nach der Kärntnerstraße.

Die Lena aber, die stattliche, blonde Enkelin der Frau Theres, rümpfte ein wenig die Nase über diese Einladung und hoffte, sie würden zu spät kommen. Sie war ein wenig verwöhnt in ihrem Umgang. Die jungen Referendare der deutschen Reichshofräte, die beim „Roten Ochsen" logierten oder speisten, machten ihr alle die Cour, und neben ihnen konnten sich diese kleinstädtischen Landsleute doch gar nicht sehen lassen. Sie erzählte es der Großmutter, als sie sich zur Ruhe begaben, voll Selbstgefühl. Besonders von einem dieser jungen Herren aus dem Reich, dem Dr. Rudolf Weißkirch, schwärmte die Lena ganz bedenklich. Die Großmutter sah

sie mit verwunderten Augen an und schüttelte den Kopf. Am liebsten möchte sie gar nicht mehr heim nach Temeschwar, gestand die Lena, es sei in Wien so wunderschön, und die Leute wären viel feiner als dort.

„Sei so gut und mach mir solche Spomponaden!“ sagte Frau Theres. „Das könnt' ich brauchen; eine Amurschaft in Wien!“

Lena schwieg, und die Großmutter hatte das Gefühl, daß sie gerade noch recht gekommen wäre....

Freudlose Hochzeit.

Joseph hatte den Frühsommer nach seiner Frankfurter Krönung in Laxenburg verbracht und war dann zu Ehren des hungarischen Landtages mit nach Preßburg gegangen. Dort zog er den Herzog Albert von Sachsen um Mimis willen in seine unmittelbare Nähe und studierte dessen Charakter. Der Prinz, der heiteren Gemütes war, gefiel ihm immer mehr, und Joseph unternahm Ausflüge bis in die Zipser Bergstädte in dessen Gesellschaft. Das alles erhellte sein eigenes, verdüstertes Wesen, und er war dem Freunde dankbar für die schönen Tage. An die Schwester schrieb er heimliche Briefe, die auch ihr Herz erquickten.

Dann saß Joseph wieder einsam in Laxenburg.

Selten kam er nach Schönbrunn, noch seltener wurde er besucht. Er arbeitete und reifte im Stillen. In seinen Ernst war ein Tropfen Bitterkeit gekommen, den jeder zu fühlen bekam, der mit ihm in Berührung trat.

Er wies jeden Versuch eines Gespräches über den Zeitpunkt seiner Wiederverheiratung ab, und die Kaiserin vertagte ihre Pläne, an denen sie beharrlich festhielt. Außer Maria Christine, die viel ruhiger geworden war über ihre eigene Angelegenheit, seitdem sie Joseph an ihrer Seite wußte, ahnte niemand, was in diesem vorging, was er zu überwinden hatte. Es war seinem Herzen und seinem Selbstgefühl eine tiefe Wunde geschlagen worden.... Er hatte seinen namenlosen Schmerz vergeudet an ein Wesen, das ihn nicht geliebt, und es gab Menschen, die darum wußten, die vielleicht über seinen ersten Liebestraum gelächelt haben. Alles in ihm bäumte sich auf gegen die Rolle, die er da gespielt. Er wollte sein Herz künftig besser im Zaume halten; er schwor, es sollte ihn niemand mehr eine Träne vergießen, niemand mehr weich sehen. Die Selbsterziehung begann; er hämmerte an sich und formte seinen inneren Menschen so, wie er ihn haben wollte. Was vordem nur ein familiärer Trauerfall war, der Verlust einer Gattin, das wurde durch die Umstände und Begleiterscheinungen zu einem großen Erlebnis des Mannes, des künftigen Herrschers.

Der Spätherbst fand ihn in Wien, und er hatte Sitz und Stimme in dem neugebildeten Staatsrat. Die Kaiserin, die verstimmt, ja verbittert aus Hungarn heimgekehrt war, wo es immer nur Forderungen gab und Gravamina, empfing an jedem Dienstag die Minister in Gegenwart ihres Gemahls der Reihe nach und hörte ihre Vorträge an. Die anderen Tage waren den einzelnen

Referenten der Hofkanzleien vorbehalten, und am Samstag war Staatsrat. In ihm wurde die letzte Feile an alle zu fassenden Entschließungen gelegt, die, soweit die Erbländer in Frage kamen, zuletzt der Kaiserin allein vorbehalten blieben. Nur in deutschen Reichsfragen, die mit den Reichshofräten besonders behandelt wurden, entschied der Kaiser. Joseph war nun da und dort zur Mitarbeit eingeladen, und er leistete Großes an Ausdauer und Geduld im Zuhören. Selten ergriff er das Wort, denn es gab immer einen Mißton, wenn er eine entgegengesetzte Meinung aussprach. Rechthaberei warf ihm, dem immer Gereizten, die Mutter vor, einen gefährlichen Besserwisser nannten ihn ganz leise die Minister unter sich. Nur dem Fürsten Kaunitz redete Joseph nichts drein; die Führung der auswärtigen Politik sah er bei ihm in guten Händen. Persönlich mochte er den allzu selbstbewußten Staatsmann nicht. Aber als dieser ihm eines Tages die bayrische Angelegenheit aus politischen Gründen dringend ans Herz legte — was die Mutter schon nicht mehr wagte — und bat, daß er sich zu der Ehe entschließe, da sagte Joseph, er sei bereit und man möge die Sache beschleunigen. Er bestehe nicht mehr auf seinem vollen Trauerjahr.

Nun gab ihm die Kaiserin auch das Medaillonbildnis, das sie schon seit Monaten auf ihrem Schreibtisch liegen hatte. Joseph schlug eine bittere Lache auf. „Der Unterschied ist ein bißl groß,“ sagte er und sah die Mutter an. „Dieses arme Wesen soll einmal die Stelle Maria Theresias einnehmen in diesem Lande?“

„Du vergißt, daß das deine Aufgabe sein wird, und nicht die ihre," entgegnete die Kaiserin. „Übrigens finden wir, daß sie sehr gute, sanfte Augen hat. Und man hört auch sonst das Allerbeste von ihr. Sie ist bescheiden, ohne Hochmut und wird sehr gut zu dir passen. Eine Frau, die etwas vorstellen wollte, käme ja mit dir doch nicht aus, du Streithansel.... Was du mir heute wieder angetan hast!"

„Liebste Mutter, bitte, kommen Sie nicht zurück auf diese Staatsangelegenheiten," sagte Joseph. Er legte das Medaillonbildnis hastig zur Seite wie einen Gegenstand, den er aus den Augen haben wollte, und griff nach seinem Hut. „Gott schenke Ihnen noch eine lange Regierung und entbinde mich von aller Verantwortung für Dinge, die ich nicht ändern kann."

Maria Theresia wollte auffahren, aber sie beherrschte sich. „Und wann kann Hochzeit sein, Euer Liebden?" fragte sie.

„Morgen, Euer Majestät!"

„Also gut; im Fasching," erwiderte sie, das Gespräch beendigend.

Und nun war Fasching, und es gab wieder einmal Hochzeit zwischen Habsburg und Wittelsbach. Die alte Kaiserstadt rauschte auf im vollen Orgelklang ihrer festlichen Stimmung; sie ahnte nichts von den wahren Gefühlen ihres Lieblings, des schönen, leutseligen Erzherzogs Joseph. Wieder setzte sich, wie vier Jahre vorher, alles in Bewegung, was Rang und Namen hatte in diesem Reich, um dem künftigen Kaiser und seiner neuen Gemahlin

zu huldigen, und der Hof entfaltete seinen ganzen Glanz. Vom Belvedere, dem Sommerpalast des Prinzen Eugen, der längst dem Kaiserhaus gehörte, war die Braut einzuholen; von dort aus bewegte sich der Hochzeitszug nach der Stadt. Durch das Kärntnertor und die Kärntnerstraße, am Stephansplatze vorbei durch Triumphbögen über den Graben und den Kohlmarkt, an der Burg vorbei zu den Augustinern ging die Fahrt, und man rollte mit dieser absichtlichen Anordnung das ganze innere Stadtbild auf und bot der Bevölkerung von Wien Gelegenheit, eines jener höfischen Schaustücke zu genießen, an die sie so sehr gewöhnt worden war. Die adelige hungarische Leibgarde in ihren goldstrotzenden Uniformen rückte aus, und nahezu siebzig sechsspännige Galakarossen mit den herrlichsten Pferden, die je ein Mensch gesehen, bildeten den Zug, an dessen Ende der Brautwagen, einem fahrenden Feenmärchen gleich, sich langsam bewegte. Allzu langsam, denn die Fahrt vom Belvedere nach diesem Ziel konnte in fünfzehn Minuten zurückgelegt werden, und sie nahm heute drei Stunden in Anspruch. Nur im Schritt, unter fortwährenden Stockungen, schob sich der gewaltige Zug durch die dichte Menschenmenge, die staunte und gaffte und klatschte. Bis zu den Bodenluken hinauf waren, trotz der argen Kälte, alle Häuser besetzt, und man sah doch nichts als Hofwagen und Pferde, Kutscher und Lakaien und Heiducken, die auf den Trittbrettern hinter den Rücksitzen standen. Die prunkvolle hungarische Adels-Garde mit ihren Tigerfellen und Reiherbüschen entlockte freilich jedem ein

„Ah! Ah!", und der Brautwagen, ein Gedicht aus spiegelndem Kristall und Gold, entschädigte zuletzt für die lange, lange Wartezeit. Für einen besonderen Lohn sorgten überdies zwei berittene Hoffouriere, die rechts und links auf dem Wege, den die Braut nahm, Goldmünzen in die Menge warfen. Und ein gar liebenswürdiges Spalier erwartete die Braut beim Stephansplatz. Dort standen die fünfundzwanzig Wiener Brautpaare, die Maria Theresia zu Ehren ihres Joseph ausgestattet hatte. Und morgen soll ihre Trauung in Gegenwart der Landesmutter bei Sankt Stephan vollzogen werden. Die Vielbeneideten neigten sich tief vor dem Brautwagen. Mochte die Prinzessin, die da ihren Einzug hielt, doch so glücklich werden, wie sie es selber waren.

Joseph erwartete die Braut an der Pforte der Kirche. Er war viel zu früh erschienen. Ernst und kalt war seine Miene. Ein nervöses Zucken um seine Mundwinkel nur verriet seine Unruhe. Und da man ihm sagte, daß es zu früh wäre, zog er sich wieder zurück in eine Seitenkapelle der Augustinerkirche, wo seine Mutter vor einem Altar auf den Knien lag und für das Glück dieses Ehebundes betete. Das rührte ihn, und er wäre beinahe wieder weich geworden. Aber diese Wallung war von kurzer Dauer.... Schlimmer als das Bildnis sah die Braut selber aus. Die Pocken hatte sie nicht gehabt, wie man vermutete; aber ihr Gesicht war voller Pusteln und Narben von einem überwundenen Ausschlag. Und auch sonst.... Oder war er bloß voreingenommen? Die Prinzessin Josepha gefiel ihm nicht, und was da

heute vor sich ging, war ihm ein inhaltloses Prunkstück.

Jeder Wagen, der vor der Augustinerkirche erschien und dort seine hohen Gäste freigegeben hatte, brachte eine neue Stockung hervor; die Wartezeit schien kein Ende nehmen zu wollen.

Endlich, endlich gab man dem Bräutigam das Zeichen. Er trat auf die Schwelle der Kirchenpforte, verneigte sich vor der hinter Schleiern schüchtern heranschwebenden Prinzessin und reichte ihr stumm den Arm, um sie zum Altar zu geleiten, wo der Abgesandte des Papstes ihrer harrte, um den Bund zu segnen.

Draußen balgten sich die Wiener johlend um die Dukaten, die von den Fourieren in ihre Reihen geworfen wurden. Joseph sah es, als er auf der Schwelle der Kirche erschien, und ihn übermannte ein tiefes Mitleid mit dem Volke, das nach diesen Glücksmünzen schnappte.... Fühlte denn niemand, daß dies unwürdig war? Seine Gedanken weilten nicht bei der heiligen Handlung, deren Mittelpunkt er war; sie weilten bei denen, die er künftig einmal beherrschen sollte. —

„Das wäre mir eine schöne Hochzeit in Haus Habsburg,“ sagte Maria Theresia, „wenn sie nicht eine Woche dauern möchte.“ Joseph, dem so wenig festlich zumute war, hatte um ein abgekürztes Verfahren gebeten, die Mutter aber schlug es ab. Sie hatte so viele Gäste nicht umsonst an den Hof gebeten. Und die Überlieferung forderte bei solcher Gelegenheit eine Galatafel im Redoutensaal, bei der die adeligen Truchsessen die Speisen auf

goldenen Schüsseln reichten; ein musikalisches Festspiel von Meister Gluck, oder ein Hofkonzert, bei dem sich die Mitglieder der kaiserlichen Familie, die alle Musik trieben, hören ließen. Einen der Festtage aber füllte die feierliche Trauung der fünfundzwanzig Wiener Paare, ihre Ausstattung und Bewirtung. Dann kam ein Maskenball in der Redoute, dann die großen Gala-Schlittagen nach Schönbrunn oder Laxenburg mit einer vorherigen Rundfahrt durch Wien. Und die Wiener durften auch diesmal nicht um ihr Schaustück gebracht werden, denn das Winterwetter war günstig.

Unter den zahlreichen Gästen des Hofes befand sich auch der Prinz Albert von Sachsen. Je schlimmer sich die Verhältnisse seines Hauses gestalteten, desto eifriger war Joseph und auch die Kaiserin bemüht, dies den lieben Vetter durch ihre Gunst vergessen zu lassen. Alberts Vater noch hatte mit der sächsischen Kurfürstenwürde den Königstitel von Polen vereinigt. In der sächsischen Würde durch Preußen bedroht, in Polen als Wahlkönig allen Intriguen preisgegeben, stand das kinderreiche fürstliche Haus aber auf schwankem Boden. Und Katharinas mächtiger Einfluß hatte es jetzt in Polen entwurzelt; die Kaiserin setzte die Wahl ihres Günstlings Poniatowski zum König durch. Prinz Albert litt in dieser schweren Zeit nicht wenig unter den Schicksalen seines Hauses, und er hing voll Dankbarkeit an Maria Theresia, die ihn aus diesem Zusammenbruch rettete und so unverdient zu höchsten militärischen Würden in ihrer Armee aufsteigen ließ. Sie hatte gerade ihm

während des Landtages in Preßburg das Kommando über Stadt und Schloß übertragen und ihren Hof unter den Schutz dieses jungen Feldmarschalleutnants gestellt.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Nur in tiefster Heimlichkeit wagte er daran zu denken, daß er das alles vielleicht der Prinzessin Maria Christine verdanke. Und sie hatte ihren Anteil daran. Sie folgte dem Rate Josephs und vertraute ihren Liebeskummer der Mutter an, legte ihr Schicksal in ihre Hände. Diese ahnte ja alles, und sie nahm die Enthüllung nicht ungnädig auf; aber sie forderte absolutes Schweigen, vollständige Beherrschung und Geheimhaltung selbst vor dem Prinzen; denn sie wußte, wie ernst es dem Kaiser war mit seinem Eheplan. Er wollte den einzigen Sohn seiner verstorbenen Schwester durchaus mit dem Kaiserhause liieren. Und er hatte Maria Christine dazu ausersehen. Nur wenn ihr Liebling sich mit keinem Hauch verrate, wolle die Mutter sich ihrer Sache annehmen. Und sie handelte planmäßig. Immer fühlbarer zog sie den Prinzen in die Hofkreise, immer öfter schuf sie die Gelegenheit, daß der Kaiser ihm begegne, ihn kennen und schätzen lerne. Denn Albert war ein schöner und liebenswerter Mensch. Er hatte herrliche Anlagen, war von tadellosem Wuchs und bester französischer Bildung. Auch nicht ohne Witz, aber so bescheiden, daß er nicht wagte, ihn geltend zu machen. Nur Joseph, der im engeren Kreise selber ein Spötter und Hänsler war, kannte diesen Witz des Freundes. Er tadelte aber an Albert, daß er als Prinz von Sachsen zu wenig deutsch verstünde. Das sei am Wiener Hofe ein

Fehler. Unter ihm würde es keiner zum Unterleutnant bringen, der nur parlieren könne, sagte er dem Herrn Feldmarschalleutnant einmal in aller Freundschaft. Die große Mutter aber sah darüber hinweg.

Schlittage nach Laxenburg, nach Schönbrunn! Hei, was war das immer für ein winterliches Hoffest. Mit mehr als zweihundert prunkvollen, vierspännigen, immer nur mit einem Paar besetzten Schlitten, zu denen der Hochadel die seinigen noch hinzufügte, wurden diese winterlichen Faschingsfahrten des Hofes unternommen. Und sie gipfelten stets in einem Tanzfest und einer Hoftafel, bei der der Kaiser und die Kaiserin die Wirtsleute spielten. Aller Zwang der spanischen Etikette war an solchen Tagen aufgehoben; nicht der Rang, das Los entschied über die Zusammensetzung der Paare. Es war freilich auffallend, daß die Damen aus dem Glückshafen, den die Hoffouriere aufstellten, in der Regel die Namen der Kavaliere zogen, die sie sich gerne wünschten. Die Herren Hoffouriere! Diese listigen Späher durchschauten geheimste Beziehungen und ahnten jede bestehende Sympathie. Die schöne Fürstin Auersperg zog sich regelmäßig den Kaiser, und Maria Theresia drückte ein Auge zu an solchen Tagen. Aber es befremdete sie höchlich, daß Maria Christine heute just den Namen des Herzogs Albert aus dem Hafen herausholte. Hatten diese Gelegenheitsmacher auch ihren Liebling schon durchschaut? War das Geheimnis so schlecht behütet worden? Die Erzherzogin war ergriffen, als sie den Namen ihres Kavaliers las. Sie glaubte an ihr Schicksal, an ihren

Glücksstern. Und auch Albert maß dem Zufall eine höhere Bedeutung bei, auch er fühlte sich tief beglückt von diesem Ergebnis der Auslosung. Wie würden sich beide geschämt haben, wenn sie das Lächeln der Herren Fouriere gesehen hätten!

Im inneren Burghof fuhren die Schlitten vor und umkreisten ihn vor der Ausfahrt nach der Stadt. „Vorsicht, Mimi!“ flüsterte die Kaiserin ihrer Tochter noch auf der Treppe der Reichskanzlei zu, über die man herabstieg zu den Schlitten. „Vorsicht!“ Auch die Vermählung Leopolds war nunmehr festgesetzt; sie sollte im August in Innsbruck stattfinden. Und dorthin hatte der Kaiser seinen Neffen aus Sardinien bestellt, dort sollte die Begegnung mit Mimi vor sich gehen. Es war noch ein halbes Jahr Zeit, dem Plan entgegenzuarbeiten. Und es mußte gelingen. Aber durch solche Zufälle, betonte die Kaiserin, wie den heutigen, werde ihr das sehr schwer gemacht.... Mimi wurde blaß. „War denn dieser Zufall nicht eine Fügung Gottes?“ fragte die fromme Tochter.

„Ja, ja, ja!“ lächelte die Kaiserin. „Es ist Fasching. Aber unsere Redoute ist erst morgen. Vorsicht! Vorsicht!“

In kostbare Pelze und Decken eingemummelt, fuhr das schöne Paar in der langen Reihe dahin. Die Hornisten bliesen, die Schellen der Schlittenpferde klingelten, die Peitschen knallten, das Volk schrie Vivat. Und das alles klang den beiden Verliebten wie Sphärenmusik. Sie waren allein in dieser großen Kette. Zum erstenmal

gehörten sie zusammen. Niemand durfte sie heute trennen und niemand beobachtete sie. Sie werden miteinander tanzen in Schönbrunn, so oft es ihnen gefällt, sie werden Tischnachbarn an der Tafel sein, und in der Nacht werden sie heimfahren bei Fackelschein. Immer beisammen, immer vereint. Und diese Stunden sollten ungenützt bleiben? Albert sollte noch immer nicht erfahren....? „Vorsicht! Vorsicht!“ hörte Maria Christine die Kaiserin flüstern, und doch lächelte sie dabei so eigen, die Mutter.... Nein, nein, das konnte ihr Ernst nicht sein, das konnte sie von ihrer Mimi nicht erwarten, daß sie sich auch heute nicht mit Albert verständigte.

Der Prinz war voll scheuer Verliebtheit und Ritterlichkeit. Die Neigung der Erzherzogin konnte ihm kein Geheimnis sein, schon Isabella hatte ihm dieselbe angedeutet. Aber nicht einmal im Traum wagte er zu denken, daß dies zu einem Ziele führen könne. Er, der Prinz Habenichts, der Soldat, ein Eidam der Kaiserin Maria Theresia? Es war zu närrisch. Aber es dünkte ihm süß, seine Phantasie mit diesem Traum spielen zu lassen, die schöne Erzherzogin anschwärmen zu dürfen.

Seine großen, fragenden Augen suchten die ihren, und er pries den glücklichen Zufall, die Gunst dieses Loses, das ihn zu ihrem Kavalier gemacht hatte. Er sei so stolz.... Und er redete vom gestrigen Hofkonzert, lobte ihr Spiel auf dem Spinett. Er habe sie schon einmal als Spielerin bewundert, vor Jahren, als er zum erstenmal bei Hofe war. „Ich war hingerissen....“

„Ich weiß es," sagte Maria Christine. „Habe die Augen nie vergessen, mit denen Sie mich damals ansahen."

„Dann waren diese Augen vordringlicher als statthaft."

„Mein lieber Prinz, unsere Augen verraten früher als wir, was wir fühlen. Sie sind nicht so gut erzogen wie wir. Und andere Augen wissen zu antworten. Aber das Lesen und Verstehen scheint nicht jedermanns Sache zu sein," sagte feinlächelnd die Erzherzogin.

„Kaiserliche Hoheit, jetzt erst verstehe ich ganz die zarten Worte einer Toten.... Ich war durchschaut, ehe ich mir selbst zu gestehen wagte...." Und er stockte.

Maria Christine wendete ihm das Gesicht zu und sah ihn voll an. In seinem von der winterlichen Luft rosig gefärbten Gesicht stieg unter diesem freudigen, ermunternden Blick eine tiefe Röte empor. Die körperliche Nähe der Geliebten, die Wärme, die von ihr ausging, das alles verwirrte ihn.

„Mein lieber Prinz, was haben Sie eigentlich für ein Zukunftsideal?" fragte sie.

„Ein unerreichbar hohes!" sagte er rasch. „Nur anbetend kann ich zu ihm aufblicken.... Nicht ohne schwere Sorge denke ich an die Zukunft...."

„Unerreichbar? Dann wird es Sie kaum besonders bewegen, wenn Sie hören, daß dieses Ideal, das ich ahne, in Gefahr ist!"

„In welcher Gefahr, gnädigste Prinzessin?" fragte er, und alles an ihm zitterte.

„In der Gefahr, Ihnen zu entschwinden, mein Prinz. Zu entschwinden in ein fernes Land...."

„Der Gedanke schon wäre tödlich. Er erschüttert mich," sagte Prinz Albert, und sein erschrockener Blick bohrte sich fragend, hilfesuchend in den ihren. Dieser senkte sich nicht vor dem seinen. Aber es glitt ein Lächeln über ihre feinen Züge, und so sagte sie, in den munteren Ton ihrer Mutter fallend: „Ein Prinz von Sachsen darf kein Hasenfuß sein."

In seinen großen, hellen Augen leuchtete es auf. Er hatte das Gefühl, jetzt alles auf eine Karte setzen zu müssen: Die Gunst der Kaiserin, die Freundschaft Josephs, seine Stellung und die beglückende Möglichkeit, sein Idol noch ferner sehen zu dürfen. Aber was lag daran, er mußte endlich sprechen. Und er sprach; das Herz ging durch mit ihm.... Erschauernd unter seinen heißen Worten schwieg Maria Christine.... Nun war die Schicksalsstunde gekommen. Sie hatte ihm die Zunge gelöst, die von hundertfältigen Rücksichten gebunden war.... Jetzt war sie sein. Sie suchte seine Hand unter der Pelzdecke und drückte sie. Ihr Mund aber sprach lächelnd: „Vorsicht! Vorsicht! Vorsicht!...." Er wäre beinahe lauter geworden als das Schellengeklingel. Und auch Kutscher und Lakaien haben Ohren.

Sie waren glücklich. Ob er zu hoffen wagen dürfe? Er durfte es. Doch sie deutete ihm die Gefahr an, die ihr Glück bedrohe. Sie müßten auch weiter trefflich Komödie spielen vor dem Hofe. Ach, das wollten sie gern. Wenn sie nur nicht mehr gegeneinander, nur nicht mehr vor sich selber Komödie spielen mußten.

Es war eine selige Schlittage. Mit leuchtenden Augen

kam man in Schönbrunn an, tanzte in inniger Umschlingung, trank sich vielsagend zu bei der Tafel und fuhr spät abends im Glanze der lodernden Fackeln, zärtlich aneinander geschmiegt, in beredtem Schweigen heim. Was rund um sie vorging, merkten sie kaum; die Welt war versunken, sie fühlten nur noch sich selbst.

In der Hofkanzlei und beim „Roten Ochsen".

Beim Hofkammerrat von Gottmann sah es heute aus, als wäre dort ein besonderer Banater Empfangstag. Da saß die Frau Pleß mit ihren Schützlingen aus Temeschwar, da wartete der Schultheiß Rittinger aus Werschetz und mancher Pfarrer und Ortsvorsteher auf seinen Empfang. Und der Präsident des Banats, der Graf Perlas, hatte sich soeben entfernt. Bis zur Tür gab der Hofkammerrat Seiner Exzellenz das Geleite.... Eine Deputation von Schwarzwäldern aus der Schwäbischen Türkei hatte sich auch hierher verirrt, aber sie mußte an die hungarische Hofkanzlei verwiesen werden, denn nur das Banat und die Batschka waren kaiserlich, nur dort war Maria Theresia sozusagen die Gutsfrau, die allein zu befehlen hatte; was diesseits der Donau lag, das wurde durch die hungarische Hofkanzlei verwaltet. Und traurig zogen die Schwarzwälder ab; sie hatten geglaubt, sie gehörten auch hierher... Der Hofkammerrat tröstete sie mit der Bedeutung, daß ja auch dort die Königin regiere, und daß der Graf Grassalkovich, der

Präsident, ein gerechter Herr sei. Sie schienen anderer Meinung zu sein.

Jetzt waren die schwäbischen Sendboten aus dem Banat, die man vor einem Jahre ins Deutsche Reich geschickt hatte, beim Hofkammerrat. Der pfiffige Bonifazius Stoder aus Apatin, der Jakob Specht und andere. Sie sollten vierhundert Familien anwerben für die Batschka, für Neu-Arad im Banat und die Maroschgegend. Und dazu waren sie alle gar wohl geeignet, denn es ging ihnen gut im Banat und sie waren eigentlich nur in die alte Heimat gewandert, um dort Erbschaften zu beheben oder die Anverwandten heimzusuchen. Mehr durch ihr Beispiel sollten sie wirken als durch Überredung. Was brauchte man berufsmäßige Agenten, wenn es solche Hilfskräfte gab. Und sie wirkten durch ihr Beispiel; sie kündigten dem Hofkammerrat für den Frühling mehr Kolonisten an, als er erwartete. Gerade jetzt erwartete. Denn als sie mit ihrer Aufgabe betraut wurden, da war der Krieg noch nicht zu Ende; jetzt aber wurden die Regimenter auf Friedensstand gesetzt, und es waren tausende brave Soldaten frei. Sie mit Grund und Boden zu belohnen, ihnen eine Heimat zu schaffen, war ein Herzenswunsch der Kaiserin. Die katholischen im Banat und in Hungarn, die evangelischen in Siebenbürgen. Dort gab es jetzt reichlich Ersatz für die fortwandernden preußischen Gefangenen. Am liebsten hätte der Hofkammerrat ein bißchen gebremst, hätte den Zufluß aus Württemberg und Baden ein wenig eingedämmt. Aber die Sendboten aus dem Banat

und der Batschka brachten ihm ein neues Patent der russischen Kaiserin Katharina. Auch sie rief ihre deutschen Landsleute in das russische Reich und versprach ihnen die Sterne vom Himmel. Grund und Boden, so viel einer bearbeiten kann, ewige Militärfreiheit („ewige" las der Bonifazius Stoder zweimal); deutsche Selbstverwaltung; Freizügigkeit und jederzeitige Erlaubnis zur Rückwanderung. Nach der Religion wird nicht gefragt! Diesen Aufruf hatte der Stoder ein dutzendmal bei Bauern in Württemberg gefunden. „Mit der Katharina kann die Maria Theresia nit konkurriere!" sagte er; es sei eine gar harte Arbeit gewesen, gerade lauter katholische Leut' fürs Banat zu gewinnen.... Der Hofkammerrat nahm ihm die Kundmachung ab; er brauche sie notwendig, sagte er. Und er sei zufrieden mit ihm, es bleibe bei allem, was mit den Leuten vereinbart worden war; sie möchten nur kommen im Frühling.

Des war der Bonifazius Stoder zufrieden. Er fürchtete schon, es würde ihm das Kopfgeld für die vierhundert Familien, das er ohnehin mit seinen Genossen noch teilen mußte, geschmälert werden. Ein Maria-Theresien-Taler pro Kopf war sauer verdientes Geld in einjähriger Werbearbeit.

Und sie kamen jetzt der Reihe nach daran beim Herrn Hofkammerrat: zuerst die Pfarrer und die Ortsvorsteher, nach ihnen die Frau Wirtin von den „Sieben Kurfürsten", die es nicht unterlassen durfte, vor ihrer Abreise hier vorzusprechen.

Mit großem Wohlwollen hatte der Hofkammerrat die Vorstellung der drei Banater Studenten durch die Frau Theresia Pleß entgegengenommen. Er merkte sich ihre gemeinsame Wohnung an und versprach jedem seine Unterstützung. Nichts konnte ihm willkommener sein, als wenn tüchtige Männer aus ihnen würden. Er stellte nur eine Bedingung: Wieder heimkehren ins Banat. Nicht hier in Wien untertauchen und sich nutzlos in einer großen Gesamtheit verlieren, die an Intelligenz keinen Mangel hatte. Studieren, ja. Aber heimkehren! Diese Bedingung war freilich bei dem Schmidt, der Offizier werden wollte, kaum zu erfüllen. Aber wenn man ihn in ein Grenzregiment brachte, konnte auch er der engeren Heimat dienen.

Die Studenten traten ab, aber ihre Fürsprecherin wurde zurückgehalten; mit ihr wollte der Hofkammerrat noch mehr plaudern. Es bedrückte und intrigierte ihn manches, von dem er nicht offen reden durfte. Es gab Zusammenhänge zwischen Dingen, die im Banat geschahen, und höchsten Personen in Wien. Was war daran wahr, was war Klatsch und Mißbrauch mit höchsten Namen? Erzherzog Joseph, der Römische König, wollte es wissen. Von ihm wissen, dem Hofkammerrat. Aber er wagte beinahe nicht, daran zu rühren.... Auch pfuschte ihm die Wiener Polizei neuestens in sein Ressort, betrachtete das Banat als Verbannungsort für allerlei Gelichter. Er suchte nach Hilfe auch dagegen. Nach Wahrheit.... Und diese Frau war ihm ein zuverlässiger Bote aus dem Banat; sie wußte mehr als andere Leute. Auch

hatte sie ja selber noch ein paar Wünsche, das merkte man ihr doch an.

„Liebe Frau Pleß," begann der Hofkammerrat, „was kann ich sonst für Sie tun? Ich war schon ein paar Jahre nicht bei Ihnen, es hat sich gewiß manches verändert in Temeschwar. Haben Sie mir nichts zu erzählen?"

„O, da ließe sich gar viel schwätze, Herr Hofkammerrat! Ich hab' Sie schon bitte wolle, ob ich nit eine Audienz bei der gnädigen Kaiserin haben könnt in einer Sache."

„In welcher Sache?"

„Es schaut so eigennützig aus," sagte Frau Pleß, „wenn ich davon red', aber ich red' ja nit für mich allein, und es kann uns vielleicht doch nur die Kaiserin helfen. Um ein Gelübde handelt sich's. Wissen S', Herr Hofkammerrat, damals, wie auch mein Seliger an der Pest g'storben is, hat die Bürgerschaft das Gelübde getan, an keinem Sonntag ein Wirtshaus offen zu halten. Weil damals die Leut' überall, wo mehr beisammen waren, einer durch den anderen krank geworden sind, haben sie die Kirchen, die Schulen und die Wirtshäuser geschlossen und die Märkte aufgehoben. Alles ist dann wieder in Ordnung gekommen, aber auf die Wirte hat man vergessen. Das Sonntagsgelübde ist geblieben, und niemand traut sich, es aufzuheben."

„Der Herr Bischof oder der Landespräsident kann es aufheben," sagte der Rat. „Warum tun sie es nicht?"

„Hm. Der Herr Landespräsident ist ja nie im Land. Und der Herr Bischof tut nichts, wenn die hochwürdigen Herrn Jesuiten dagegen sind. Sie sagen, ein Gelübde

sei ein Gelübde, und meinen, es wär' genug, daß die Wirte in den Vorstädten offen haben am Sonntag. Ich frage aber: warum werden gerade wir in der Festung bestraft? All unsere Kunden gehen am Sonntag hinaus aus der Stadt. Wir können doch nicht den ganzen Sonntag den Rosenkranz beten."

Der Hofkammerrat merkte sich alles an. Dann sagte er: „Liebe Frau Pleß, das ist keine Angelegenheit für die Kaiserin. Haben Sie Geduld, seien Sie versichert, daß ich den Weg finden werde, Ihnen zu helfen."

„Das wär' eine Erlösung!" sprach Frau Theres.

Ablenkend fragte der Hofkammerrat: „Wie nimmt man unsere vielen neuen Gäste auf im Banat? Haben Sie keine Klagen gehört?"

„Zuviel Soldaten! sagen die Leute. Sie hätten alle das Wirtschaften verlernt im Kriege."

„Sie werden es wieder lernen," sprach der Hofkammerrat. „Die Kaiserin will ihre braven Soldaten, die sieben Jahre für sie im Feld gestanden sind, gerade im Banat versorgt wissen. Und wenn Sie von leergewordenen Hausstellen in den Dörfern erfahren, lassen Sie es mir doch sogleich schreiben. Meine Kommissäre können nicht überall sein."

„Nicht gern tu' ich das, Herr Hofkammerrat. Das Banat kommt mir manchmal vor wie ein großer Kirchhof. Nach ein paar Jahren wird immer wieder ein Grab frei für eine neue deutsche Familie."

„Sie übertreiben, Frau Pleß!"

„Nicht arg, Herr Hofkammerrat. Ich weiß von man-

chem Bauernhof, der in dreißig Jahren zwei oder dreimal ausgestorben ist," erwiderte die Wirtin von den „Sieben Kurfürsten".

„Das mag sein, und doch müssen wir den Feind überwinden. Schon ist ein Drittel aller Sümpfe ausgetrocknet, es wird besser von Jahr zu Jahr .... Aber es gibt auch andere Sümpfe da drunten bei Ihnen. Wie steht es denn um diese?" fragte der Hofkammerrat lächelnd.

„Da schweigt man als Wirtin am besten, Herr Rat. Eine Keuschheitskommission dürften's den Temeschwarern nit schicken, mein' ich."

„Das glaube ich Ihnen," lachte der Rat. „Aber in einer Stadt, in der so viele Nationen zusammenströmen, kann es nicht anders sein. Ich meinte übrigens etwas anderes, Frau Pleß."

„Etwas anderes, Herr Rat? Was kann denn das sein?" fragte die Wirtin.

„Wir können hier nicht alles wissen," sagte der Hofkammerrat bedächtig. „Wir dürfen auch nicht alles glauben, was uns heimlich zugetragen wird. Sie aber erfahren viel aus erster Hand. Was ist an dem Gerede über den Markovics in Arad? Klagen die Bauern über ihn? Und was an dem Gerede über den Türkenmüller? Wie hängen diese Leute zusammen? Ich kann darüber keine Klarheit gewinnen. Es wäre mir aber wichtig, zu wissen, was wahr ist."

„Da kann ich dienen, Herr Rat. Und ich leg' ein Jurament drauf ab, daß das wahr ist, was ich sage," erwiderte Frau Pleß. „Der Millionär Markovics raubt

die Bauern auf dem Arader Markt aus und der Türkenmüller in der Mühle. Die Leut', die Weizen auf den Markt bringen, fahren oft umsonst hin. Nur um die Frucht nicht mehr heimführen zu müssen, und weil sie doch auch Geld brauchen, geben sie's dem Markovics und den Händlern, die er alle in der Tasche hat, um ein paar Kreuzer. Sie sind oft in Verzweiflung. Es sind aber keine anderen Käufer dort, als solche vom Markovics. Und es wird geschwätzt, er habe einen sehr, sehr hohen Herrn in Wien in seiner Kumpanei; sie erzählen, es wär' gar der — —"

„Sprechen Sie den Namen nicht aus, Frau Pleß!" fiel der Hofkammerrat ihr rasch ins Wort. „Glauben Sie nicht an solche Gerüchte. Das ist Klatsch.... Aber das mit den Bauern, das ist Wahrheit?"

„Vollste Wahrheit!" beteuerte die Wirtin. „Die Leute aus Rosenthal haben einmal ihr ganzes Getreide aus Wut von der Arader Brück' in die Marosch ausgeschütt't, weil sie's nicht wieder heimführen wollten. Einen Siebzehner nur hatte ihnen der Markovics geboten für den Kübel. Sie haben's ihm nit gegeben."

„Das wollte ich wissen.... Und wer ist dieser Türkenmüller?"

„Sein Schwiegersohn, Herr Hofkammerrat!"

„Ah, das ist gewiß?"

„Ganz gewiß. Und sie müssen beide große Protektoren haben in Wien. Es ist etwas nicht ganz richtig; sie getrauen sich zu viel. Und flunkern immer mit der hungarischen Hofkanzlei und mit dem — — — — hm,

Sie wissen ja, was ich sagen will," schloß die Frau Theres.

Der Hofkammerrat schwieg und dachte nach. Dann sagte er:

„Nun sagen Sie mir noch eines: Was ist es mit dem Temeschwarer Menschenhandel?"

„Menschenhandel?" sagte Frau Pleß erschrocken. „Menschen — — — —? Ich weiß davon nichts."

„So hat man mir berichtet. Denken Sie nur einmal nach, Frau Theres."

„Ach, der Herr Rat meint das Gesindel, das man uns immer aus Wien schickt? Die Schüblinge? Ja, das ist ein groß' Ärgernis. Die werden wie das liebe Vieh als Arbeiter an die Bauern abgegeben um ein paar Groschen. Sie gehen aber gewöhnlich wieder durch und strabanzen im Lande herum. Manche werden gefangen wie die Hund'. Es ist eine Schand'. Sind auch schlechte Frauenzimmer darunter."

„Also ist das doch wahr!" sprach der Hofkammerrat. Er war aufgestanden und ging hin und her, blieb vor der Frau Theres stehen und sagte gedämpft:

„Liebe Frau Pleß, ich will Ihnen etwas anvertrauen. Ein sehr hoher Herr hat die Absicht, noch heuer oder im nächsten Jahr das Banat zu bereisen. Ob ich ihn begleite, ist noch ungewiß. Passen Sie auf! Es wird da manches zur Sprache kommen und geändert werden. Aber es werden zuverlässige Zeugen nötig sein für so viele Klagen. Mit nicht zu beweisenden Dingen kann

sich ein so hoher Herr nicht beschäftigen. Ich rechne auch auf Sie."

„Ganz gut, Herr Rat. Wenn dann auch das dumme — Gott verzeih mir die Sünd' — Sonntagsgelübde aufgehoben wird, bin ich zu allem bereit."

„Es wird aufgehoben, Frau Pleß; aber Sie müssen schweigen über alles, was ich Ihnen gesagt habe."

„Wie das Grab, Herr Hofkammerrat! Schauen S' nur, daß Sie selber mitkommen. Mit Ihnen schwätzt sich's viel leichter, als mit einem so hohen Herrn, den man nicht kennt. Und wer weiß denn, ob der Herr dann reinen Mund hält und die Kurfürstenwirtin nicht ins Gerede bringt? Komme Se nur selber, Herr Rat!"

Anton von Gottmann entließ die Wirtin mit einem zufriedenen Lächeln. Sie ahnte nicht, wessen Reise er ihr angekündigt hatte, und das war ihm recht, denn so ganz sicher war er ihrer Verschwiegenheit nicht. —

Zuletzt ließ der Hofkammerrat sich noch einmal den Bonifazius Stoder aus Apatin kommen. Der geriebene Mensch war gut zu brauchen, auch im Banat. Er sollte sich dort umtun als Quartiermacher für die Tausende, die in diesem Frühsommer wieder die Donau herabkamen. Ein volkstümlicher Späher wie dieser war ja unbezahlbar. Er konnte ein Schrecken werden für fahrlässige Beamte und Ausbeuter der Kolonisten. —

* * *

Beim „Roten Ochsen" war gerade das Mittagsgeschäft im Gange, als die Frau Theres von ihrer Audienz beim

Hofkammerrat zurückkam, und da ging es gar bunt und lebendig zu. Die blonde Lena saß auf ihrem Posten neben dem Extrazimmer und führte Buch über alles, was aus Küche und Keller an ihr vorbeigetragen wurde. Der Wirt tat sich nicht wenig zugute auf diese neue Einrichtung, die er als erster in Wien getroffen hatte. Nur seiner Frau oder deren Stellvertreterin wurde dieses Amt anvertraut, denn in seiner verläßlichen Führung lag die Sicherheit des Geschäftes gegenüber der Kellnerschar, die er brauchte. Und die Mamsell Magdalena hatte sich trotz ihrer Jugend gar schnell das Vertrauen des Hauses erworben. Der Wirt wußte, daß sie unzugänglich war für die Dienstleute, und diese glaubten an ihre Unparteilichkeit mehr als an die der Frau Wirtin. Sie wird sicherlich nichts aufschreiben, was nicht gebracht wurde.

Die Frau Theres, die in einer stillen Ecke an dem noch leeren Familientisch des Wirtes Platz genommen hatte, von wo aus man alles übersehen konnte, fühlte sich sehr geschmeichelt durch diese Stellung der Enkelin. Aber sie erkannte auch deren Gefahren. Da saß das hübsche, blonde Mädel wie in einem Schaukasten. In den düsteren, auch am Mittag halbdunklen Gaststuben war sie mit ihrem Blondhaar und ihrem freundlichen Gesicht der einzige Sonnenstrahl. Jeder Gast mußte sie sehen, jeder glaubte mit ihr Blicke wechseln zu sollen, und die vielen Offiziere und Beamten und Studenten, die da Mittagsgäste waren, hatten wohl alle ein Aug' auf das junge Schwabenblut. Darum der Hochmut gegen die bescheidenen Landsleute! Na, den wird sich die Lena wieder abge-

wöhnen müssen, sagte die Frau Theres. Daheim in Temeschwar mamsellt sich nichts, da heißt es anpacken und wirtschaften.

Sonst ein fröhlicher Schalk, der jeden anlachte, saß die Lena heute mit geröteten Augen da und guckte nicht rechts und nicht links. Es fiel den Gästen auf, und an manchen Tischen fragte man, was denn der schönen Lena übers Herzerl gelaufen wäre. Da erhielten sie die leise Antwort, es sei heute ihr letzter Tag, sie müsse heim zu den Ihren, und sie gehe halt so schwer fort von Wien.

Ja, war sie denn keine Wienerin?

Die Frau Schmalzhofer kam, die behäbige Wirtin vom „Roten Ochsen", und setzte sich zur Frau Theres. Und sogleich begann sie von der Mamsell Lena zu reden und wie schad' es halt wär', daß man sie jetzt verlieren sollt', wo s' alle Gäst' so gern hätten und sie auch, die Wirtin; Ihr Glück möcht s' machen in Wien, die Lena.

„Das wird sie daheim auch machen," sagte Frau Theres kurz. „Ich brauch's Mädel."

„Aber liebe Frau Pleß! Schau'n S' Ihnen doch meine Gäst' an. Lauter zukünftige Generäle, Dokters und Reichshofräte sitzen da herum. Wenn s' ein angelt, is versorgt wie a Prinzeß. Und mir scheint, es zappelt schon einer."

„Für die Nobleß ist die Lena nit erzogen, Frau Schmalzhofer. Besser eine tüchtige Wirtin, als eine dumme Generalin."

„Aber ich bitt' Ihna! Mit so ei'm G'sichterl und solche Augen! Mit dem Wuchs! Wann die Mamsell Lena noch

's Pianoforte bei uns schlagen lernt und a bißl Parlieren, nimmt's jeder Graf. Die paßt doch nit mehr nach Temeschwar."

„Sie ist achtzehn Jahr alt. Für eine andere Erziehung ist's zu spät," sagte Frau Theres verdrießlich. „Und sie hat auch keine Eltern mehr. Wenn ich gewußt hätt', daß ihr da bei Ihnen der Kopf vedreht wird, hätt' ich sie zu Haus behalten."

Zwei Offiziere, die das Gasthaus schon verließen, traten an die Wirtin mit der Frage heran, ob es denn wahr wäre, daß sie die Mamsell Lena verliere. Die Schmalzhoferin erhob sich und gab ihnen achselzuckend Auskunft. „Wie schade! Wie schade!" sagten die Herren, traten zu Lena hin und reichten ihr die Hände. Die hatte Wasser in den Augen und biß die Zähne zusammen. Aber diesen beiden folgten andere Herren, die dasselbe taten, und Frau Theres war gerührt bei diesem Anblick. So beliebt war das Mädel?

Da erschien ein blonder junger Mann in der Tür; er trug die vornehme Tracht der deutschen Rechtskandidaten und einen Degen an der Seite. Mit blitzenden Augen folgte er den Vorgängen und war rasch an Lenas Seite.

„Was ist das? Was heißt das?" fragte er in schmerzlichem Tone.

„Rudolf! Sie sind zurück?" rief Lena freudestrahlend und streckte ihm die Hand hin. Aber er nahm sie nicht.

„Des is derjenige, welcher...." flüsterte die Wirtin der Frau Theres zu.

Lena verließ betroffen ihren Platz und bat die Schmalz-

hoferin, die alles bemerkt hatte, mit einem flehenden Blick herbei. Diese eilte hin und nahm lächelnd Lenas Posten ein.

„Geh'n S' nur hin zur Großmutter. Ich hab' sie schon vorbereit't," sagte sie leise.

„Wie schön, daß Sie wiedergekommen sind!" sagte Lena innig zu dem trotzigen jungen Manne und hatte Tränen in der Stimme. Seine Augen fragten nur; er schwieg.

Sie zog ihn beiseite und erklärte dem geliebten Freund mit fliegenden Worten, daß die Großmutter gekommen sei, sie heimzuholen, und daß sie morgen abgereist wäre, ohne ihn wiederzusehen. Nur einen Brief von ihr hätte er vorgefunden, wenn er um einen einzigen Tag später gekommen wäre. Alle Gäste sagen ihr schon Adieu, sie sei ganz krank vor Aufregung.

Da löste sich die Spannung in den straffen Zügen des jungen Mannes, er verstand die Händedrücke und war bewegt von dieser Mitteilung. Er bat um Verzeihung. Wie? Er sollte sie verlieren? Im tiefsten Winter war er heimgereist nach Köln, weil ihm der Vater gestorben war und man seine Anwesenheit für nötig hielt. Und indessen bedrohte ihn auch hier ein Verlust? Noch hatte er sich nicht ausgesprochen mit Lena, noch spielte er bloß mit dem Gedanken, sie einst heimzuführen an den Rhein. Und jetzt sah er sich urplötzlich der großen Lebensfrage gegenübergestellt, jetzt sollte er bekennen. Lena merkte ihm seine Betroffenheit an, es glitt eine trübe Wolke über ihr Glück.... Sie sah die fragenden erstaunten

Augen der Großmutter auf sich gerichtet und ging rasch entschlossen zu ihr, mochte Rudolf Weißkirch ihr folgen oder nicht. Sie hatte ihm nichts mehr zu sagen.

Aber er folgte ihr. Bescheiden stellte er sich der Großmutter vor und bat um die Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen.

Frau Theres konnte es ihm nicht abschlagen. Und nun erfuhr sie alles. Der Herr Referendar aus Köln, der es dereinst zum Reichshofrat in kurkölnischen Diensten zu bringen hoffte, hatte nicht nur ein Auge auf ihre Lena wie die anderen, er wollte ihr Herz und Hand schenken, wenn es einst so weit wäre. Es sei wohl der unpassendste Ort, dies alles zu sagen, aber er wolle keine Minute versäumen, es zum Ausdruck zu bringen. Er liebe Lena von Herzen.

Kurz angebunden sagte die Frau Theres: „Junger Herr, meine Lena ist nicht für einen künftigen Reichshofrat erzogen. Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Mein Mädel geht mit mir."

„Beste Frau, ich danke Ihnen, daß Sie die Demoiselle von hier fortnehmen. Aber ich lasse nicht von ihr. Wir haben vier Jahre Zeit. Ehe ich nicht Rat bin, kann ich sie nicht heimführen. Und bis dahin läßt sich alles nachholen, was etwa an ihr versäumt worden sein sollte!"

„Gar nichts ist an ihr versäumt worden, mein lieber Herr Doktor," sagte Frau Theres gereizt; „für die künftige Frau Wirtin zu den ‚Sieben Kurfürsten' ist die Lena gebildet genug."

„Großmutter!" sprach Lena bittend, flehend.

„Aber Großmutter!“ sprach keck und fröhlich auch Rudolf Weißkirch.

Frau Theres war verwirrt von dieser Dreistigkeit. Aber böse war sie nicht. Sie schwieg und lächelte in sich hinein, denn eigentlich gefiel ihr dieser Freier. Und nun redeten beide auf sie ein. Schon entwickelte der Herr Referendar den Plan, Lena bei den Schwestern von Sankt Anna in Wien zur Vollendung ihrer Erziehung unterzubringen.

„In Wien soll ich sie lassen? Mein sauberes Mädel? Nein, daraus wird nichts. Wir haben auch Klosterschwestern im Banat, wenn's sein muß.“

„Das ist eine Zusage!“ rief Rudolf und griff über den Tisch nach ihrer Hand.

Lena war stumm vor Freude.

„Eine halbe Zusage, mein lieber Herr Referendarius, ist bald gegeben,“ sagte Frau Theres. „Aber was wird Ihre Frau Mutter dazu sagen? Sie muß doch auch gefragt werden. Und Sie verzeihen schon, wo kann ich mich denn über den jungen Herrn erkundigen? Wir kennen Sie doch gar nicht.“

Rasch antwortete Rudolf: „Beim Herrn Reichshofratagenten von Birkenstock, Dorotheengasse Nr. 1146 liebste Großmutter.“

„Schreiben Sie mir das nur auf, sonst merk' ich mir's nicht!“

„Und daß ich's gleich sage,“ fuhr Frau Theres fort, „ich werde mich durch den Herrn Hofkammerrat von Gottmann über Sie erkundigen lassen, bei dem ich heute eine

Stunde war. Er ist unser Freund. Und dann: Die Lena gibt Ihnen ein Jahr Bedenkzeit. Da wollen wir wiederkommen und uns um ihre Ausstattung umtun. Fragen Sie sich auch, ob Sie nicht vielleicht in kaiserliche Dienste treten können, wie so viele Rheinländer. Die kölnischen Patrizier sollen sehr stolz sein. Am End' wär' ihnen meine Lena dort nicht vornehm genug. Da tät' sie mir doch leid."

Rudolf Weißkirch erfaßte ein hoher Respekt vor dieser weltklugen, gütigen Frau. Alles, was sie sagte, war für ihn von höchster Wichtigkeit. Ja, seine Mutter durfte nicht überrascht werden. Und das Probejahr war auch willkommen. Zu plötzlich war er heute überrumpelt worden durch die Lage, die er vorfand. Und die kaiserlichen Dienste?.... Warum nicht? Ein weiterer Horizont tat sich auf vor ihm, als er ihn in Köln zu finden hoffte. Und auch das Wort von den Patriziern traf zu; die liebe Lena hatte so gar nichts von dem französischen Zuschnitt, der dort die Mode der Frauen war.

Er nahm die Bedingungen an und begnügte sich mit der halben Zusage. „Also Verlobung übers Jahr in Wien!" sagte er.

Und am nächsten Morgen hieß es Abschied nehmen. Die Frau Theres bedankte sich bei der Schmalzhoferin für das gute Losch'ma, das sie gefunden, und die vielen guten Rezepter, die sie aus dem Wiener Kochbuch mitbekam. Auch sonst hatte sie wieder allerlei abgeguckt beim „Roten Ochsen" für ihr Haus. Sie war zufrieden mit ihrem Aufenthalt. Und sie war ganz besonders dankbar

für die gute Schulung ihrer Lena. Die Schmalzhoferin aber, der die ungesalzenen Zähren sehr locker saßen, schneuzte sich kräftig und beteuerte, daß sie ihre beste Stütze verliere. Am schwersten freilich fiel Lena selber der Abschied von Wien....

Bis nach Preßburg ritt Rudolf neben dem Postwagen her; bis zum ersten Pferdewechsel gab er den Frauen das Geleite. Und als er schied, nahm er Lena zärtlich in seine Arme und empfing ihren ersten Kuß. Er wäre kein Rheinländer gewesen, wenn er nicht auch der Großmutter einen gegeben hätte. Und sie ließ es sich gefallen, denn er hatte sie schon ganz gewonnen. —

Vater und Sohn.

Eines Morgens war Joseph unangesagt im Laboratorium seines Vaters erschienen. Er hatte dort nie Zutritt gehabt, denn der Kaiser sah in ihm einen Ungläubigen, und wer nicht wenigstens so tat, als erwarte er das Heil der Welt von der Entdeckung des Steins der Weisen, dem waren diese heiligen Hallen verschlossen. Maria Theresia lachte über die Marotte des Gemahls, und die Kinder lachten mit. Am lautesten tat dies Joseph.

Der Lakai, der den Türhüter machte, konnte dem Römischen König den Eintritt nicht gut wehren, und dieser stand plötzlich im Vorraum der Zauberstätte. Hinter jener schmalen Tür glühten die Feueressen, verdickten die Dünste chemischer Prozesse die Luft der Hexenküche. Dort arbeitete der Kaiser mit seinen Scheidekünstlern. Sein

neuester Vertrauter, Maestro Leporini, den er sich aus Toskana mitgebracht hatte, war ein geriebener Bursche. Er wollte nicht nur Gold machen, er versprach auch andere Probleme zu lösen. Und gerade heute.... Ach, diese Störung!

Mit einem Lederschurz angetan, wie ein vornehmer Meister Goldschmied, kam der Kaiser. Rasch, hastig fragte er: „Mein Sohn, was willst du?"

„Guten Morgen, cher Papa. Störe ich?" fragte Joseph.

„Nun ja, wenn man gerade bei der Arbeit ist...."

„Ach," lächelte Joseph, „ist am Ende heute der weltgeschichtliche Tag, an dem der Stein der Weisen endlich gefunden wird?"

„Du spottest? Das mußt du dir endlich abgewöhnen. Du wirst Freunde brauchen im Leben, und mit Spöttern mag niemand Freundschaft halten.... Was wünschest du?"

„Eigentlich nichts, Papa; es befiel mich nur das Bedürfnis, wieder einmal mit Eurer Majestät allein zu sein und zu plaudern. Und da Sie sonst nirgends allein sind als hier —"

„Liebster, ich bin hier nicht allein. Mein Maestro Leporini und mein junger Famulus arbeiten mit mir. Es sind meine schönsten Stunden."

„Die will ich nicht stören, Papa," sagte Joseph gekränkt und wendete sich, um zu gehen.

„Bitte, bitte; da du einmal hier bist, nimm Platz," er-

widerte der Kaiser und horchte nach der Tapetentür, durch die er gekommen.

„No, no, no!“ rief es dahinter. „No, no, no!“

„Was hat denn der Leporini?“ sprach der Kaiser für sich.

Da fuhr ein hübscher, brauner Kopf durch die Tapetentür, und der schlanke, junge Famulus, der ihn trug, sagte mit süßer, betrübter Stimme: „François, es gelang wieder nicht!“

Hastig winkte der Kaiser ab. „Ich komme!“ Und er eilte dem Famulus nach, der sich, betroffen über Josephs Anwesenheit, zurückgezogen hatte.

Joseph schaute ihnen belustigt nach. „Das war...? Ach so! Ach so! Da störe ich freilich,“ lachte er und wollte sich schleunigst entfernen; aber der Kaiser kam sogleich wieder. Er war ernst und verdrossen. Hinter ihm erschien der listige Kopf des Maestro Leporini, der sich in Katzenbuckeleien wand und um eine Stunde Geduld bat; er wolle den Versuch wiederholen. Vielleicht müsse er ihn noch hundertmal wiederholen, das könne man nicht wissen; aber der Sieg sei gewiß, sagte er.

„Bene, bene,“ sagte der Kaiser verdrossen. „Ich warte.“ Und der Maestro verschwand. Zu Joseph gewandt, sprach sein Vater jetzt in einiger Verlegenheit: „Weißt du, es gibt Tage, an denen der Diable seine Hand im Spiele hat. Gar nichts gelingt. Aber der Leporini ist ein Feiner, der arbeitet auch mit der Seele. Er verlangt nicht nur, daß die Kräfte der Natur stimmen, es müsse auch geistig alles in Ordnung sein. Er will von Sympathie, von Liebe

und Gläubigkeit umgeben sein; kein fremdes Element dürfe in der Nähe weilen. Wenn er jemanden riecht, der zweifelt, ist es aus."

„Dann wird er wohl mich gerochen haben," sprach Joseph trocken.

„Vraiment!" rief der Kaiser und sah seinen Sohn so ernsthaft an, daß dieser lachen mußte.

„Papa, was machen Sie sich doch für unnötige Sorgen."

„Mein Sohn, das verstehst du nicht. Wer dieses Problem löst, der wird die Welt beherrschen. Deine habsburgischen Ahnen haben das ganz genau gewußt. Sie haben dasselbe versucht wie ich."

„Einige, ja," sagte Joseph. „Aber das waren dunkle Zeiten. Heute glaubt doch niemand mehr an die Goldmacherei. Mein Physiklehrer hatte nur Hohn und Spott dafür. Und der war ein Jesuit!"

„Was beweist das? Die Jesuiten lehren andere Wunder, an die wir ebenso wenig glauben, wie sie an die unseren. Um die Geheimnisse der Natur haben sich die Brüder immer viel weniger gekümmert, als um die der Menschen."

„Für diese Anmerkung bin ich Eurer Majestät sehr dankbar," sagte Joseph. „Ich weiß auch ein Lied davon."

„Aber du behälst sie für dich, nicht wahr? Man sagt so etwas nur, wenn man gereizt wird.... Wir suchen übrigens nicht Gold. Das kommt noch. Zunächst will der Maestro nur beweisen, daß er selbst Diamanten flüssig machen und verwandeln kann. Er will aus zehn kleinen

einen großen Diamanten machen, größer als der in der Krone Englands. Ein neues Weltwunder soll da entstehen. Ich und mein Famulus glauben daran, und es muß gelingen. Ja —, es war uns für heute versprochen."

Joseph sah seinen Vater lächelnd an und schwieg.

Eine leichte Röte stieg dem Vater in die Wangen empor. „Du gönnst mir diesen Famulus wohl nicht, was? Hast ihn erkannt? Es ist natürlich die Fürstin A—"

„Aber Papa!" fiel Joseph ihm rasch ins Wort. „Was geht das mich an."

„Nein, nein, du sollst es wissen. Die Fürstin hat zehn Diamanten hergegeben, und ich legte heimlich einige dazu, um sie zu überraschen. Sie bat aber, stets dabei sein zu dürfen. Als Famulus verkleidet wirkt sie mit. Nicht übel, was?"

„Papa, Papa — die Sittenkommission!" scherzte Joseph.

„Ach, Possen! Du bist mir neidig."

„Nein, Papa; lassen Sie der schönen Fürstin einen Diamanten machen, so groß wie ein Hühnerei, damit sie alles bei Hofe überstrahlt.... Sie soll nur Obacht geben, daß nicht zu viel Gewichtsverlust entsteht bei der Umschmelzung!"

„Immer die alte Geschichte," erwiderte der Kaiser gereizt. „Auch du hälst jeden, der sich mit den geheimen Künsten beschäftigt, für einen Aventurier."

„Sagen wir: Schwindler!"

„Mon dieu, mon dieu!" rief der Kaiser entsetzt. „Verzeihe mir, du bist zwar der Römische König, aber ich kann

dich nicht bitten, länger hier zu verweilen. Wir werden wo anders plaudern. Ich komm' zu dir."

Lachend erhob sich Joseph. „Ich gehe schon! Ich gehe schon!" sagte er. „Wann werden mich Eure Majestät beehren?"

„Vor Abend. Vor der Theaterstunde."

Ein wahres Donnerwetter ging, als Joseph sich entfernt hatte, über das Haupt des Türhüters nieder, der den Mut nicht aufbrachte, den Thronfolger abzuweisen. Und er erhielt den Auftrag, die Fenster zu öffnen und die Halle mit Wacholder auszuräuchern. Der Kaiser aber verschwand hinter der Tapetentür.

* * *

Joseph, der vollkommen getrennt von seiner Gemahlin im Leopoldinischen Trakt der Hofburg wohnte und sie nur selten durch einen Besuch auszeichnete, war nicht oft allein in seinen Gemächern. Er liebte es, sich in Gesprächen mit Freunden zu zerstreuen. Sein Bruder Leopold kam zuweilen. Zu den Intimen aber zählte jetzt auch der Herzog Albert, den Joseph oft bei sich sah.

Ganz formlos, gegen alle Hofetikette verkehrte man bei ihm, und sein Kammervorsteher hatte dagegen manche Bedenken. Es kamen ihm namentlich zu viel Bücher, die auf dem Index standen, in die Burg durch Joseph. Dieser hungerte nach allem, was in den Ländern seiner Mutter verboten war. Sein Geheimsekretär Hauer und sein Adjutant Major von Welser, die nebenan hausten, hatten diesen Hunger zu stillen. Sie genossen sein Vertrauen.

Auch seine Lehrer hatte er nie ganz verabschiedet; es kam immer wieder einer, um mit dem Thronfolger über dieses oder jenes Thema in einem von jeder Etikette freien Diskurs zu disputieren. Nur seinen Religionslehrer hielt er seit einiger Zeit fern; er wollte den Mann nicht sehen, der mehr über ihn wußte, als er ihm selber anvertraute. Für heute war der greise Baron Bartenstein angesagt.

Seinen ehemaligen Obersthofmeister und militärischen Erzieher, den biederen Karl Batthyani, der anläßlich der Krönung zu Frankfurt in den Fürstenstand erhoben worden war, sah Joseph auch manchmal bei sich. Der treffliche Held von Czaslau (so nannte man ihn bei Hofe scherzweise, weil er dort ein Treffen gewann) hatte sich in den Ruhestand begeben, hielt es aber doch ohne Tätigkeit nicht aus und glaubte häufig etwas zu wissen, was seinem Prinzen wichtig sein könne. Mehr als früher war ihm jetzt um die Vollendung der Erziehung seines künftigen Herrschers zu tun. Und er hatte freien Zutritt. Joseph war schon als Knabe geistig über den alten Kavalleristen hinaus, der diesen weithin sichtbaren Posten ja nur erhielt, weil Maria Theresia den Madjaren schmeicheln wollte; aber dessen derbe Kraftnatur blieb ihm immer eine Quelle der Erfrischung. Als van Swieten den Kaiser Joseph später einmal fragte, was er denn von dem tapferen Haudegen eigentlich gelernt haben könne, da antwortete dieser ernsthaft: „O, etwas Unschätzbares. Lange vor Goethe machte er mich vertraut mit der berühmten Aufforderung des Götz von Berlichingen.“

Es wurde Bartenstein gemeldet.

Joseph begrüßte seinen alten Lehrer, den Freund seiner Jugend, den Erwecker seiner geistigen Selbständigkeit, immer mit der gleichen Herzlichkeit. Er verehrte in dem Greis ein Stück österreichischer Geschichte. Schon an der Pragmatischen Sanktion hatte er mitgearbeitet, die die österreichischen Länder als unteilbare Einheit erklärte und Maria Theresia die Erbfolge sicherte.... Früh war Johann Christoph von Bartenstein in Wien zur Geltung gekommen, denn er war ein bedeutender Kopf und ein überzeugter Anhänger des Kaiserhauses. Nur von diesem erwartete er, der Straßburger, die Befreiung seines Vaterlandes, das die Franzosen geraubt hatten. Dergleichen hörte man gern am Wiener Hofe. Und der ehrgeizige deutsche Gelehrte war überdies so klug gewesen, auf dem Wege von Straßburg nach der Kaiserstadt seinen evangelischen Glauben zu wechseln. Er gehörte in Wien zu jener großen Gruppe protestantischer Konvertiten, die, im Reich geschmäht um ihres Abfalls willen, hier gleichsam unbewußt eine deutsche Sendung erfüllten. Man kann sich Österreich ohne ihre wahrhaft segensreiche Mitarbeit gar nicht denken. Sie gelangten in Wien auf all jene hohen Posten, auf denen Bildungsarbeit geleistet werden konnte; die dekorativen Hoftitel, die blieben dem internationalen Adel aus der einstigen Wallensteinschen Armee und den hungarischen Magnaten. Wo aber irgend etwas aufzurichten und zu vollbringen war, da stand ein Deutscher, den man nicht gerne fragte, wie lange er schon katholisch war.

„Es ist vortrefflich, lieber Baron, daß wir gerade heute unsere Konversationsstunde haben," sagte Joseph, der diesem Gast sogleich einen Sitz anwies, „denn es wird mich noch vor Abend der Kaiser besuchen. Ich hoffe, ihn einmal ganz allein für mich zu haben."

Bartenstein war körperlich ein alter Mann. Er zählte schon sechzig, als ihm Josephs höhere Bildung einst anvertraut wurde, und die Treppen der Wiener Hofburg, die er als Schöpfer und Beherrscher des Haus-, Hof- und Staatsarchivs täglich steigen mußte, schienen immer höher zu werden in den letzten Jahren; aber wenn er seinem Prinzen gegenübersaß, da erstrahlten seine Augen im jugendlichen Glanz. Er liebte diesen edlen Sohn Maria Theresias, dessen schwungvolle Seele von einem so hellen, klaren Verstand gezügelt wurde. Jeder Keim, der in sein Gemüt fiel, ging auf und trug Früchte. Es war eine Freude, geistigen Anteil zu haben an der Zukunft dieses Thronerben, dieses ersten Habsburg-Lothringers.

„Wünschen Kaiserliche Hoheit eine besondere Angelegenheit mit Seiner Majestät zu besprechen?" fragte Bartenstein gespannt.

„Mir ist das Herz so voll, lieber Baron, daß ich nicht weiß, wo ich beginnen soll. Wenn ich es so recht überlege, was ich vom Kaiser eigentlich haben möchte, so läuft es immer darauf hinaus, daß ich einen Bundesgenossen im Staatsrat brauche. Wir sind alle zu schwach gegen meine erhabene Mutter. Die Minister sind Kniebeuger, und der Kaiser schweigt. Nur Finanzfragen haben sein Interesse. Und ich fürchte, er beteiligt sich an Unternehmungen, die

er nicht vollkommen übersieht und in denen er betrogen wird."

Bartenstein nickte. „Ja, mein Prinz, das weiß ich. Und ich verstehe Ihre Sorge. Der Kaiser hat resigniert im Staatsrat, und die Erfahrungen von dreißig Jahren stehen hinter diesem Entschluß. Er liebt den Frieden und das Schöne, er ist kein Kämpfer. Sie werden keinen Bundesgenossen an ihm finden."

„Was tu' ich denn im Staatsrat? Seit einem halben Jahr fühle ich mich dort jede Woche einmal wie gerädert," sagte Joseph voll Heftigkeit.

„Lernen, lernen, Kaiserliche Hoheit! Hören und sehen lernen!" erwiderte Bartenstein voll Güte. „Sie genießen das Glück, das nicht jedem Herrscher zuteil wurde, sich praktisch vorbereiten und schulen zu können für das hohe Amt, das Ihrer wartet. Nützen Sie es mit Geduld. Lassen Sie diese Hast, diesen Ehrgeiz, gleich mittun zu wollen. Alles, was jetzt etwa verdorben werden sollte, kommt ja eines Tages vor Ihr Forum."

„Ach, wann wird das sein! Bis dahin wird viel geschehen, das sich nicht mehr gutmachen läßt. Ich möchte oft nur dort eingreifen, wo es sich um Menschen handelt, um fühlende Wesen, die vergewaltigt und zertreten werden von der Staatsmaschine. Aber es ist mir verwehrt. Warum muß ich also davon erfahren? Warum es anhören, wie Andersgläubige verschickt und kalten Bluts von ihren Kindern gerissen werden? Wie man bei Gericht zwickt, zwackt und foltert? Will denn diese mittelalterliche Praxis kein Ende nehmen? Ich werde mir eine

andere Beschäftigung suchen, wenn ich keine Unterstützung finde im Staatsrat gegen solche Unmenschlichkeiten."

Voll Bitterkeit hatte Joseph das gesagt. Bartenstein schüttelte den Kopf und erwiderte mit gelassener Eindringlichkeit: „Tun Sie das nicht, kämpfen Sie nicht gegen Windmühlen, mein teurer Prinz. Ein Thronfolger soll sein Innerstes nicht so früh preisgeben; er soll sein Bestes vor den Augen der Welt zu wahren suchen, denn man erwartet von ihm dereinst etwas Persönliches. Geschäftskenntnis und Menschenkenntnis haben Sie sich jetzt zu erwerben. Verzeihen Sie, Kaiserliche Hoheit; aber an der letzteren fehlt es Ihnen gründlich. Erweitern Sie diese durch Beobachtung und Zurückhaltung. Studieren Sie vor allem die Minister und Räte und Generale. Deren Fehler werden zu Vorzügen in der Hand eines weisen Herrschers, der sie zu verwenden weiß. Die Kaiserin wurde groß durch ihr Talent, die Menschen richtig zu bewerten und von denen nicht zu lassen, deren Fähigkeiten sie erkannte."

„Ich bin zu rasch, das ist wahr," sagte Joseph. „Jedes Ihrer weisen Worte fällt wie ein Tropfen Beruhigung auf mein erregtes Herz. Ich danke Gott, daß ich Sie habe.... Aber warum hat man mich so früh zum Römischen König gemacht? Aus Politik? Man sündigt viel an uns Prinzen; schiebt uns, wohin man uns haben will. Und die Beichtväter höhlen uns innerlich aus. Ob unser Eigenleben dabei nicht zugrunde geht oder doch schwer beschädigt wird, darnach fragt niemand.... Ich bin nicht glücklich, mein lieber Baron. Und es fällt mir bitter

schwer, zum Schein im Geleise zu gehen und so zu tun, als würde ich alles das billigen, was um mich herum geschieht. Ich billige das Zehnte nicht, ich verabscheue sogar Vieles."

„Das sind harte, übertriebene Worte, mein Prinz. Vor solchen müssen Sie sich hüten. Ich bin dem Achtziger nahe und betrachte die Welt schon geschichtlich. Glauben Sie mir, die schreitet fort; die Entwicklung zum Besseren ist eine fühlbare auf allen Gebieten. Ich komme aus dem siebzehnten Jahrhundert. Wie vieles, das ich vorgefunden habe, gilt heute nicht mehr. Die Justiz wird milder, die Duldsamkeit in religiösen Fragen wagt sich hervor, die Wissenschaften erwachen, die Kritik erhebt ihre Stimme, und ein neues deutsches Schrifttum will erstehen. Auch Friedrich und Maria Theresia sind nicht frei von den Fehlern, die sie ererbt; aber ihre Epoche war ein Aufstieg. Was im einzelnen geschah und jeden Tag noch geschehen mag, das ändert nichts. Darüber muß man hinwegsehen lernen."

„Ja, es scheint, daß man diese Gabe besitzen muß. Es ist nur schlimm, wenn man selber unter die Räder kommt und innerlich verblutet."

„Liebster Prinz, Sie erschüttern mich durch solche Worte.... Was ist Ihnen widerfahren?"

Stumm, mit zusammengekniffenen Lippen, saß Joseph ihm gegenüber. Plötzlich erhob er sich. Aufseufzend sagte er: „Ich kann nicht davon sprechen. Aber ich möchte manchmal bis ans Ende der Welt reisen, um der Gegenwart zu entfliehen. Mein Kammerdiener, der daheim ein

schönes, gesundes Weib und drei Kinder hat, die ihn mit Jubel begrüßen, wenn ich ihn manchmal eine Stunde früher entlasse, erscheint mir als der beneidenswerteste aller Menschen."

Bartenstein schwieg. Joseph schien auch gar keine Äußerung von ihm zu erwarten. Er raffte sich zusammen und sagte mit einem Beisatz von bitterem Spott: „Man möchte meinen, Gott habe etwas Besonderes mit mir vor, da er mich in eine solche Schule nimmt."

„Das könnte wahr sein, mein Prinz. Retten Sie sich auf diese Warte," erwiderte der Greis.

Leichthin entgegnete Joseph: „Nun hätten wir also heute von allem gesprochen, nur nicht von dem, was wir vorhatten, von der künftigen Gestaltung Hungarns, Siebenbürgens und des Banats."

„Das sind keine dringenden Fragen, Kaiserliche Hoheit. Die Kaiserin hat eine ungemein glückliche Hand in der Behandlung von Völkern und Ländern. Der widerspenstige madjarische Adel liegt ihr zu Füßen, und alles andere wird sich finden. Sie hat die Kuruzzen gezähmt."

„Womit eigentlich?" fragte Joseph. „Denn mehr als Versprechungen gab man ihr auch auf dem berühmten Preßburger Landtag nicht, und sie hat sich gehütet, ihn öfter zu berufen als es gerade sein mußte."

„Womit?" entgegnete Bartenstein, die Frage aufnehmend, bedächtig.... „Maria Theresia war eine schöne Frau, eine von Feinden bedrohte Königin. Sie kam Hilfe suchend zu den Madjaren. Und sie war nach dem Gesetz der hungarische König. Da rasselten die Säbel des ritter-

lichen madjarischen Adels aus den Scheiden, es gab große Gebärden, große Worte. Und Maria Theresia strömte über von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit. So gewann sie alle Herzen. Anstatt zu fordern, nahm sie, was Hungarn zu bieten hatte, wie ein Geschenk hin, wie ein Wunder. Daß dieses große Kronland zu wenig Geld bot und zu wenig Soldaten stellte, das übersah sie gnädig. Sie fühlte, daß Hungarn mit anderen Mitteln erobert werden mußte, als es bis dahin versucht wurde.... Was sollte aus einem Lande kommen, in dem niemand arbeitete und jedermann ein Privilegium hatte? Jeder Zweite ist von Adel, und was von Adel ist, ist steuerfrei. Und steuerfrei ist der unermeßliche Besitz der römischen Kirche. Der König hat nichts von Hungarn als den Ertrag der Kron- und Kammergüter. Diesen Ertrag aber verschlingt die Verwaltung. Und Soldaten konnte man aus Hungarn immer nur haben, wenn der Adel sie bewilligte.... Österreich half sich selbst. Aber diesen übermächtigen hungarischen Adel zu gewinnen, ihn an sich zu fesseln, unternahm die kluge Königin. Der Batthyani wurde —" (Bartenstein hustete da etwas auffällig) — „der Erzieher des Kronprinzen, und das Kind trug hungarische Kleider —"

„Jawohl!" rief Joseph belustigt, „ich lief bis zum zehnten Jahr als Husar herum."

„Der Palffy wurde das, der Erdödy jenes, der Esterhazy, der Zichy, der Maylath und der Karolyi standen in höchster Gnade, und hundert andere wurden mit Sanftmut und Liebenswürdigkeit, mit Dotationen und Privi-

legien und Stipendien an den Hof gezogen und an Wien gefesselt. Mit Honig klebte man sie hier fest; die Fäden zu Ehebündnissen zwischen dem österreichischen und dem hungarischen Adel wurden systematisch angesponnen. Die adeligen Kinder in Wien deutsch erziehen zu lassen, ist die Mode des heutigen Geschlechtes in Hungarn....

Sie fragen, „womit?“ sagte der alte Lehrer Josephs lächelnd. „Damit! Was ein König auf diesem Wege leisten kann, das hat Maria Theresia reichlich geleistet. Obwohl die Kaiserin seinen Landtag fast ausgeschaltet hat, war Hungarn nie so ruhig wie heute. Und dieses theresianische System sollte durch drei Generationen nicht gestört werden. Es wirkt langsam und sicher. Siebenbürgen und das Banat sind Nebenfragen.“

„Ich danke Ihnen sehr für dieses Kapitel Zeitgeschichte. Man erlebt es selbst und kennt es nicht,“ sagte Joseph.

„Gestatten Kaiserliche Hoheit,“ sprach Bartenstein, „daß ich mich nunmehr beurlaube. Ich bin gar nicht mehr gesund und habe noch viel zu tun auf Erden.“

„Oh, nun werden Sie mir melancholisch, lieber Baron? Gott erhalte Sie uns noch lange,“ erwiderte Joseph voll Herzlichkeit und drückte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ — — —

Joseph sah nach seiner Uhr. Es war noch Zeit, Vater zu sein. Rasch ging er hinüber zu seinem Töchterchen, das er in seiner Nähe untergebracht hatte. Ehe der Kaiser kam, wollte er der Resi noch Gutenacht sagen. Das Kind war so zärtlich, so blaß und so still wie seine Mutter....

Und es mochte die neue Mama nicht. Es schrie, wenn die Königin sich ihm näherte....

*　　*
*

Vor Abend, wie er es versprochen, erschien der Kaiser im Leopoldinischen Trakt der Hofburg. Die überraschten Schweizer auf allen Korridoren machten Front vor der Majestät, die in diesem Teil der Burg ein seltener Gast war. Zwei Kammerlakaien waren vorausgeeilt, den Kaiser anzumelden, der in großer spanischer Gala erschien. Er liebte es, selbst auf seine Kinder Eindruck zu machen, und überdies wollte er heute noch in die französische Komödie.

Sich schwingend und in den Hüften wiegend, schritt er dahin, eine königliche Erscheinung trotz seiner Leibesfülle und der etwas beängstigenden Röte und Kurzatmigkeit, die ihn daran mahnten, daß er sich in diesem Frühling noch nicht zur Ader gelassen hatte. Es schien hoch an der Zeit, denn wer mit diesem vorbeugenden Mittel gegen Blutfülle einmal angefangen, der durfte nicht mehr von ihm lassen.

Als der Kaiser bei Joseph eintrat, glaubte dieser den Abglanz eines Triumphgefühles auf seinem geröteten Gesicht zu erkennen. Und er täuschte sich nicht.

„Nun, mein Sohn, hier bin ich. Eine halbe Stunde stehe ich dir zur Verfügung," sagte der Kaiser. „Aber wie wirst du erstaunt sein über die Botschaft, die ich dir aus meiner Hexenküche bringe. Joseph, es ist gelungen!"

„Was ist gelungen?" fragte dieser überrascht.

„Hier ist der Beweis. Ich habe ihn dir mitgebracht." Der Kaiser überreichte ihm einen grauen Glimmerstein und fügte hinzu: „Das Produkt aus sechzehn kleinen Diamanten. Was sagst du?"

„Papa — was soll das sein? Das ist doch kein Diamant!"

„Nicht? Hahaha! Ein aus meiner Schmelze hervorgegangener, ein ungeschliffener natürlich. Hast du etwas anderes erwartet? Dieses kostbare Stück bringt Leporini selber nach den Niederlanden; denn nur dort kann man Diamanten schleifen."

„Meinen Glückwunsch, Papa. Wenn Sie dabei waren und dessen ganz sicher sind, daß jede Täuschung ausgeschlossen ist, dann muß auch ich daran glauben!"

Joseph wog den Stein, während er das sagte, in der Rechten und fügte jetzt mit fühlbarem Mißtrauen hinzu: „Ich würde dieses Ding aber doch vorher untersuchen oder mit einem besonderen Kurier nach den Niederlanden senden lassen."

„Gib!" sagte der Kaiser schroff. „Du bist unverbesserlich." Und er nahm den Stein und steckte ihn wieder zu sich. „Wir werden reden davon, wenn er geschliffen ist."

„Ich werde mich freuen, ihn im Diadem der schönen Fürstin wieder zu sehen."

„Sie wird ihn bei Leopolds Hochzeit in Innsbruck tragen, dessen kannst du gewiß sein.... Und jetzt sage mir, was dich heute veranlaßte...."

Erst jetzt setzte sich der Kaiser mit vieler Umständlich-

keit nieder. Seine festliche Toilette mußte vor jedem Druck, vor jeder Falte bewahrt werden.

„Es war gar nichts Bestimmtes, Papa," erwiderte Joseph rasch, denn er gedachte der Worte Bartensteins und gab sein Vorhaben, den Kaiser zu gewinnen, auf. Dieser aber sagte: „Mir ist so, als nähmst du gewisse Dinge zu schwer, als suchtest du manchmal Hilfe gegen die Kaiserin. Laß das, mein Sohn. Trachte, daß du einen Dauphin bekommst, das ist jetzt die Hauptsache. Wir wollen einen Enkel haben."

Joseph schwieg.

„Neulich hast du im Staatsrat sogar mir opponiert in der Kouponfrage. Warum tust du das? Ich und der Haugwitz wissen ganz genau, was zu geschehen hat, um die Wunden des Siebenjährigen Krieges zu heilen. Ich habe aus meinen Einnahmen in Toskana und aus dem Ertrag mancher Industrie Geld vorgestreckt, habe der Armee durch meine Vertrauensmänner alles Erdenkliche geliefert und bin noch nicht befriedigt. Ich muß meine Gelder mit Zins und Zinseszins wieder haben; man kann von mir nicht erwarten, daß ich aus Privatmitteln einen Krieg Österreichs bezahle."

„Verzeihung, Papa; aber ich bin gegen alle Geschäfte mit dem Staat. Ich würde also erworbenes Geld nicht anrühren," erwiderte Joseph.

„Hitzkopf! Du würdest nicht? Du wirst! Ich bin dessen gewiß. Ein großes Vermögen und ein paar Fabriken werde ich dir einst hinterlassen, weil eine Dynastie ein privates Vermögen nicht entbehren kann. Das Haus

Habsburg besaß ungezählte Burgen und Schlösser und Domänen, aber es hatte kein Geld, kein Kapital. Man lebte von den Einnahmen, und wenn einmal ein Mißjahr kam, blieb man seinen Armeen den Sold schuldig. Das geht heutzutage nicht mehr. Darum wird das Haus Habsburg-Lothringen, wenn ich einmal dahingehe, ein Millionenvermögen besitzen, wenn auch vorläufig nur in Schuldverschreibungen des Staates. Compris? Auf die Finanz verstehe ich mich. Und du sollst mir nicht darein reden. Es ist das Einzige, was die Kaiserin mir gelassen hat."

„Ich verstehe vollkommen, Majestät. Werde auch nicht mehr opponieren. Was ich einst tun werde, das weiß ich noch nicht. Ich denke anders...."

„Da bin ich ganz sicher, du Sparmeister!" erwiderte der Kaiser heiter. Und er schlug einen anderen, einen väterlichen Ton an. „Du bist mir zu ernst, Joseph, zu unfroh für dein Alter. Was steckt in dir? Nimm dir doch diese Mariage nicht so zu Herzen. Das Leben ist lang, und es bietet mancherlei Entschädigungen."

„Es ist besser, Majestät, wir sprechen nicht davon," erwiderte Joseph. „Es tut mir weh."

„Bon.... Ich werde also nicht erfahren, was du heute bei mir wolltest? Nun, so lebe wohl. Die französische Komödie würde dir auch nicht schaden. Was meinst du? Man muß sich zerstreuen. Man muß namentlich am Abend seinen Geist mit heiteren Bildern beschäftigen. Adieu! Adieu!"

Er ging, wendete sich aber an der Türe noch einmal

um. „Joseph, du liebst mir den Kaunitz zu sehr... Er arbeitet zu viel mit Paris! Ich kann es dir nicht oft genug sagen: Man liebt die französische Komödie, aber man verabscheut die französische Politik. Denke daran. Adieu! Adieu!"

Der Kaiser ging zu einem heiteren französischen Spiel, der Thronfolger setzte sich über ein schweres, dickleibiges Buch, das vom physiokratischen Staat handelte und den Landbau als die wahre Quelle des Reichtums der Völker pries. Nicht das Kapital, nicht die Industrie, sondern der Landbau, er sei der Ernährer des Staates, wurde da gepredigt, und Joseph sog diese ihn begeisternde Lehre gierig in sich. Er hatte andere Herrscherideale als sein galanter, weltmännischer Vater. — — —

Im Arbeitskabinett der Kaiserin.

An jedem Freitag hatte Baron Brukenthal Vortrag bei der Kaiserin. Er war vor kurzem Präsident der Siebenbürgischen Hofkanzlei geworden und besaß als solcher eine Stimme im Staatsrat, so oft dort siebenbürgische Angelegenheiten zur Sprache kamen. Aber er genoß die Auszeichnung, jede dieser Angelegenheiten vorher mit der Kaiserin selbst durcharbeiten zu dürfen.

In ihrem Kabinett im Schweizerhof der Burg empfing sie ihn; ihr gegenüber saß er an einem Tisch und erläuterte seinen Gegenstand. In der Regel holte sie eine kleine Handarbeit hervor, an der ihre Finger emsig wirkten, während ihr Geist bei jener Sache war, die

Brukenthal ihr vortrug. Sie hatte ein frommes Gelübde getan, an jedem Tag etwas für irgendeine Kirche zu arbeiten. Bald häkelte sie Spitzen für ein Altartuch oder für ein Meßgewand, bald stickte sie an einem Evangelienkissen oder an einer Stola. Und ihre Hofdamen vollendeten meist, was sie begonnen. Viele Kirchen im Lande berühmen sich mit Recht einer Spende von ihrer Hand, denn sie hatte einen tätigen Anteil an jeder dieser Widmungen; es ging nichts hinaus aus ihrer Kammer, woran sie nicht selbst mitgearbeitet hätte. Neuestens arbeitete sie für die Schwabendörfer im Banat. Der Hofkammerrat von Gottmann hatte ihr den Gedanken ans Herz gelegt, jeder Gemeinde, die sich eine Kirche baute, eine Altarspende von ihrer Hand zukommen zu lassen. Daraus würden die festesten Bande zwischen Volk und Dynastie. So etwas hörte sie gern. Dafür opferte sie jede freie Stunde.

„Also, lieber Brukenthal," sagte die Kaiserin, „laß Er doch hören, wie Er seine Sache verdefendieren will gegen die Vorstellungen der hungarischen Hofkanzlei. Der Grassalkovich wird die Hölle loslassen gegen Seinen Plan mit dem Großfürstentum."

„Ihro Majestät," begann Brukenthal, „es ist ein Interesse der Dynastie, das Fürstentum Siebenbürgen zu stärken, es zu erhöhen und in seinem Eigenleben zu begünstigen. Die Natur hat diesem Lande inmitten der Karpathen seine eigenen Grenzen gegeben. Wir haben uns dreihundert Jahre lang gegenüber den Türkeneinfällen besser behauptet, als das große Hungarn; wir

sind durch die Befreiung ein kaiserliches Land geworden und wollen es bleiben. Seit dem Jahre 1526 haben wir nichts gemeinsam mit Hungarn, hatten unsere eigenen Fürsten, unser eigenes Recht. Lassen Ihro Majestät, als unser gnädiger Fürst, es dabei; leihen Sie den hungarischen Wünschen nach Wiedervereinigung kein Gehör."

„Tu' ich auch nicht. Aber warum die Erhöhung zum Großfürstentum?"

„Die Annahme des Titels Großfürstentum, Majestät, wäre nichts als eine Betonung Ihrer besonderen Gnade und eine Kundgebung des Willens, daß dieses Land von keinem anderen abhängig und sein eigenes Leben zu führen berechtigt sein soll. Eine moralische Stärkung also, Majestät."

„Das läßt sich ja hören. Ich will dem zustimmen, wenn es keine Spitze gegen die hungarische Nation hat, die mir wert ist. Eine Demonstration bleibt es aber doch."

„Es hat keine Spitze, Majestät! Die Erhöhung wird nichts sein als ein Schutzwall gegen den Übereifer. Viele hohe Herren in Hungarn wollen nicht einsehen, daß Siebenbürgen stärker ist, wenn es allein steht. Wir Sachsen sind dort ein dem Adel gleichgestellter Landstand, und wir kämen durch jede Veränderung in Gefahr. Wo unsere Brüder auf Komitatsboden wohnen, sind sie unfrei."

„Und ich soll mich am Ende krönen lassen als Großfürstin von Siebenbürgen, was?"

„Das wäre der Gipfel all unserer Wünsche, Ihro Majestät!"

„Mein lieber Brukenthal, so weit gehe ich nicht mit.... Was liegt denn sonst vor? Ach ja, ich weiß schon...." Und sie schwieg.

„Darf ich fortfahren?" fragte Brukenthal nach einer Weile im sanftesten, ergebensten Tone.

Maria Theresia häkelte heute an einem Altartuch für die Domkirche in Temeschwar.... Sie wußte, was jetzt kommen würde, und seufzte. „Bitte," sagte sie.

„Was die Errichtung einer evangelischen Universität in dem künftigen Großfürstentum Siebenbürgen, und zwar in seiner Hauptstadt Hermannstadt, anbelangt —"

„Lieber Brukenthal," fiel die Kaiserin rasch ein, „ich will ganz offen und ehrlich mit Ihm sein. Er weiß, daß ich Seine Anträge nicht abgewiesen, daß ich Seinen Plan in Empfang genommen habe, obwohl Ihm meine Gesinnungen kein Geheimnis sein können.... Siebenbürgen ist weit, dachte ich. Man muß ja den deutschen Evangelischen auch in Österreich eine Ecke lassen, die ihnen gehört, sonst wandern sie am Ende alle aus zu meinem bösen Nachbar. Aber was sagt Er — die katholischen Bischöfe sind sämtlich dagegen. Der Bischof Bajthay hat sie aufgerufen und sie zu einem Protest gegen diese Siebenbürgische Angelegenheit bestimmt. Es tut mir leid, aber Sein Plan bereitet mir die schwersten Gewissensorgen."

„Ihro Majestät, ich war darauf vorbereitet. Aber —"

„Nichts aber, lieber Brukenthal, nichts wenn und nichts aber! Laß Er den Antrag mir zu Liebe fallen, rede Er nicht mehr davon."

„Wie Ihro Majestät befehlen," erwiderte Brukenthal resigniert. „Man wird uns Sachsen aber von derselben Seite künftig nicht mehr vorwerfen dürfen, daß unsere Studenten sich in den deutschen Reichsländern bilden, anstatt in der Heimat."

„Da hat Er recht! Das werde ich den hochwürdigen Herren sagen lassen!"

„Mein Plan, Ihro Majestät, war ein vaterländischer. Ich wollte unserer Jugend die Mühseligkeiten der weiten Fahrten ersparen und wollte die Verluste hintanhalten, die wir dabei erleiden. Denn so mancher unserer besten Köpfe bleibt nach vollendeten Studien im Reich und kehrt nicht mehr heim."

„Das hat mir ja so gefallen an Seinem Plan, das Vaterländische. Aber laß Er's gut sein. Die Trauer der Sachsen braucht nit groß sein, denn mit einer eigenen Universität war die Freizügigkeit ihrer Studenten in Gefahr; es hätte dann keiner mehr nach Deutschland gehen dürfen. Das wäre euch doch gar nicht recht gewesen."

„Nein, Ihro Majestät, das wäre ein nationales Unglück gewesen."

„Nun sieht Er, wozu meine Bischöfe manchmal gut sind," sagte die Kaiserin lächelnd. Dann sprang sie ab von dem Gegenstand. „Was hält Er, lieber Brukenthal, von den Reisen der Fürsten in ihren Ländern?" fragte Maria Theresia.

„Ihro Majestät, ich war immer der Meinung, daß die

Völker und die Fürsten zu beklagen seien, die einander nie zu Gesicht bekommen."

„Meint Er? Fürst Kaunitz widerrät es. Er meint, das führe nur zu Enttäuschungen. Er hält die Macht der Fürsten, die nicht mit dem Volke in Berührung kommen, für die größere."

„Das ist wahr. Die Macht Euerer Majestät, die Siebenbürgen nie gesehen, ist größer bei uns, als die der früheren Fürsten, die unter dem Volke wohnten, jemals gewesen."

„Nun also?" fragte die Kaiserin.

„Gnädigste Majestät gestatten Ihrem ergebenen Diener auszusprechen, daß die Macht der Fürsten nicht der Zweck der Staaten sein kann."

„Da hat Er recht!" rief die Kaiserin. „Ich danke Ihm für diese Antwort, Brukenthal! Joseph soll einmal zu seinen Völkern gehen, ich bin zu alt dazu."

Sie sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Ich habe noch eine Frage an Ihn stellen wollen.... Richtig, ja! Die Sachsen sitzen so fest in diesem fernen Siebenbürgen. Was hält Er davon, daß wir im Banat und der Batschka und im südlichen Hungarn überhaupt so viele Deutsche ansiedelten seit einem halben Jahrhundert? Was gibt Er dem Werk für eine Zukunft?"

„Gnädigste Majestät, es steht mir kaum zu, über eine Sache zu urteilen, die ich so wenig kenne," erwiderte Brukenthal bescheiden.

„Ich will aber Seine Meinung hören. Er stammt aus

einem Kolonistenvolke. Was hat Er für Lehren gezogen aus der eigenen Geschichte? Vielleicht nützen sie uns."

„Ihro Majestät, unsere Einwanderung in Siebenbürgen reicht zurück in eine Zeit, in der ein großer deutscher Gedanke durch die Welt ging. Gegen den slawischen Osten sollte mit wehrhaftem deutschem Blut ein Schutzwall aufgeführt werden, ein Damm gegen Asien. Und auch die ersten hungarischen Könige machten sich diesen Gedanken, der leider nie in seiner ganzen Größe erkannt wurde, zu eigen; sie begaben sich in den Schutz des deutschen Kulturkreises und riefen deutsche Pioniere herbei. Sie riefen uns Sachsen, aber nicht bloß zur Kulturarbeit, sondern auch zum Schutze ihrer Krone in das Land jenseits der Berge. Den Pflug und das Schwert gebrauchten unsere Vorfahren; sie waren frei vom ersten Tage und saßen auf ihrem Königsboden als Herren."

„Ich verstehe, lieber Brukenthal. Fahre Er nur fort!"

„Wir erwarben uns zwischen Szeklern und Madjaren die Rechte der dritten Nation im Lande Siebenbürgen; aber die Völker, die unsere Schüler geworden sind, haben uns nur deshalb nie unterdrücken können, weil wir auf verbrieften Rechten standen und eine gleiche Macht waren wie sie. Nur dem König waren wir dienstbar."

„O, ich verstehe! Aber wie soll man den deutschen Kolonisten im Banat und in Süd-Hungarn solche Rechte geben? Das tut man doch heutzutage nicht mehr."

„Sehr zum Schaden der Völker, die man ansiedelt, Ihro Majestät! Die Kolonisten leisten unendlich mehr für den Staat, als die trägen Massen, die das Land be-

schweren, sowie unsere Szekler und Walachen; aber sie erleiden zuletzt alle das tragische Schicksal des Undanks. Die, die sie erweckten, die sie belehrten und erzogen, die Schüler werden zuletzt ihre Verfolger. Aufgeben sollen die Pioniere, wenn das Werk halb getan ist, all die Vorzüge, um derentwillen sie einst gerufen wurden. Untertauchen sollen sie in dem Völkerbrei, den in Gärung zu bringen ihre Aufgabe war. Dagegen müssen weise Könige sie beschützen. Dagegen hat man uns Sachsen bisher beschützt, weil man uns die Freiheiten ließ, den Kampf um unser Dasein wirksam zu führen. Gibt man den Schwaben solche Freiheiten?"

„Er ist klug, lieber Brukenthal. Er gibt mir sein Urteil als Frage, auf die ich mit nein antworten muß," sagte die Kaiserin. „Nun, ganz so übel, wie Er prophezeien möchte, werden meine Schwaben nicht daran sein. Sie sind freie Bauern mit Haus und Hof. Sie werden nach Möglichkeit in rein deutschen Gemeinden beisammen sein, und sie sitzen im Banat nicht auf Komitatsboden. Mitten unter Walachen und Serben, werden sie sich schon behaupten. Und sie sind kaiserlich und bilden auch Grenzregimenter. Pflug und Schwert ist in ihrer Hand."

„Nur die Privilegien fehlen und das Eigenleben," erwiderte Brukenthal bedächtig. „Ich wünsche sehr, daß Ihro Majestät und Ihr kaiserliches Haus viel Freude erleben an dieser großen Kolonie."

Maria Theresia glättete ihre Handarbeit und erhob sich.

„Ich danke Ihm für so manches, das Er mir heute wie-

der gesagt hat. Bewahre Er mir diese Offenheit, die ist mir wertvoll."

Brukenthal küßte die Hand, die sie ihm reichte. Die Kaiserin aber sagte zum Abschied: „Und Seine liebe Frau soll mich sans gêne besuchen, so wie sie ist. Ohne Hofparade! Sie kann ihre Handarbeit mitbringen."

Mit einer tiefen Verbeugung dankte der Baron für diesen Beweis von Gnade und verließ das Arbeitskabinett der Kaiserin.

Leise öffnete sich eine Seitentür des Kabinetts, und es erschien eine dunkle priesterliche Gestalt in derselben. Der Hofkaplan Parhammer, der Beichtvater der Kaiserin, hatte freien Zutritt bei ihr. Er überwachte die religiösen Übungen im Kaiserhause und stand neben van Swieten, dem Leibdoktor, als Seelenarzt in höchster Gnade. Ein gewandter Jünger Loyolas, übte er seine Macht nie direkt aus, wobei er auch übel angekommen wäre bei dem selbstherrlichen Temperament der Kaiserin; aber er wußte immer Wege zu finden, auf denen sich einwirken ließ auf alle Entschließungen Maria Theresias.

Schweigend blieb er vor der geschlossenen Tapetentür stehen.

„Ist denn schon Zeit zur Maiandacht, Hochwürden?"

„Noch nicht, Majestät. Ich wollte nur erinnern, daß für einen zweiten Empfang die Zeit nicht reichen wird."

„Ist auch niemand befohlen.... Aber Hochwürden sind wohl ein bißl neugierig, nit wahr?"

„Nun ja; der Bischof Bajthay in Kronstadt erwartet eine Nachricht von mir. Er diene Euerer Majestät in

dem ketzerischen Lande unter den größten Schwierigkeiten, schreibt er. Und er fürchtet den unbegreiflichen Einfluß dieses Mannes auf das gütige Herz der Kaiserin. Eine Hochburg der Sektierer, meint er, wird aus Siebenbürgen werden, wenn man einen geistigen Sammelpunkt in Siebenbürgen duldete."

„Wie oft habt Ihr mir das schon gesagt, Hochwürden! Schreibt dem Herrn Bischof, die Angelegenheit wäre erledigt," sagte die Kaiserin. „Es wird keine evangelische Hochschule errichtet."

„Dafür wird Gott Euere Majestät segnen."

„Mit keinem Wort hat Brukenthal seinen Standpunkt verteidigt, nachdem ich ihn gebeten habe, mir zu Liebe auf dem Plan nicht weiter zu bestehen. Wie er gesehen hat, daß ich mit meinem katholischen Gewissen in Streit komme, war er still. Daran könnte sich so mancher meiner Ratgeber ein Beispiel nehmen."

„Majestät, wenn jemand sein Leben höheren Zwecken geweiht hat und nichts für sich selbst begehrt, ist es ihm oft nicht erlaubt, von Plänen und Wünschen abzustehen. Nur wer Persönliches verfolgt, kann das. Der lutherische Baron wird andere Vergünstigungen fordern für diesen Verzicht!"

„Schwärzt mir doch nicht immer diesen Mann an! Wie oft habe ich Euch nicht gesagt, daß Brukenthal einer meiner zuverlässigsten, tüchtigsten und gescheutesten Ratgeber ist? Laßt ihn in Frieden und macht mich nicht böse," erwiderte die Kaiserin.

Parhammer verbeugte sich und schwieg. Er fühlte, daß

er unvorsichtig gewesen, denn zu fest stand dieser Sachse in der Gunst Maria Theresias. Man hatte schon gehofft, ihn jetzt zu Fall zu bringen, wenn er mit Hartnäckigkeit sein heikles Ziel verfolgen würde; aber siehe da, er war dem Kampfe ausgewichen, und das wird ihm nun hoch angerechnet.

„Ihr schweigt? Anstatt mir zu danken, daß ich friedlich bewirkt, was die Bischöfe für geboten hielten, verleidet man mir die Arbeit, verdirbt man mir die gute Laune, die zu jedem Werk gehört."

„Gott verhüte, daß das geschehe, Majestät. Der Herr Bischof wird dankbar und glücklich sein, wenn ich ihm melde, was ich gehört. Aber er ist voll Sorge über die Gnade, die Eure Majestät diesem Vertreter Siebenbürgens zugewendet haben.... Darf ich alles sagen?"

„Redet, redet, damit ich da endlich klar sehe!" sprach die Kaiserin.

„Die Bischöfe haben auf der Konferenz ihrer Verwunderung und ihrem Bedauern Ausdruck gegeben, daß gegenüber diesem Manne, dessen Meriten niemand verkennt, abgegangen wurde von der Grundforderung für jede höhere Laufbahn. Bartenstein, Beck, Gebler und all die wichtigen Männer unseres staatlichen und geistigen Lebens mußten sich der Forderung beugen; sie wußten, daß sie in einem katholischen Lande nur als Katholiken wirken konnten. Sie vermaßen sich nicht, die Glaubenseinheit im Staatsleben Eurer Majestät zu stören. Nur diesem einen Manne war das möglich. Er stieg als Lutheraner zur höchsten Stufe empor, und mit ihm beginnt

sogar ein neuer protestantischer Beamtenadel in Eurer Majestät Hofkanzleien. Voll Schmerz haben die Bischöfe dies zum Ausdruck gebracht."

„Ist nicht schon Zeit zur Maiandacht?" fragte die Kaiserin gequält, als wollte sie dieser Auseinandersetzung entrinnen.

„Noch nicht, Majestät," antwortete der Pater.

„Nun, so kann ich Euch ja gleich antworten. Ich habe in diesem Abgesandten Siebenbürgens seinerzeit den Mann erkannt, den die Siebenbürgische Hofkanzlei in Wien nötig hatte. Auf den ersten Blick habe ich das erkannt. Ich war dieser alten Wirtschaft unter den siebenbürgischen Grafen von Herzen satt und behielt den Brukenthal hier. Ihm danke ich alles, was seither für diese Provinz gearbeitet worden ist. Er hat den Adel nie verlangt; aber das Amt, das er innehat, verlangt ihn. Glaubt Ihr im Ernst, ich hätte keinen Versuch gemacht, dem Brukenthal nahezulegen, er solle tun, was alle getan haben? Da wär' ich eine schlechte Katholikin. Aber er hat mich mit einem einzigen Wort überzeugt. ‚Dann wäre ich nicht mehr der Vertrauensmann meines Volkes,' sagte er. ‚Ihro Majestät hätten einen treuen Beamten mehr, aber keinen Vertreter der sächsischen Nation in der Siebenbürgischen Hofkanzlei.' Und schweigen mußte ich. Abstehen mußte ich von meinen Wünschen."

Parhammer schwieg.

„Habt Ihr darauf nichts zu sagen?" fragte die Kaiserin.

„Ich, Eure Majestät? Nein. Aber der hochwürdigste Herr Bischof Bajthay meint, man müßte dem Beispiel,

daß man auch als Lutheraner Baron werden könne in Wien, ein anderes entgegensetzen."

„Und welches?"

„Es sollen alle jene wohlhabenden Sachsen, die zu uns übertreten, mit dem Adel ausgezeichnet werden. Man könnte sich damit eine katholische Oberschichte schaffen bei diesem Völkchen und eine neue Reformation vorbereiten, meint der Bischof."

„Ja, ja! Er hat mir ja auch schon einen reichgewordenen Kürschnermeister aus Kronstadt vorgeschlagen für die Baronie!" lachte die Kaiserin. „Was sagt Ihr dazu?"

„Majestät, es ist Zeit für die Maiandacht!" erwiderte der Pater und verneigte sich.

Und da erschien auch schon die Gräfin Edeling unter der Tür.

Maria Theresia griff nach ihrem kostbaren päpstlichen Rosenkranz und ging durch die dämmernden Gänge der Burg zur Hofkapelle. Der Beichtvater und die Gräfin folgten ihr schweigend. —

Beim Türkenmüller.

Zum Türkenmüller ging die Fahrt.

Die Ernte war reich gewesen; man hatte Getreide gefechst wie noch nie vorher und freute sich schon auf das neue Brot. Und just vom Türkenmüller wollte man sein Getreide gemahlen haben; er machte weit und breit das feinste Mehl. Die Weiber waren wie versessen darauf; es hätte ihnen die Kirchweih und den Fasching verdorben, wenn sie kein Mehl vom Türkenmüller gehabt hätten.

Was die Schiffmühlen in der Marosch aus dem schönen, goldigen Getreide der Schwaben machten, das war ja aus der Weis'; grau war das Mehl und rauh; es knirschte einem das Brot unter den Zähnen, als wären die Mühlsteine mit vermahlen worden. So wie der Türkenmüller, so siebte das Mehl keiner im ganzen Lande; blütenweiß war es, und doch lag ein Goldglanz darauf wie Sonnenschein. Auf zwanzig Schritt sah man es jedem Kranzkuchen und jedem Kichel an, woher sie stammten.

Ein guter Ruf bringt Kundschaft ins Haus. Das erfuhr der alte Müller in der Au einst zu seiner Freude. Aber der Segen war allzu reich; er machte die Müllerleute übermütig, und sie wuchsen sich in der zweiten Generation zu Herren aus, zur Herrschaft der Umgebung. Verschwägerten sich mit großen Händlern und Spekulanten in Arad. Und sie mahlten nur mehr um ein Drittel. Nahmen kein Geld, aber das Drittel vom Getreide. Wer das nicht akkordieren wollte, konnte fahren mit seinem Getreide, wohin er mochte. Aber sie nahmen es fast alle an, die Bauern; denn sie hatten Getreide im Überfluß. Wußten nicht wohin damit. Wer zwölf Säcke Getreide zum Vermahlen brachte, der leerte vier davon, die sich die Müllerknechte aussuchten, sogleich auf den Schüttboden des Müllers und erhielt seine leeren Säcke. Die anderen acht kamen in die Mühle, und nach einer Woche konnte man sich die Mehle holen, weißes Brotmehl und feinstes Mundmehl zum Kuchenbacken. Wäre der Himmelssegen kärglicher gewesen, sie hätten den Wucherlohn nie bezahlt.

Die Zufahrt zur Türkenmühle führte über eine schmale Seitenstraße, die sich am Rande eines von Weiden beschatteten Baches, der zur Mühle vorauslief, hinzog. Und da stauten sich heute die Bauernwagen; man mußte oft absteigen und warten, und wenn es wieder einmal vorwärts ging, führte man die Pferde am Zaum. Aus vielen deutschen Dörfern fanden sich da immer die Leute zusammen, tauschten Grüße und Botschaften und beredeten ihre Angelegenheiten. Wie bei einer Wallfahrt nach Maria Radna sei es bei dem Türkenmüller, meinte einer, es fehlten nur die Weiber und der Pfarrer.

„Haha! Die Weiber ferchte sich var dem Terk, und die Pfarrers wisse a nit, was se aus ehm mache solle," erwiderte ein anderer.

„Hüoh! Hüoh!" rief ein Dritter, der zu schwer geladen hatte, seinen Gäulen zu, führte sie aus einer Wasserrinne, die über die Straße nach dem Bach lief, und fragte dann: „Is er denn werklich a Terk, der Müller?"

„I wo!" riefen mehrere. „E' Schwab is er wie mer (wir) selber!"

Der alte Lannerts Michel aus Schöndorf aber sagte bedächtig: „Mit sei'm Vatter soll's nit ganz richtig gewest sein. Der soll aus der terkisch G'fangeschaft, in die er als Saldat kumme war, so eine Fatimee mitgebrunge han; aus ei'm Harem vum Sultan soll se gewest sein, die Motter vom jetziche Müller."

„Ja, d'rim *) sein se all sau **) schwarz, die Müller.

*) Ja, darum! **) So.

Un sau fremm!" (fremd), bemerkte der Hintermann des alten Lannert.

Vor der Mühle, die in einem kleinen Paradies von Obstkulturen lag und ein stattliches Haus mit grünen Fensterläden und einem hohen, schindelgrauen Dache war, wurde Wagen um Wagen von den Müllerknechten abgefertigt. Sie merkten sich von jedem Bauer das Zeichen, das seine Säcke trugen, mit untrüglicher Sicherheit. Der eine malte seine Hausnummer auf die Säcke, der andere seine Namensbuchstaben, der Dritte ein Kreuz. Die meisten waren ja schon ältere Kundschaften und wußten, daß man sich verlassen könne. Ein kleines Präsent an den Obergesellen schadete auch nie, wenn man Verwechslungen vermieden haben wollte. Denn so mancher Bauer bildet sich ja ein, der liebe Gott sei just über seine Felder gegangen, als das Korn blühte.

Der Müller, ein hochgewachsener, dunkeläugiger Mann in mittleren Jahren, stand, einem Feldherrn gleich, neben dem Eingang zur Mühle, in der es klapperte und polterte wie in einem Hammerwerk. Er führte an so bewegten Tagen nach der Ernte gern die Oberaufsicht über das ganze Verfahren. Und er hatte auch heute die Miene eines gestrengen Herrn aufgesetzt, und die Bauern grüßten ihn alle wie einen solchen. Aus einem Fenster blickte seine blonde, schöne Frau mit ihrem Töchterchen auf die unabsehbare Wagenreihe hinab, die sich da stockend heranbewegte. Ab und zu tauschten sie ein heiteres Wort mit dem Müller.

Das Haus war zweistöckig; aber man merkte es kaum,

denn es stand in einer tiefen Mulde; eine Brücke, die aufgezogen werden konnte wie vor einem alten Schloß, führte zu ihm hinüber. Dort war die Mühle wohl hingestellt worden, damit die auf der weiten Hochfläche und den nahen Weinhügeln gesammelten Wasser, die in Wiesenbächen herangurgelten, mit wuchtigem Fall in die Flanken des großen Mühlrades eingriffen. Dieses ging in Kellertiefe unter dem Zugang in das Haus und trieb alle Werke im Innern, die großen Mühlsteine, die das Korn zerrieben, und die dreifachen Rüttelsiebe, die es reinigten und als Mehlstaub durch seine Beuteltücher jagten. Ein Wunderwerk ihrer Zeit war diese Landmühle. Denn so wollte ihr Schöpfer sie genannt wissen, der Vater des heutigen Müllers, der sie baute, als man im ganzen Lande noch nichts anderes als Schiffmühlen kannte, schwimmende Hütten, die jedes Hochwasser mitnahm. Aber das Volk verweigerte ihm den Namen eines Landmüllers, auf den er Anspruch erhob, und nannte ihn den Türkenmüller. Wie er sonst hieß, das wußte kaum jemand. Er hatte nie zu dem Schwabendorf gehört, an das sein Besitz grenzte; er war in der Pestzeit als Fremder gekommen und hatte sich des Überlandes in den Auen der Marosch bemächtigt, ohne jemanden zu fragen. Kein Hahn krähte darnach, was er dort schaffte; denn in der Auwildnis gab es keinen Ackerboden, und die Bauern hatten wahrlich Besseres zu tun, als sich um den langbärtigen Sonderling zu kümmern, der dort seine Hütte baute, der dort Weiden, Eschen und Pappeln ausholzte und Gemüse aller Art anbaute, der sich von weither Setzlinge zuführen ließ und

andere Bäume an die Stelle der ausgerodeten pflanzte. Er war nicht allein; er hatte zwei rüstige Knechte, und eines Tages brachte er auch ein verschleiertes fremdes Weib in seine Einsiedelei. Das reizte die Neugierde der weiblichen Welt des Dorfes gewaltig. Aber niemand von den Aubewohnern kam ins Dorf hinauf. Die Knechte brachten auf Tragtieren das Gemüse auf die Wochenmärkte von Lippa, und selbst bis nach Arad kamen sie und tauschten dort andere Lebensmittel ein; reden konnte niemand mit ihnen, denn es waren Armenier. Nur die Händler in den Städten, die auch Armenier oder Griechen waren, verstanden ihre Sprache.

Endlich gab es aber in der Au ein kleines Kind. Die Dorfweiber hatten es erspäht. War es getauft? Waren das Christen oder Heiden, die man da auf dem Hals hatte? Das wollte man endlich wissen. Ungetaufte sollte man nicht dulden, hieß es.

Und der greise Pfarrer machte sich eines Tages mit dem Dorfrichter auf den Weg nach der Au. Er hatte schon vor einem Jahr durch den Pferdehirten der Gemeinde bei dem fremden Mann anfragen lassen, ob er und seine Leute nicht wüßten, daß es im Dorfe eine Kirche gebe. Da hatte er die Antwort erhalten, es sei zu weit bis ins Dorf und man möge ihn in Frieden lassen. Nun, ihm, dem Pfarrer, war es nicht zu weit bis in die Auen; er wollte doch einmal erfahren, was es mit diesen verirrten Schäflein für eine Bewandtnis habe. Und der Dorfrichter hatte auch ein paar Fragen. Und so kam der alte Pfarrer, der einst seine ganze Gemeinde aus dem Badischen um ihres

katholischen Glaubens willen die Donau hinab ins Banat geleitet hatte, zu dem Siedler in der Au. Gar arg hatte seine Gemeinde unter der Pest zu leiden gehabt, aber es waren dann hundert schwäbische Familien nachgesiedelt worden von der jungen Kaiserin, und die Gemeinde entwickelte sich seitdem immer stattlicher. Ferdinand Trauttmann, der neue Richter, war auch einer der Trefflichen, die erst später gekommen. Aber er kam rasch zu Ansehen in der Gemeinde Rosenthal, wurde Geschworener und zuletzt Ortsrichter. Nach dem biederen deutschen Recht, das in der Rheinpfalz galt, leitete Trauttmann das Gemeinwesen. Er duldete keine Zigeuner auf dem Hotter seiner Dorfschaft, es mußte alles klar und rein sein; er war hinter allen mutwilligen Grenzverschiebungen her in Feld und Wald; auch dort, wo noch herrenloses Land lag, ließ er keine zu. Ordnung wollte er haben, wenn die kaiserlichen Kommissäre auf Visitation kämen. Und auch für die Auen an der Marosch fühlte er sich verantwortlich. Dieses Überland werde die Gemeinde vielleicht erst in fünfzig oder hundert Jahren brauchen, aber von Schmarotzern dürfe man sich da nichts wegschnappen lassen.

Pfarrer und Dorfrichter wunderten sich, als sie in die durch einen Schutzwall von Aubäumen aller Art eingehegte Welt des Fremden gekommen waren, über die reinliche Wirtschaft. Da grünten reiche Gemüsefelder, da blühten Rosen, wie sie sie nie gesehen. Eine Allee von jungen Maulbeerbäumen, die schon Früchte trugen und künftig wohl der Seidenzucht dienen sollten, führte bis zu einem freundlichen Blockhaus, das etwas Schweize-

risches hatte. Weite Anlagen von Obstbäumen, jung und frisch, taten sich auf hinter der scheinbaren Wildnis. Jenseits des Baches, der mitten hindurch lief und zur Marosch hinabstrebte, gab es ein paar kleine Tafeln Ackerfelder, die Brot- und Futterfrüchte trugen; es war da überall ein Plan fühlbar und eine kundige Hand. Ferdinand Trauttmann blieb stehen, blickte ringsum und sagte zu dem Pfarrer: „Hochwürden, da wohne koin Zigeuner nit."

Der Pfarrer kraute sich das weiße Haar hinter dem rechten Ohr und erwiderte: „Ich hab' mir's bei dem Heiden auch anders vorgestellt."

Drei mächtige alte Rusten, in deren Schutz das Blockhaus gestellt worden war, warfen ihren breiten Schatten auf einen freien Platz, und dort weilten Menschen, dort bellten zwei Hunde. In wilden Sätzen kamen diese jetzt heran, und die Eindringlinge blieben stehen und erwarteten die Gefahr. Jeder hatte zwar einen Stock, aber es schien doch fraglich, ob das genügte. Da zischte ein scharfer Pfiff, und eine dröhnende Stimme rief hinter den Hunden her: „Pascha! Pascha! Uscht köpek!" Das mochte wohl ein Befehl sein, denn die beiden Wolfshunde erstarrten in ihrem Lauf. „Gel, gel!" rief der Mann noch einmal, und sie machten kehrt. „Pascha, Pascha," murmelte der Pfarrer. „Spaßiger Hundename, was?"

Die Hunde hatten sich zu ihrem Herrn begeben. Dieser stand ruhig wie eine Säule dort auf dem freien Platz und sah den Fremden entgegen. Er trug weite, helle Leinenkleider und war gegürtet wie ein Türke. Sein dunkler Bart floß ihm über die Brust hinab, und in der

Rechten hielt er das lange Pfeifenrohr seines Tschibuks. Der braune Kopf war unbedeckt. Er rauchte gelassen und ließ die beiden herankommen; ein weibliches Wesen aber hatte die Flucht ins Haus ergriffen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der Pfarrer und lüftete ein wenig den Hut.

„G'lobt sei's Chrischt!“ auch der Dorfrichter.

„Schalem a leikum,“ sprach der Mann mit dem Tschibuk, und in seinen Mund- und Augenwinkeln zuckte es wie von einem boshaften Lächeln; denn er merkte dem Pfarrer an, daß dieser lauerte, ob er für den christlichen Gruß auch einen christlichen Dank erhalten würde.

„Verzeiht,“ begann der Pfarrer, „aber türkisch verstehen wir nicht. Ihr werdet uns wohl deutsch antworten können auf die Fragen, die wir zu stellen haben. Ich bin der Pfarrer des Dorfes, mein Begleiter ist der Ortsrichter. Wollt Ihr uns anhören?“

Der Mann deutete stumm nach dem Schatten der Rusten, wo sich einige Sitzplätze, die aus den Strünken abgesägter Baumstämme herausgeschnitzt waren, zeigten.

„Ich höre,“ sagte er, nachdem man Platz genommen hatte.

„Meine erste Frage,“ fuhr der Pfarrer fort, „lautet in unser beider Namen: Wer seid Ihr? Wir bilden hier eine christlich-katholische deutsche Gemeinde, angesiedelt vom kaiserlichen General Mercy, behütet und erweitert von der Kaiserin Maria Theresia, ausgestattet mit allen Gerechtsamen über unseren Besitz, neuerlich visitiert und bestätigt vom Landespräsidenten in Temeschwar.

Pfarrer und Dorfrichter müssen endlich wissen, ob Ihr ein Christ seid oder ein Heide, und mit welchem Recht Ihr Euch in dieser Au angesiedelt habt!"

„So ischt's," fiel Ferdinand Trauttmann in die Rede des Pfarrers. „Die Au g'hört zum Hotter der G'mein, und ich muß verantworte, was hier g'schicht."

„Und ich muß außerdem wissen, ob Ihr ein christlich abgetrautes Weib habt," fügte der Pfarrer hinzu. „Ihr sollt ein Kind haben.... Es können hier keine Ungetauften leben."

Der Angeredete sog gemächlich den Rauch aus seinem Tschibuk und sprach endlich: „Schon einmal habe ich Euch sagen lassen, Herr Pfarrer, Ihr möchtet mich in Frieden lassen. Was ich hier tue, wie ich hier lebe, das geht keinen Menschen etwas an."

„Bitte, bitte —"

„Herr Pfarrer — ich habe Euch zu Ende reden lassen," sprach der Mann mit mahnender, erhobener Stimme.... „Ich bin Johannes Endely, ein Schwabe vom Oberrhein. Sohn eines Müllers, gelernter Müller und evangelischer Christ. Ich bin aber als junger Mensch zu den Soldaten gelaufen, hab' es zum Wachtmeister gebracht beim Prinzen Eugenius, bin mit ihm nach der Schlacht von Peterwardein bis nach Bosnien gezogen und nach Serajewo. Dort haben mich die Türken gefangen und als Sklaven verkauft an einen Tartarenpascha. Und ich bin vergessen worden.... mit vielen Kameraden bei allen Friedensschlüssen vergessen worden. Man hätt' sollen ein kleines Lösegeld für jeden von uns bezahlen; aber nie-

mand hat es bezahlt, wir waren dem christlichen deutschen Kaiser wohl zu teuer. Er tauschte nur die Offiziere und löste die gefangenen Grafen aus; wir anderen waren ihm die paar Taler nit wert. Da hab' ich mich abgewendet vom Deutschtum und vom Christentum und bin langsam vertürkt."

Er paffte an seiner Pfeife, die auszugehen drohte. Der Pfarrer sagte indessen:

„Ein bedauerliches Schicksal. Doch der Kaiser weiß nicht alles, was vorgeht —"

„Mag sein," nahm Johannes Endely wieder das Wort. „Eure abscheuliche christliche Welt, die so handeln kann an ihren Söhnen, ist mir von Herzen verhaßt geworden. Ich will mit ihr nichts mehr zu schaffen haben."

„Warum seid Ihr dann hierher gekommen?" fragte der Pfarrer scharf. „Hier wohnen Christen, und so Gott will, werden die Heiden nie wieder bis hierher gelangen. Was also sucht Ihr hier?"

„Ja, fragt mich nur aus. Examiniert mich gleich, da Ihr schon hier seid.... Also hört: Ich bin nach sechzehnjähriger Sklaverei mit einer der dreißig Frauen des Paschas entflohen, und zwei ihrer christlichen armenischen Sklaven haben sie begleitet. Sie sind jetzt frei und dienen uns. Sie waren alle schon einmal hier, meine Frau und ihre Sklaven; denn der Pascha war Kommandant von Lippa, als es noch türkisch gewesen ist. Und daß ich's nur sage: meine Frau, die eine Türkin ist, ist hier in Lippa geboren. Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum wir hier eine Zuflucht suchen."

Es entstand eine Pause. Der Sprecher schwieg, und auch der Pfarrer wußte nicht, was er sagen sollte. Der Dorfrichter räusperte sich endlich und sagte: „Ja, aber Herr Wachtmeister, wie steht's um die Gerechtsame? Steht Ihr im neuen Grundbuch von Lippa? Was soll ich sagen, wenn die kaiserlichen Kommissäre wieder einmal kommen —"

„Die schicket nur zu mir, Herr Richter! Sie sollen nur kommen. Ich will ihnen ein Licht aufstecken über mich," sprach Endely. „Vielleicht hab' ich mir in sechzehnjähriger Sklaverei dieses Stück Wildnis verdient. Und Eurer Gemeinde will ich keine Unehre machen. Obstgärten, wie man sie nur bei den türkischen Statthaltern kennt, sollen hier in der Au entstehen. Und ich bin ein Müller. Weit und breit sehe ich keine brauchbare Mühle im Banat. Eine Landmühle will ich Euch bauen, wie sie nur am Oberrhein und im Elsaß zu finden sind. Eine Freude sollt Ihr daran haben, Herr Richter."

„Eine Mühle? Eine Landmühle?" fragte Trauttmann. „Das wär' freilich etwas anderes."

Als der Pfarrer sah, wie des Dorfrichters Augen glänzten und wie begierig er war, mehr zu hören von dem Plan mit der Mühle, da fuhr er mit schroffen Worten drein: „So weit sind wir noch lange nicht! Wer nicht zur Christenwelt gehört, der kann hier kein Fortkommen finden und dessen Mühle brauchen wir nicht. Wollt Ihr, Johannes Endely, Euer Kind taufen lassen?" fragte er.

„Hokuspokus!" lachte Endely.

Zornglühend fuhr der Pfarrer fort: „Hokuspokus?

Ich sage Euch: wenn Ihr Euer Kind nicht binnen drei Tagen taufen und Euer Weib nicht in die Kirche aufnehmen laßt, muß ich Euch dem Bischof von Temeschwar zur Anzeige bringen.... Hokuspokus? Auch die weltliche Behörde wird sich mit Euch beschäftigen. Was dann weiter geschieht, dessen dürftet Ihr nicht froh werden. Herr Richter, wir gehen.... Gott befohlen!" — — —

„Alter Hitzkopf," brummte der Richter vor sich hin; aber er folgte dem greisen Pfarrer. Johannes Endely lächelte ihnen spöttisch nach.

So endete die erste Begegnung zwischen Johannes Endely und den Sprechern der Gemeinde. Man hätte meinen können, es würde nun ein Strafgericht hereinbrechen über das Haupt des Sünders, und er müßte vertrieben werden. Aber heute steht sein Sohn als Herr vor der Mühle, die sein Vater, der sich gegen eine Welt von Widerständen durchtrotzte, einst baute, der Sohn der Türkin und des Schwaben vom Oberrhein. Und Achmet Endely heißt er. Ob der hochmütige Mann, dessen Mühle mit Wucherzinsen arbeitet und der die Tochter eines Arader Getreidehändlers und Armeelieferanten zur Frau nahm, die Geschichte seines Vaters und die Entstehung der Mühle wohl genau kennt? Das ist sehr ungewiß. Denn er wurde früh nach Wien in die Lehre gegeben und kam erst als fertiger Müller wieder, als sein Vater auf dem Sterbebette lag....

Wie behext war der Dorfrichter, Ferdinand Trauttmann, damals von dem Mühlenplan des alten Endely. Und er ging heimlich noch einmal in die Au, ohne den

Pfarrer. Er baute dem Wildling goldene Brücken zur Gemeinde; er sagte ihm jede Hilfe zu für den Bau der Mühle, versprach ihm Fuhrwerke und Arbeiter so viel er brauche — wenn er seinen Frieden mache mit dem Pfarrer. Der Halbtürke wollte davon nichts wissen. Aber der Friede kam nach langem Gezänk dennoch zustande. Nicht mehr mit dem alten, hitzigen Gottesstreiter, der alle Schritte unternommen hatte, Endely zu vertreiben, sondern mit seinem Nachfolger. Die Gemeinde Rosenthal wollte nun einmal die Mühle haben. Und sie bot, als es so weit war, Haus um Haus die Fuhrwerke und die Arbeiter auf für den Bau der Landmühle. Ohne Entgelt, so wie man sich im Kolonistendorfe gegenseitig brüderlich hilft, so half man dem Fremden, weil Trauttmann es verlangte, weil er die Mühle für einen Segen erklärte. Und als eines Tages die kaiserlichen Kommissäre den Endely dennoch ausheben wollten, da gab der Richter ihm das beste Zeugnis. Er wollte den „Türkenmüller" nicht mehr lassen; die Bauerngemeinde hielt ihn fest um seines Werkes willen.

Der Achmet aber tauschte heute mit seiner herrischen Frau und seinem Töchterchen manche spöttische Bemerkung über diese Bauern, deren Väter all den Wohlstand gründen halfen, in dem er lebte. Er schrie jeden an, der die Müllerknechte nicht frei wählen lassen wollte, was sie für ihn nahmen und was sie zum Vermahlen gaben. Und wich einer nicht, ehe er seine leeren Säcke hatte, schimpfte er ihn fort vom Eingang. Und duzte alle wie ein Herr. Er wird es wohl nicht wissen, der Herr Achmet,

was er den Schwaben, zu denen er sich freilich nicht zählt, verdankt, dachte der alte Lannerts Michel. Es sollt ihm's aber wer sagen; er hätt's nötig. Vielleicht tut's einmal der alte Trauttmann. Der lebt ja wohl noch....“

Aus diesen Gedanken wurde der Vetter Lannert aufgescheucht, da an seinen Wagen die Reihe gekommen. Es war aber noch etwas geschehen, das die Aufmerksamkeit von dem Verfahren an der Mühle ablenkte. Ein Reiter hatte sich neben den Bauernwagen auf der schmalen Zufahrtsstraße zur Mühle durchgekämpft, ein Reiter aus Arad. „Platz da, ihr Tölpel! Platz da!“ rief er brutal und schwang die Reitpeitsche. Er war ein Bruder der Müllerin, und er hatte offenbar eine eilige Botschaft zu überbringen. Die Bauern kannten ihn wohl, den jungen Markovics! Mürrisch machten sie ihm Platz. Am liebsten hätten sie ihm mit ihren Peitschen das rauhe Fell gegerbt.

„Der Jancsi! Der Jancsi!“ rief die Frau Rosa plötzlich aus dem Fenster. „Der Jancsi-Bacsi!“ wiederholte das Töchterchen und klatschte in die Hände. Und da war er auch schon und schwang sich vom Pferde. Der Müller begrüßte den erhitzten jungen Schwager mit einer Umarmung.

„Servus Jancsi! Das ist einmal eine Überraschung!“ sagte er.

„Komm ins Haus! Du bist zu erhitzt,“ rief es von oben.

Die Müllerknechte schafften Platz und machten den Eingang frei.

„Was machst du denn für ein ernstes Gesicht?“ fragte Achmet noch unter der Tür, als die beiden sich in die Wohnung hinauf begaben. „Was bringst du uns denn?“

Die Getreideabgabe vor der Mühle nahm ihren Fortgang; die Knechte trugen Sack um Sack auf ihren Schultern davon. Doch auf einmal erhob sich ein Summen unter den Leuten, und es stockte die Arbeit. Ein Wort flog die Wagenreihe entlang; einer rief es dem andern, der hinter ihm hielt, zu; und das Wort war offenbar aus der Mühle gekommen.

„Der Kaiser ist gestorben!“ hieß es.

Der Kaiser? In Wien? Man hatte doch gar nie gehört, daß er krank wäre....

Und weiter ging die Arbeit. Die Uhr blieb keinen Augenblick stehen. Ein paar ängstliche Gemüter fragten freilich, was jetzt sein werde; ob es nicht vielleicht Krieg gebe.

„I wo!“ sagte der alte Lannert aus Schöndorf. „Regiert uns doch die Maria Theresia! Sie hot immer die Hos' ang'habt.“

„Ja so! Die Maria Theresia!“ antwortete ein anderer Alter. „Aewer verinner dich, Michel, wie der ihr Vater g'storbe is, der Kaiser Karl, do hat's glei Krieg gäwe.“

„Ja domols, do war's was annerscht....“

Die deutschen Bauern im Banat waren gar wohl bewandert in den Welthändeln. Ging die Fahrt ihrer Väter doch über die Kaiserstadt Wien; sie wußten alle, wer sie ins Land gerufen. Und mancher von ihnen war ja selber einst eingewandert in jungen Jahren. Der Lannerts

Michel, der auf seine leeren Säcke wartete, erklärte denen, die es nicht wußten, ganz genau den Unterschied zwischen damals und jetzt. Er erblickte ihn hauptsächlich darin, daß man damals nicht gleich einen neuen Kaiser gehabt habe; jetzt aber hätten sie doch den Joseph; sie brauchten nicht erst Krieg zu führen um den Kaiserthron.

Sie war aus der Wohnung des Müllers so rasch hinausgeflogen, die Botschaft vom Tode des Kaisers. Das Töchterchen hatte sie flugs an eine Magd weitergegeben, und die schrie sie in die klappernde Mühle hinunter.

Der Jancsi war nicht ohne Grund so ernst; denn sein Vater verlor einen gnädigen Gönner an dem Kaiser. Durch ihn war man zu den Lieferungen für die Armee gekommen; auf Rechnung des Kaisers — so behauptete der alte Markovics — hatte man im Siebenjährigen Krieg sogar für den König von Preußen geliefert. Davon sollte freilich nicht geredet werden; aber jetzt konnte man's ja sagen. Hunderttausende hatte man verdient durch das Wohlwollen des Kaisers. Freilich mußte man sich mit seinen Sekretären verrechnen und einen Großteil des Gewinnes abgeben; aber ein so nobles Geschäft werde es nie wieder geben. Der Vater sei krank, berichtet Jancsi, und jammere sehr über den so ganz unerwarteten Todesfall. Es müsse sogleich wer nach Wien reisen, entweder der Achmet oder er, der Jancsi. Wer weiß denn, ob man auch die Gunst des Nachfolgers erringe? Und Jancsi war dafür, daß der Achmet reise, der ja doch besser in Wien Bescheid wisse als er. Habe er doch dort das Gewerbe gelernt, sei er doch der Mehllieferant für die Hof-

kuchel. Nur ihm wäre es möglich, die Leute in Wien auszuhorchen über den künftigen Herrn Kaiser.

Frau Rosa langweilte sich höchlich über das geschäftliche Gerede des Bruders; sie und ihr Töchterchen wollten doch endlich etwas anderes hören von dem großen Ereignis. War denn nicht eine Hochzeit angesagt im Hause der Kaiserin? Woher kam jetzt diese Todesnachricht? Und was war's mit der Hochzeit? Sie ließ dem Jancsi ein Frühstück bringen, und Achmet, der nachdenklich geworden war, schenkte ihm einen jungen Menescher Wein ein, damit er sich erhole von dem scharfen Ritt. Endlich erzählte der Jancsi auch das, was die Frauen wissen wollten. Das war ja eben das Schreckliche, daß der Kaiser nicht krank gewesen, daß der Schlag für die Firma so unverhofft kam. Bei der Hochzeit seines Sohnes Leopold in Innsbruck sei er gestorben.

„Bei der Hochzeit? Wie traurig!" rief das Töchterchen.

Ja, so lauteten die Nachrichten. Bei der Trauung des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Prinzessin habe ihn der Schlag gerührt. In den Armen des Sohnes sei er gestorben.

„Des Bräutigams?" fragte die Schwester entsetzt.

„Nein, in denen des Römischen Königs, des Joseph."

Die Kaiserin Maria Theresia sei wie wahnsinnig vor Schmerz. Sie wolle abdanken und sich in ein Kloster zurückziehen, schreibe man aus Wien. Es werde ein gänzlicher Umsturz bei Hofe erfolgen. Das ganze Reich erzittere vor einer ungewissen Zukunft.

„Wer schreibt das?" fragte Achmet.

„Der Sekretär, mit dem der Vater alles machte,“ antwortete Jancsi. „Derselbe, der auch dir die Lieferung für die Hofkuchel verschaffte.“

„Ach was! Wir haben doch den Grafen Perlas. Aber es wird freilich einer von uns hinauf reisen müssen.“

„Nimmst du mich mit, Achmet? Da wird es ja viel zu sehen geben in Wien. Vielleicht auch eine Krönung in Preßburg,“ sagte Frau Rosa.

„Mich auch, Papa! Mich auch!“

„Kinder, das alles will überlegt sein. Beruhigt euch. Und so dringend ist es auch nicht. Es ist jetzt Erntezeit für die Mühle, und ich kann nicht so leicht fort.“

Leise öffnete sich eine Türe, und es erschien die Mutter Achmets auf der Schwelle. Gebeugt vom Alter, aber mit lodernden Bränden in den dunklen Augen stand sie da. „Was ick hören von draußen? Wer hat gestorben?“

„Der Kaiser, Großmama!“ rief das Töchterchen. Achmet aber rückte seiner Mutter einen Stuhl hin, damit sie sich setze.

„Euer Kalif tot? Tot?.... Hei, hei, hei!“ rief sie. Und dann dämpfte sie ihre Stimme und flüsterte: „Sie jetzt wiederkommen.... Wiederkommen!“

„Wer wird wiederkommen?“ fragte Frau Rosa.

„Meine Bruder, alle meine Bruder.... Muhammed Land, ist diese Land.“

„Aber Mutter,“ sagte Achmet sanft. „Laßt das doch.“

„Gott beschütze uns vor den Türken!“ sagte Frau Rosa etwas unbedacht.

„Sie wieder kommen! Wieder kommen!“ schrie die alte

Frau mit kreischender Stimme und stieß dabei mit ihrem Stock auf den Boden. „Allah il Allah!“

Sie wendete sich und schlug die Tür hinter sich zu.

Achmet zuckte die Achseln und sagte zu Jancsi: „Sie ist in ihren alten Tagen wieder ganz zur Türkin geworden.“ Und zu seiner Frau gewendet: „Du solltest sie mehr schonen.“

Er ging wieder hinaus vor die Mühle und stand finsteren Blickes dort.

Mit den Bauern ein vertrauliches Wort zu reden, ihnen die erhaltene Botschaft mitzuteilen, hielt er unter seiner Würde. Er merkte aber, daß sie sie alle schon kannten. Und sie trugen die Kunde vom Tode des Kaisers in alle Dörfer, durch die sie heimwärts fuhren, und am nächsten Tage wußte wohl das ganze Land, was sie beim Türkenmüller erfahren hatten. Ein deutscher Kaiser war gestorben. Was ist vom nächsten zu erwarten? — — —

Die Tagung der Bauern.

Beim alten Trauttmann war eine kleine Versammlung von Nachbarn und Dorfgenossen. Für Sonntag Nachmittag, nach der Vesper, lautete die mündliche Einladung. Und im Hofe hatte man drei Tische aneinandergestellt für die Gäste und Stühle bei den Nachbarn ausgeliehen, da die eigenen wohl nicht langen mochten.

Ferdinand Trauttmann war nicht mehr der Dorfrichter von Rosenthal, er machte einem jüngeren Manne Platz; aber er galt viel in der Gemeinde, und wenn eine Sorge

sie bedrückte, fragte man ihn gern um Rat. Und eine unerträgliche Sorge gab es seit langem. Die jüngeren Bauern aber glaubten, daß der Alt-Richter auch diesmal einen Ausweg finden würde, wie so oft.

Sie hatten Haus und Hof und Felder und gute Ernten, aber keinen Markt. Kein gangbarer Weg führte zu denen, die das brauchten, was man im Überfluß besaß. Wozu schaffte man denn das ganze Jahr? Freilich hatte man alles, was zum Leben nötig war; man spann sein Garn und webte sein Linnen, schlachtete seine Kälber und Schweine und trank eigenen Wein; es floß Milch und Honig durch dieses Land, aber man brauchte doch auch einmal einen Groschen Geld im Hause. Und die Steuern konnte man auch nicht in natura bezahlen.

Der alte Trauttmann stand im Hof und wartete auf seine Gäste. Während seine Söhne und ihre Kinder alles herrichteten, sorgte er für einen guten Trunk, und seine Alte hatte auch allerlei Gebackenes in Bereitschaft für die Männer. Die beiden lebten schon in dem kleinen Vorbehalthaus, das sie sich für die alten Tage nebenan im Hofe gebaut hatten; der älteste Sohn regierte die Wirtschaft. Aber sie waren noch frisch und guter Dinge. Gern redeten sie von den Zeiten der Einwanderung, die erst ein Vierteljahrhundert hinter ihnen lag; und sie hatten auch sonst viel erlebt, was sie noch an die alte Heimat knüpfte. Der Ferdinand hat sich's lange genug überlegt, ob er den Lockrufen der Wiener Regierung folgen und die Rheinpfalz mit dem fernen Banat vertauschen sollte. Er hätte ja mögen, aber er traute der Sache nicht. Da

war sein Bruder Philipp kuraschierter. Und wie der dann immer geschrieben hat, was er alles durch hat machen müssen, weil er als Evangelischer nicht ins Banat gedurft, da schien dem Ferdinand alle Lust vergangen zu sein. Ins Banat, ja. Aber sonst wo hin? Das wollte doch reiflich bedacht sein. Aber als das Leben in der Rheinpfalz immer schwieriger wurde und die junge Kaiserin Maria Theresia einen neuen Ruf für das Banat ergehen ließ und so große Versprechungen machte, da packte auch ihn auf einmal die Wanderlust, und er war nicht mehr zu halten. Sie hat ja alle Versprechungen gehalten, die Kaiserin; aber in einem war sie unerbittlich: wer das gelobte Land Banat betreten wollte, der mußte katholisch sein, und wer es nicht war, der mußte es werden. Sonst schob man ihn nach Siebenbürgen oder in sonst eine Gegend Hungarns. War doch auch der Bruder Philipp in die „schwabisch' Terkei" gewiesen worden, die weiß Gott wo lag, und nicht auf kaiserlichen Grund und Boden. Er wollte aber nur auf solchen und sich nicht mit großen Herren einlassen auf Zehent und Robot.... Der Bruder hatte lange nicht mehr geschrieben. Daß er damals evangelisch bleiben durfte, war ein Wunder.... In Regensburg mußte man jetzt übertreten oder wieder umkehren. So lautete das strenge Gebot. Anders kam man nicht über die Grenze. Umkehren, wenn man daheim Haus und Hof verkauft hatte? Acht Tage lag der Ferdinand mit den Seinen in Regensburg, von wo die Ulmer Schachteln und die großen Plätten Tausende nach dem gelobten Neuland hinunter trugen. Und nicht wenige wechselten

um der neuen Heimat willen den Glauben. Es war ein schwerer Entschluß. Immer wieder las der Trauttmann das Mandat der Kaiserin. Die Pest war längst erloschen im Banat; ganze Dörfer leer, Grund und Boden frei, soviel man bebauen konnte; Haus und Hof unentgeltlich, sechs Jahre steuerfrei, in der ersten Generation militärfrei.... Und täglich fuhren die Schiffe ab, denen man voll Sehnsucht nachblickte. Umkehren? Auch der Ferdinand Trauttmann tat, was so viele getan haben....

Seinen Namen und die Jahreszahl 1745 ließ er auf das Haus schreiben, das die Kaiserin ihm geschenkt hatte. Zugleich mit hundert anderen Familien war er mit den Seinen in Rosenthal angesiedelt worden; die schon bestandene Gemeinde wurde erweitert und die jüngere Anlage Neu-Rosenthal genannt. Aber sie schmolz gar bald mit der älteren Schwabengemeinde zusammen. Und um diese Zusammengehörigkeit zu bekräftigen, nahm man den alljährlich zu wählenden Richter bald aus dieser, bald aus jener Gruppe. Der Ferdinand Trauttmann war der erste Richter aus Neu-Rosenthal, und er ist dann lange jedes zweite Jahr wiedergewählt worden. Sein Regiment galt als das beste.

Noch stand der hochgewachsene alte Mann aufrecht. Das bartlose, knochige Gesicht, die buschigen weißen Brauen über den klugen braunen Augen, der deutsche Zopf im Nacken, die pfälzische Sonntagstracht — er stellte etwas vor, der Ferdinand Trauttmann, und man verstand es, daß die Männer des Dorfes zu ihm kamen, wenn sie einen Rat brauchten.

Die Vesper war zu Ende. Die Männer standen vor der Kirche, die in Alt-Rosenthal lag, und plauderten. Einzelne zog es ins große Wirtshaus zu einem sonntäglichen Kegel- oder Kartenspiel; die Jugend eilte zu den Englischen Reitern, die vor dem Dorfe, draußen ihr Wanderzelt aufgeschlagen hatten und für jeden gegen ein Pfund Mehl, gegen zwei Pfund Hafer, für Kinder auch gegen zehn Kolben Kukurutz zu sehen waren. Eine stattliche Gruppe aber wanderte hinüber zum Trauttmann. Der Michel Albetz, der aus dem Hauensteinischen stammte und dem man den Spitznamen „der Salpeterer" gegeben hatte, war der Anführer. Es müsse etwas geschehen, sagte er. Und wenn man bis zu dem jungen Kaiser gehen müsse, von dem man so viel Schönes höre. So wie es ist, könne es auf keinen Fall bleiben. „Unser Alt-Richter werd' schon wisse, was zu taun is."

An seiner Seite hatte er den Bonifazius Stoder aus Apatin, der zur Ausspähung der freien Hausplätze ins Banat reiste und sich mit einer guten Empfehlung aus Wien ausweisen konnte. Er war da gerade recht gekommen, alles zu erfahren. Und von ihm kam der Gedanke, an den jungen Kaiser zu appellieren in allen Nöten. Auch beim alten Trauttmann sprach er schon einmal ein und hatte mancherlei gehört, das seinen Geschäften förderlich war.

Die Alt-Rosenthaler hatten in diesem Jahr den Richter gestellt, und sie waren ein bißchen eifersüchtig, daß diese wichtige Sache von den Neu-Rosenthalern angepackt werden sollte; aber es kamen auch von dort viele

Männer, der Dorfrichter Johann Luckhaup voran. Der Geschworene Niklas Geiß, der Adam Wichner, der Georg Sehl, der Heckmüller und der Lulay aus dem Schwarzwald waren unter den ersten, die sich dem Richter angeschlossen. Und aus Neu-Rosenthal kamen die Nachbarn Franz Mergl, Adam Gunkl, Johann Staudt, Peter Reimholz, Kaspar Ferch, Michael Jäger, Jakob Müller, Andreas Michelbach, Georg Haffner, Josef Schilling, Philipp Heckmann und viele andere. Lauter Vollbauern, Besitzer ganzer Sessionen. Der ganze Hof war voll. Und es war ein recht buntes Trachtenbild; denn die Männer stammten aus verschiedenen deutschen Vaterländern und trugen sich noch so wie daheim. Nur wenige von den Leuten aus Neu-Rosenthal waren hier schon geboren worden; die Älteren kamen noch selber aus dem Reich. An Werktagen, wenn alle das Arbeitskleid trugen, merkte man die verschiedene Herkunft nicht; im Sonntagsstaat aber trat sie bei Männern und Frauen malerisch hervor. Auch die Mundarten führten Krieg miteinander; doch süd- und westdeutsch waren sie alle, und die Verständigung bot keine Schwierigkeiten. Das Schwäbische überwog.

Die älteren Männer setzten sich, die jüngeren standen rundum, und die Kinder des Hauses, Söhne und Töchter, Schwiegertöchter und Enkelkinder, die Großmutter voran, bedienten die Gäste. Wer nach der Vesper ins Haus kam, der mußte auch was zum Vespern kriegen.

Ferdinand Trauttmann nahm den Richter und den Bonifazius Stoder aus Apatin neben sich an die Spitze

der langen Tafel. Es war ihm nichts Ungewohntes, eine Versammlung abzuhalten. Und er sagte einfach: „Liebe Nachbarn und Freunde! Es ist euch ja allen bekannt, warum ihr heute hier seid. Wenn ihr vermeint, daß mer ernschtlich über die Sach' rede solle, möcht' ich doch den Vetter Albetz ersuche, uns zu sage, wie's eigentlich war in Arad. Man hört so viel klage über die Landmühl' und den Arader Markt. Jeder verzählt sein Erlebnis annerscht. Ich selber war schon lang nit mehr uf dem Getreidemarkt. Und unser Landsmann aus Apatin, der von Wien aus herg'schickt worde is, weil m'r dort genau wisse möcht', wie's bei uns steht, wird am beschte alles erfahre, wenn mer der Reih' nach rede. Hebt an, Vetter Albetz!"

Und der Michel Albetz redete. Er erzählte, wie die Hauensteiner in der alten Heimat bedrängt und bewuchert worden seien von den Klosterherren und von den Vögten der Grafen; was sie gelitten, wie sie gekämpft und wie sie, teils freiwillig, teils gezwungen, ausgewandert seien, weil das bäuerliche Leben unerträglich geworden war. „Solle mer jetzt in der neuen Heimat verlebe, was mer in der alt' verlebt häwe? Des konn nit der Wille des jungen Kaisers sein. Sei' Mutter, sei' Großvater schon hat uns in des Land gerufe. Er wird uns beschütze, wenn mer uns an ihn wende." Und nun erzählte er die Marktvorgänge. Ärger als im vorigen Jahr, wo die Bauern einmal aus Zorn ihr Getreide in die Marosch geschüttet haben, weil sie mit der schweren Ladung nicht wieder heimfahren wollten, wäre es heuer. Es seien einfach keine Käufer da. Man kaufe wohl den Walachen ihre elenden

Futterfrüchte um ein paar Kreuzer ab, lasse aber hundert deutsche Wagen stehen. „Mürbmachen will uns der Markovics, aushungere will er uns und ist doch an uns zum Millionär geworde!“ Dreimal schon seien die Getreidewagen der Schwaben aus der ganzen Umgebung wieder heimgefahren mit ihrem Getreide, weil nicht einer von den Händlern darnach gefragt habe. „Kein Bedarf!“ Es wär' überall zu viel gewachsen heuer, man wisse gar nicht wohin damit. „Nicht geschenkt!“ habe einer zum Vetter Reimholz gesagt. „Mer solle doch Reis baue oder Tubak,“ hat der gemeint. Wie könne mer auf unserm trockene Bode Reis baue? frag ich. Es konn jo nit sein, daß m'r auf emol kein Brot mehr braucht in der Welt. Die Kerle wolle uns nar zappeln losse, bis mer wieder den Kübel far oin Siebzehner hergäwe. Eine Rauwersbande is da beinanner, die sich gege uns verschwore hat, die uns Jahr für Jahr um unser' Sach' bringe will. Und des Jahr feilsche sie gar nit; sie losse uns stehe. Dagege muß es was gäwe. Unser Alt-Richter hat die meischt Erfahring. Er soll so gut sein und uns rate, was m'r taun solle, dann sunscht, bei Gott, m'r müscht wieder auswandre aus'm Banat.“

„Oho! Oho!“ riefen die Männer. Und viele sprudelten ihre eigenen Erlebnisse hervor. Es war nirgends ein Markt; wohin sie auch fuhren, man spürte überall dieselben bösen Hände, und es müsse dagegen etwas geschehen. Man habe keinen Platz für die neue Ernte; alle Hausböden biegen sich noch unter dem alten Getreide; man könne doch nicht ersticken im eigenen Fett und die

Steuern schuldig bleiben. „Auswandern? O naa, des git's nit. Fescht bleiwe und Ardnung mache!"

Ferdinand Trauttmann ließ dieses Gerede eine Weile angehen und horchte auf jedes neue Wort, das gesprochen wurde. Auch gegen den Türkenmüller fiel manche scharfe Bemerkung. Endlich nahm er die Kuhglocke, die vor ihm stand, und schellte tüchtig. Als Ruhe war, sagte er: „Liebe Nachbarn und Freunde, ich vermein' beinah' selber, das nix übrig bleiwe werd, als wie ein Majestätsgesuch. Wie ich's letscht Jahr Richter war, häb' ich's in Temeschwar probiert, Recht zu finde und Hilf'. 's hat nix genutzt. Die Lumpe, die uns quäle, wohne nit im Banat; sie sein von drüwe. Wer über die Marosch nach Arad fahre tut, der is in Hungarn, sage die Herre in Temeschwar, und dort könne sie nix befehle. Des könnt' nar die Kaiserin. Wann's jetzt sau schlimm steht, wie ihr alle verzählt, na, so muß m'r halt uf Wien gehe."

„Wähle mer a Depatazion!" riefen einige.

„Schreiwe mr a G'such!" die anderen.

„Nar Wien kann euch helfe!" rief auch der Bonifazius Stoder.

Der Richter, Johann Luckhaup, nahm das Wort zu der Frage, was man denn eigentlich verlangen wolle, und ob es nicht ratsam wäre, auch andere Gemeinden einzuladen zu der Fahrt nach Wien.

Ferdinand Trauttmann sagte darauf: „Verlange könne mer ein' Markt im Land. Verlange könne mer, daß des Ärario bei uns kaaft und nit beim Markovics. Verlange

könne mer ein' feschte Preis, unner dem nix hergäwe werde därf. Und was mer selber mache könne, ist meiner Maaning (Meinung) nach des: Die G'mein baut sich ein' Schüttkaschte in Alt-Rosenthal und ein' zweite hüwe bei uns far's alt' Getreid'. Unsere Wäge fahre zuerst emol vier Woche gar nit uf de Markt. Derno (hernach) fahre sie nit mei (mehr) übers Wasser uf Arad, sie bleibe in Neu-Arad, uf unsrer Seit' stehe. Die Händler müsse zu uns rüwer kumme. Und die Landmühl', die uns über die Köpp gewachse is, müsse mer mit der Zeit in unser' Hänn (Hände) kriege. Wißt ihr, Männer, was der Türkenmüller getaun hat? Er hat die Schiffmühle in der Marosch ufgekaaft; sie gehöre jetzt alle ehm und sie mahle künftich alle um's Drittel. Do müsse mer uns selber helfe."

Das gab einen Aufschrei der Entrüstung. Und alle Vorschläge fanden die Zustimmung der Versammlung. Auch die Abordnung an den jungen Kaiser wurde gewählt. Der Alt-Richter sollte sie führen und ihm ein Promemoria überreichen; der Schulmeister werde es wohl aufsetzen können, meinten die Bauern. Und man sollte trachten, noch ein paar Gemeinden zu gewinnen.

Bis zum Abend wurde darüber beraten. Aber als die ersten heim mußten, weil sie ihr Vieh zu füttern hatten, waren die Rollen schon verteilt. Der Albetz und der Stoder sollten andere Gemeinden gewinnen, der Alt-Richter mit dem Schulmeister das Promemoria machen und sich für die weite Reise vorbereiten.

Ferdinand Trauttmann sagte nicht nein. Seine Wirt-

schaft hatte er an die Söhne abgegeben, gesund fühlte er sich wie einer, und es war ihm schon immer, als sollte er in seinen alten Tagen noch etwas unternehmen. Wenn er schon nach Wien hinaufreiste, war es ja nur mehr der halbe Weg in die alte Heimat. Die hätte er jetzt nach dem langen Krieg gern noch einmal gesehen. Aber mehr als nach dieser sehnte er sich nach seinem Bruder Philipp und dessen Kindern, die dereinst so frohgemut nach Ungarn zogen und schon so lange Jahre nichts mehr haben von sich hören lassen. Was war aus ihnen geworden? Man lebte in einem Land und konnte sich nicht finden. Vielleicht gelang es jetzt, zu ihnen zu kommen. Und so bereitete er sich denn auch innerlich vor für die weite Fahrt. Sein Weib, die alte Annemarie, hatte hundert sorgenvolle Gründe dagegen und tausend Wünsche, wenn es nun doch zu der Reise kommen sollte. Es gab fortan keine Stunde mehr, in der nicht davon geredet worden wäre.

Der Bonifazius Stoder schnüffelte im Lande herum und lud sich in jedem Haus als Landsmann selber zu Gast. Er war ja ein vielgereister Mann, war zuletzt noch einmal im Reich draußen und wußte jedem etwas zu erzählen. Der lange Krieg hatte die Franzosen wieder ins deutsche Land gebracht, und wenn sie auch diesmal als Freunde des Kaisers gekommen waren und mit dem Daun und dem Laudon gegen den großen Fritzen stritten, gehaust wie die Wilden haben sie doch. Solle jeder froh sein, der weit vom Schuß im Banat sitze oder in der Batschka und nicht auf dem ewigen Kriegsschauplatz rund

um den Rhein. Dahier wisse man doch, für wen man schaffe. Und es traf sich, daß er von manchem die Geschwister oder Vettern gesprochen hatte, daß er von diesem oder jenem Freunde melden konnte, er käme auch bald nach. Er brachte gute Zeitung in manches Haus, und wo er zu Gast war, versammelte sich oft das halbe Dorf um ihn und horchte auf seine Erzählungen. Es war des Fragens kein Ende nach dem und jenem in der alten Heimat.

Von Dorf zu Dorf merkte er sich an, was er selber gesehen und erfahren. Auch walachische Siedlungen besuchte er und fand leere Häuser, nur halbbevölkerte Gassen. Und die dazu gehörigen Felder lagen brach. Bearbeiteten das nicht, was ihnen gehörte, diese armen Sklaven großer Herren. Wird man aber Deutsche in diese Dörfer bringen? Werden Sie in dieser Gemeinschaft leben wollen....? Von Lippa bis Arad wanderte er, obwohl ihm jeder Bauer einen Wagen anbot, an der Marosch hinab zu Fuß; denn da waren überall noch deutsche Dörfer im Entstehen, weite Flächen zu besiedeln. Er kam auch an der Landmühle vorbei und sprach ein, wurde aber kurz und abweisend behandelt. Der Herr Achmet Endely hatte hungarische Müllerknechte von jenseits des Wassers in seinen Diensten, war selber mehr in Arad als in seiner Mühle. Agenten gingen da ein und aus und gesattelte Pferde standen immer vor dem Tor. Aus verschiedenen Anzeichen und aus dem Verkehr von Personen in der Mühle, die mit dem Ansiedlungswesen zu tun hatten, zog der Bonifazius den Schluß, daß der Halb-

türke auch in diesen Geschäften seine Hände haben dürfte. Zukunftsreiche Gemeinden, durchaus auf kaiserlichen Kammergütern gelegen, sah er auf seiner Wanderung erstehen; er kam bis nach Arad hinüber und fand jenseits des Wassers adelige Herrschaften, die auch nach Schwaben begehrten. Mitten unter Madjaren und Walachen konnten sie angesiedelt werden, und man versprach die gleichen Vorteile, die der Kaiser gewährte. Dieses Geschäft merkte er sich ganz besonders an.

Vor dem reichen Markovics verneigte man sich tief in dieser Händlerstadt, die ein Sammelplatz war für die Erntefrüchte des deutschen und des madjarischen Fleißes. Die edlen Weine, die auf den letzten Ausläufern der Karpathen in Menes und Gyorok bis nach Vilagos wuchsen, waren nur hier zu haben. Hier nahm man allen Völkern, Madjaren und Deutschen und Walachen, das Getreide ab, und die Mühlen in der Marosch mahlten billig für ihre Eigentümer. Von hier war die Marosch schiffbar nach der Theiß.... Der pfiffige Bonifazius brauchte nur einen einzigen Markttag in Arad zu sehen, um alles zu durchschauen. Markovics und alle seine Agenten waren geriebene Armenier.... Er kehrte nach Rosenthal zurück und bestätigte dem Alt-Richter die schlimmsten Anklagen, die er an jenem Sonntag in seinem Hofe gehört hatte. Und er brachte die Zustimmung einiger Nachbargemeinden. Aber er riet zugleich ab von der Fahrt nach Wien, denn er habe von dort gehört, daß der junge Kaiser über kurz oder lang selber ins Banat komme. Ganz insgeheim wolle er kommen; aber man werde ihn schon erkennen. Und

der Bonifazius bat sich eine Fahrgelegenheit aus nach Temeschwar, wo er sicherlich Näheres erfahren würde.

Ein wenig enttäuscht und doch im Innersten befriedigt von dieser Meldung, hieß Ferdinand Trauttmann seinen Jüngsten für den nächsten Tag einspannen. Wenn der Kaiser zu uns kommt, dann wird er ja alles ins rechte Geleise bringen, dachte der Alte. So war es am besten. Aber was war es jetzt mit den heimlichen Wünschen und Hoffnungen? Die einmal erwachte Sehnsucht nach dem Bruder Philipp und den Seinen ließ sich so leicht nicht wieder einschläfern. —

Neue Zeiten.

Der Tod seines Vaters setzte ein gewaltiges Rufzeichen in Josephs Leben. Aus dem Römischen König war jetzt ein Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geworden. Wie weise erschien nun die Krönung zu Frankfurt, an der ihm damals so wenig gelegen war. Sein Schmerz um den Vater, der ein guter Mensch und eine sorglos freie, fürstliche Natur gewesen, war echt und innig. Es stand ihm nicht zu, Kritik zu üben an seiner Wirksamkeit als Kaiser, Gericht zu halten über seine Neigungen, seine liebenswürdigen Schwächen, seinen Erwerbssinn, den sich unlautere Elemente zu nutze machten. Der Kaiser liebte die Wissenschaften, die Künste, und er war ein großer Sammler. Er hinterließ Schätze. Um seinen Nachlaß zu übersehen, berief Joseph der Reihe nach alle jene Männer zu sich, die des Vaters Vertrauen gewonnen,

mit denen der Kaiser gearbeitet hatte. Und die Achtung vor dem Toten wuchs mit jeder neuen Audienz, die er erteilte. Dieser chevalereske Weltmann war ernster, als er zu scheinen liebte. Da er von der Teilnahme an den Staatsgeschäften um des lieben Hausfriedens willen absehen mußte, suchte sein Drang nach Betätigung sich andere Gebiete aus. Sein Mäzenatentum wurde ihm zur Herzenssache. Schönbrunn war sein persönlichstes Werk. Und er hielt die Kunstschätze der habsburgischen Vorfahren zusammen, ließ sie ordnen, bereicherte sie durch neue Erwerbungen aus allen erreichbaren Ländern. Bis nach China erstreckte sich sein künstlerisches Interesse. Den Prunk liebte er und die Schönheit des Lebens, die Freude. Festliche Gewänder, künstlerischen Schmuck, Musik und heitere Gespräche waren seine Neigung. Kein französischer Sonnenkönig lebte in größerem Stil als er und sein Haus. Jedes seiner Kinder erhielt vom sechzehnten Jahre ab einen eigenen Hofstaat. Eine Wolke von adeligem Gefolge umschwebte den Wiener Hof; der Kaiser liebte diese Komparserie von Kammerherren, von schönen Hof- und Palastdamen; aber nur die Bosheit sagte ihm nach, er hätte davon einen üblen Gebrauch gemacht. Nur einer einzigen all dieser schönen Damen war er mehr als ein Freund. Und die Kaiserin ahnte es und kämpfte schon lange nicht mehr dagegen an. So ganz philiströs wollte sie doch nicht erscheinen im Kreise der europäischen Höfe, wo die Maitresse en titre eine offizielle Einrichtung war. Wenn nur das Dekorum gewahrt wurde.... Hundert neue Pläne und Entwürfe beschäftigten den Kaiser, und

er wurde mitten aus all den Zukunftshoffnungen abgerufen. In seinem achtundfünfzigsten Jahr fällte ihn eine einzige Blutwelle, die in sein Gehirn gedrungen war. Seltsam war die Schickung, daß dieser sonnige Kaiser just bei einem Freudenfest, bei einer Hochzeit sterben durfte. Das gehörte beinahe zum Stil seines Lebens.

Maria Theresia war wie gebrochen. Maßlos war ihr Schmerz. Ein Kloster sollte sich erheben auf der Stätte, auf der ihr Gemahl gestorben, und sie wollte dessen Äbtissin sein. In Trauer und Gebet wollte sie ihr Leben in Innsbruck beschließen und gar nicht mehr nach Wien zurückkehren. Aus, aus, aus war es mit allem. Ihr schönes Blondhaar schnitt sie sich ab und legte es dem Gemahl in den Sarg. Dem Sohne gab sie alle Vollmachten eines Regenten und verschloß sich tagelang jedem Zuspruch, jeder Teilnahme an ihrem Leid. Allein wollte sie's tragen. Aber ihre gesunde, herrschgewohnte Natur siegte zuletzt, und sie fand sich wieder. Josephs inständige Bitten und seine bescheidene Erklärung, der Lage noch nicht gewachsen zu sein, rührten sie. Ihr Beichtvater setzte alle Überredungskünste ins Werk und Fürst Kaunitz warnte eindringlich vor solch einem Entschluß. Er appellierte an ihr Pflichtgefühl. Und das half.

Im dunklen Kleid, den nie wieder abgelegten Witwenschleier auf dem weiß gewordenen Haar, saß Maria Theresia eines Tages wieder im Staatsrat.

Joseph nützte indessen die erhaltenen Vollmachten gründlich aus; er suchte vor allem Einblick zu tun in die wirtschaftlichen Angelegenheiten seines Vaters und

des kaiserlichen Hauses. Und er gewann zunächst den Eindruck einer maßlosen Verschwendung im Haushalt der kaiserlichen Familie. Da konnte nur ein Gewaltstreich helfen. Gleich ein Dutzend Obersthofmeister und Obersthofmeisterinnen, die den Hofhaltungen seiner Geschwister vorstanden, setzte er ab und entließ zwanzig französische Köche. Die Hofdamen fuhren mit sechs Pferden aus. Warum denn? Er setzte sie auf zwei. Alle Einzeltafeln der Geschwister hob er auf und faßte die Familie wieder zu einer Einheit zusammen. Mit der Mutter und mit ihm sollten alle gemeinsam speisen. Auch die sogenannte Marschallstafel, an der sich täglich hundert Hofchargen zusammenfanden, stellte er mit einem Federzug ein und ließ die Herren bitten, daheim zu essen. Seine Mutter fand schon, als sie endlich aus Innsbruck zurückkehrte, einen reformierten Hof vor. Und sie war in ihrer Trauer wenig geneigt, all den beweglichen Klagen, die zu ihr drangen, Gehör zu schenken. Es tat ihr sogar wohl, jetzt ganz in den Kreis ihrer Kinder versetzt zu sein und alles vereinfacht zu sehen. Das stimmte gar wohl zu dem Trauerjahr, das nun anhub. Und auch die Geschwister Josephs sahen das ein; sie fügten sich in das Neue, weil sie es für einen vorübergehenden Zustand hielten. Daß Joseph auch alle Galatage bei Hof abgeschafft hatte, das war doch jetzt ganz selbstverständlich. In den Kreisen des Hofadels und bei den Beherrschern der Hofwirtschaft aber hatte Joseph einen wahren Schrecken verbreitet. Sie zitterten vor dem, was noch kommen mochte.

Bewegt war die Audienz des Ministers der öffentlichen

Verwaltung bei Joseph. Graf Haugwitz gab dem neuen Herrn Aufschluß über den Umfang der finanziellen Betätigung seines Vaters und überreichte ihm voll Genugtuung das Verzeichnis der Staatsschuldenverschreibungen, die das private Eigentum des Kaisers waren. Es betrug zweiundzwanzig Millionen Gulden.

„Mein Herr Graf, das muß ein Irrtum sein," sagte Joseph.

„Majestät, das Verzeichnis ist richtig," erklärte, nicht ohne Empfindlichkeit, Graf Haugwitz.

„Sie mißverstehen mich, Exzellenz. Das Verzeichnis mag richtig sein, das Eigentum ist es nicht."

„Wie, Euer Majestät?"

„Ich anerkenne kein derartiges privates Eigentum des Herrschers," sagte Joseph. „Ich und der Staat sind eins. Was ich benötige, hat er mir zu geben; was ich besitze, gehört auch ihm. In Republiken und Wahlkönigreichen mag man anders denken, da mögen die zeitweiligen Herrscher sich bereichern; in der Monarchie haben sie das nicht nötig."

„Eure Majestät legen da ein erhabenes Bekenntnis ab," erwiderte Graf Haugwitz. „Es sei mir jedoch gestattet, zu bemerken, daß das private Eigentum des höchstseligen Kaisers ein erworbenes ist. Den Grund dazu legte sein Einkommen aus dem Großherzogtum Toskana, das er nicht verbrauchte, sondern zu Unternehmungen verwenden ließ, die mit viel Fortune gelangen."

„Ich weiß, ich weiß.... Wo sind übrigens die kostbaren Papiere?"

„Sie ruhen in den Kellern der Hofkammer."

„Da werden sie am Ende feucht sein und nicht gut brennen," erwiderte Joseph munter. „Aber tut nichts, Herr Graf; lassen Sie das Zeug hierher schaffen. Wir werden eine Woche das Holz ersparen."

Graf Haugwitz war starr vor Erstaunen.

„Majestät!" stotterte er. „Das Ergebnis der dreißigjährigen Sorge und Arbeit des höchstseligen Kaiserlichen Herrn!"

„Mein lieber Herr Graf, lassen Sie das.... Welches wird die Wirkung sein, wenn ich die Papiere verbrenne?"

„Welches....? Ihr Wert fällt an den Schuldner zurück, sie können niemals wieder zu Geld gemacht werden."

„Und wer ist mein Schuldner?"

„Der Staat, Majestät, der während der langen Kriege borgen mußte."

„Also die Gesamtheit meiner Völker ist mein Schuldner? Nun wohlan, so schenke ich ihnen diese zweiundzwanzig Millionen, indem ich sie verbrenne."

„Maje....."

„Es bleibt dabei!" fiel Joseph dem Erschrockenen in die Rede. „Ich weiß alles, was sie sagen wollen und können. Seien Sie froh, Herr Minister, daß die Monarchie um so viele Schulden weniger hat."

Und es geschah. Der Peter Zipfinger, Josephs Kammerheizer, hatte eine Woche alle Hände voll zu tun; der Rauch, den die Makulatur machte, biß ihm beinahe die Augen aus.... Aber dieses Außerordentliche konnte nicht geschehen, ohne daß Maria Theresia davon erfuhr. Sie

war bestürzt. Wie konnte er es wagen, das bewegliche Vermögen all ihrer Kinder zu vernichten! So viele Töchter hatte sie noch auszustatten und würdig zu apanagieren, und das war jetzt in Frage gestellt. War er von Sinnen? Rasch entschlossen, riß sie nach diesem Erlebnis wieder alle Gewalt an sich. Feierlich ernannte sie Joseph zum Mitregenten; aber sie verwies ihn auf die Armee: auf ihre Pflege und Erhaltung beschränkte sie seinen Wirkungskreis. Daneben blieben ihm ja noch die Sorgen der Deutschen Kaiserwürde. Die mochte er allein tragen. In Österreich wollte sie nach wie vor selber regieren.

Das war nun freilich nicht mehr in dem Sinne möglich wie früher; denn ein Mitregent blieb ein Mitregent, ob er von seinen Rechten den völligen oder nur den halben Gebrauch machte. Die Minister hatten die Weisung erhalten, daß sie für jeden Staatsakt auch der Unterschrift Josephs bedürfen. Die war aber nicht blind zu haben; um die mußte geworben werden.

Es kamen arbeitsreiche Tage für Joseph, und so mancher Plan, den er vorhatte, wurde verschoben. Und es kam ein trüber Winter, in dem alle Geigen schwiegen für den Hof und die hohe Gesellschaft. Dem Volke war ja der Fasching freigegeben; der Hof hatte keinen. Maria Theresia verbrachte oft halbe Tage betend in der Kapuzinergruft, am Sarge ihres Gemahls. Ein eigenes Mausoleum ließ sie für ihn, für sich und ihre Nachkommen dort errichten. Streng geschieden von den Särgen des Hauses Habsburg sollten die des Hauses Habsburg-Lothringen

sein; auch hier unten sollte man merken, daß mit ihr ein neuer Abschnitt begonnen hatte in der Geschichte der Dynastie. Und immer nahm sie eine oder auch zwei ihrer Töchter mit in die Kaisergruft, damit sie ihr beten halfen für das Seelenheil des Vaters. Sie war nicht ganz sicher, ob ihm all die liebenswürdigen Sünden, von denen der so plötzlich gestorbene Kaiser nicht mehr absolviert werden konnte, von Gott vergeben sein mochten. Vielleicht bedurfte er ihrer Fürbitte im Fegefeuer.... Die Fürstin Auersperg war wohl die größte dieser Sünden. Aber die Kaiserin selbst hatte sie ihm vergeben. Sie vergab sogar der Fürstin, als sie sie weinen sah um den Toten und gemieden von denen, die sie bis dahin umworben hatten. Löse einer das Rätsel einer so großen weiblichen Seele! Wer so bitterlich um ihren Franzl weinen konnte, der durfte nicht in ihrer Ungnade stehen. Gemeinsame Tränen überbrücken Abgründe zwischen Frauenherzen.

Die Hofburg war kein Ort der Freude mehr seit des Kaisers Tod. Und Joseph bot gesellschaftlich niemandem Ersatz für den Verstorbenen, dessen sonnige Gestalt eine große Lücke hinterließ. Im Staatsrat nur fühlte man diese Lücke durch Josephs Gegenwart sehr bedeutsam ausgefüllt. Ernst und schwer nahm der Mitregent die Geschäfte. In der schmucklosen Uniform eines Offiziers ging Joseph einher; kein Hofkleid zierte ihn; er wollte so gar nicht scheinen, was er war. Und schwarz waren jetzt alle spanischen Gewänder bei Hofe; die Farbenfreude, die Kaiser Franz dem prunkvollen Hofkleide zu geben wußte, war wohl für immer dahin. Und unter den

dunklen weiblichen Schatten, die durch die Gemächer der in Trauer versetzten Hofburg glitten, war eine blasse, verschüchterte, einsame Frau, die man die Deutsche Kaiserin nannte, und die doch gar nicht mitzählte. Denn Joseph ließ sie in grausamer Weise fallen. Ein Gespenst stand zwischen ihm und dieser Gemahlin; sie konnten sich nicht finden. Sein eigenwilliges, nervöses Töchterchen mochte sie auch nicht. Und Maria Theresia hielt sie für unfruchtbar. Das war in ihren Augen aber ein schweres Verbrechen. Sie ging an ihr vorüber wie an einer armen Sünderin, und ihre Töchter ahmten dies nach. Niemand hatte Erbarmen mit der beklagenswerten Frau, die der Reize, einen Ehemann zu fesseln, ermangelte, und die auch zu schwach war und zu schüchtern, nach außen die Stellung zu behaupten, die ihr gebührte.

In dem großen Familienkreise gab es nur eine Glückliche: Maria Christine. Wohl war ihr in Innsbruck der jugendliche Prinz von Sardinien vorgestellt worden, aber selbst ihr Vater schien nach dieser Begegnung ernüchtert zu sein; der italienische Neffe fand keine Gnade vor seinen Augen. Auch schien es, als hätte der Kaiser seit der Schönbrunner Schlittage etwas gemerkt.... Sein plötzlicher Tod machte die Bahn vollends frei für die Liebenden, und Mimi war ihrer Zukunft sehr sicher. Sie war jetzt die Stütze, die vertraute Freundin der Mutter. Nie hatte sich Maria Theresia an eines ihrer Kinder so innig angeschlossen wie an die Mimi. Sie war der Mutter jetzt alles. Aber das schien nicht ungefährlich zu sein.... Sie verlieren? Die Mimi hingeben an diesen Vetter von

Sachsen? Es fiel der Mutter gewiß hart. Sie mußte sich mit aller Selbstbeherrschung an den Gedanken gewöhnen. Daß es keinen Ausweg mehr gab, war ihr peinlich. Und es sollte in diesem Trauerjahr kein Wort davon geredet werden.

Aber siehe, es gab zu Weihnachten eine große Überraschung: Die Kaiserin hatte den Herzog von Sachsen zum Feldmarschall und zum Statthalter von Hungarn ernannt. In Preßburg sollte er wie ein König residieren und indessen das Ansehen und das Gewicht in der Öffentlichkeit gewinnen, das ein Schwiegersohn des Kaiserhauses nötig hatte. Maria Christine dankte der Mutter unter Tränen für dieses Christkindl. Weniger Freude als sie schien die Kaiserin damit ernten zu wollen. Kaum war der Akt vollzogen, meldeten sich auch schon die Proteste aus den Kreisen des hohen hungarischen Adels. Sie hatten einen Palatin aus ihren eigenen Reihen gewünscht oder einen Erzherzog. Was sollte ihnen ein fremder Prinz aus Sachsen oder Polen? Der Graf Grassalkovich, ein Liebling Maria Theresias, hatte sich als Präsident der hungarischen Hofkanzlei zum Sprecher der Adelskreise gemacht. Und er wurde zur Audienz befohlen bei seiner Königin.

„Was erlaubt Er sich, mein lieber Graf?“ fuhr ihn Maria Theresia an. „Weiß Er nicht, daß auch mein Bräutigam einst Statthalter von Hungarn gewesen ist? Und er war ein Prinz von Lothringen.“

„Belieben Ihro Majestät unsere homogiale Treue nicht zu verkennen. Wir erbitten einen königlichen Erzherzog

als Palatin und Statthalter. So echt wie das Ungarherz ist kein Stein in Habsburgs Krone. Geben Ihro Majestät uns eine Linie des königlichen Hauses zu eigen, damit jedermann wisse, wohin wir für ewige Zeiten gehören."

„Das könnte man in Hungarn doch schon wissen, meine ich, wohin man gehört.... Sage Er übrigens jedermann, der Herzog Albert sei der Sohn Eurer Königin. Versteht Er? Mein Schwiegersohn wird der Herzog von Sachsen werden. Das Weitere liegt in Gottes Hand."

Der Graf Grassalkovich beugte ein Knie vor Maria Theresia. „Dank für dieses gnädige Wort, große Königin. Wir werden den Herzog in Preßburg wie ein Mitglied des Kaiserhauses begrüßen. Gott schenke uns aus dieser Ehe eine neue Dynastie."

„Er träumt, mein lieber Graf. Sage Er so etwas nicht laut. Mein Sohn darf es nicht hören."

„Majestät, ich kann schweigen. Aber nichts, was Hungarn wünscht und hofft, soll dem Herzen unserer Königin fremd bleiben."

Lächelnd, abwehrend sagte Maria Theresia: „Ich weiß schon zu viel, lieber Grassalkovich."

„O, Majestät, warum haben Sie Siebenbürgen gegen unsere Wünsche erhöht? Und warum verschließt sich das große Herz unserer schönen Königin gegen die Bitte, das Banat zurückzugeben an die heilige Krone von Hungarn?"

„Hör' Er mir auf mit seinen Flattusen!" sagte Maria Theresia errötend. „Schöne Königin? Alte Königin! Und sieht Er nicht meine Trauer? Was wickelt Er diese unersättlichen Forderungen immer wieder in solche Com-

pliments ein? Er ist imstande und macht seiner schönen Königin noch einen Heiratsantrag."

„O Majestät, Majestät!" sagte der Graf beschämt. „Sie strafen hart."

„Ich trau' Ihm alles zu .... Laß Er jetzt Siebenbürgen und laß Er das Banat. Das sind Zukunftsländer. Zunächst wollen wir unseren künftigen Schwiegersohn in Preßburg würdig empfangen sehen."

Und sie verabschiedete ihn.

„Meine Hand bekommt Er diesmal nicht," sagte sie halb zürnend, halb lächelnd. „Ich werd' Ihm schon die schöne Königin abgewöhnen."

„Gnade, Majestät. Werde in Preßburg gutmachen, was ich hier verfehlt habe," erwiderte der Graf und ging.

Damit war nun etwas geschehen, worauf Maria Christine bei all ihrer Sicherheit doch noch nicht gefaßt sein konnte; ihre Vermählung mit Albert war proklamiert. Grassalkovich verkündete sie überall.

Und über alle Maßen feierlich wurde der neue Statthalter von Hungarn alsbald in Preßburg von den Ständen und dem Volke empfangen, vom Adel beglückwünscht und in seine Würde eingeführt. Auch in seine Geschäfte, denen er fremd gegenüberstand. Seine Kenntnis der hungarischen Gesetze war Null, sein Latein höchst mangelhaft. Dieses war aber die Dienst- und Verkehrssprache der Beamten und des hungarischen Adels. Er sah eine große Aufgabe vor sich und wollte sie lösen. Fest nahm er es sich vor. Die Kaiserin gab ihm den Oberst Kempelen als geschäftskundigen Kanzleidirektor zur Seite, und der ga-

lante Graf Grassalkovich empfahl ihr den Grafen Christof Niczky aus der hungarischen Hofkanzlei, einen seiner gewandtesten, ihm durchaus ergebenen Beamten. Und dieser Graf Niczky, in allen Landesgesetzen wohl bewandert, eingeschworen auf die Forderungen der Madjaren, ging als Hofrat und geheimer Referendar des Statthalters von Hungarn mit nach Preßburg.

Nur durch den Widerstand, den sie fand, war Maria Theresia gereizt worden, das Geheimnis Mimis vor der Zeit preiszugeben. Und da es geschehen war, setzte sie jetzt auch die Verlobung ihrer Kinder und den Tag der Vermählung fest. In Trauerkleidern mochte sich alles vollziehen. Aber ihre Liebe für dieses Kind ließ sie Tag und Nacht sinnen, was alles getan werden könnte für die Zukunft des jungen Paares. Sie ließ das Schloß in Preßburg mit königlichem Glanze ausstatten und fuhr mit der Braut immer wieder hinab zur Besichtigung der Arbeiten. Und sie ließ ein anderes Schloß in der Nähe der hungarischen Grenze schmücken und künstlerisch ausstatten für die Vermählung, die nicht in Wien stattfinden sollte. Nichts war ihr kostbar und schön genug für ihre Mimi. Und die beiden hohen Frauen sannen über eine Hofhaltung und eine Mitgift nach, die sicherlich nicht den Beifall Josephs finden würden. Hörte man doch täglich von seinen Abstrichen und Ersparungen im Haushalt.

Was kümmerte sich die Mutter darum? Sie konnte keinen Eidam haben, der nicht souverän war auf irgendeinem Erdenfleck. Und sie gab ihrer Mimi nicht bloß Güter und Herrschaften in Niederösterreich, sie überwies

ihr auch das große hungarische Erbe des Prinzen Eugen, die von ihm selbst mit Schwaben besiedelte Besitzung Bellye, und sie überwies ihr als reichste Gabe das Herzogtum Teschen in Schlesien. Herzog von Sachsen-Teschen sollte sich Albert fortan nennen. Ihre Mimi brachte ihm das reichste Heiratsgut, das in Österreich zu vergeben war, mit in die Ehe. Sie werden ihn schon gelten lassen, die großen Magnaten, wenn sein Titel ein solches Gewicht hat, sagte sich Maria Theresia.

Und Joseph widersetzte sich nicht. Auch er hatte Mimi sehr lieb. Er wünschte nur, daß man sich mit der Hochzeit beeile. Denn er war so voll von Plänen und Entwürfen, von Reisesehnsucht und Tatendrang, daß er darnach dürstete, fortzukommen aus der Wiener Hofluft und dem unfruchtbaren Staatsrat. Den Frühling aber, der ins Land kam, feierte er durch eine himmelblaue Freude, die er den Wienern bereitete. Weit auf riß er die Tore des Praters. Fort mit allen Schranken und Zäunen! In dem großen Wildpark, in dem sommerlichen Zufluchtsort der Nobleß, ward Raum genug auch für das Volk von Wien, das in der engen Stadt so schwer unter mancher Seuche litt. Alle Menschen sollten fortan teilhaben an dem kostbaren Besitz des Hofes.

Die große Mutter beneidete Joseph um diesen kühnen Einfall, diesen raschen Entschluß. Warum hatte ihr das nie jemand geraten? Es waren so viele neue Gedanken in die Welt gekommen, von denen sie sich abwandte; diesen aber billigte sie von Herzen.

In der Burg zu Ofen.

Mißtrauisch musterten die Grenadiere, die die Torwache hatten, die drei bescheidenen Reisekutschen, die Einlaß begehrten in die Festung Ofen. Mit Postpferden kamen sie in der Abenddämmerung, nicht mit eigenem Gespann. Das waren keine Magnaten. Es konnten nur Fremde sein. Ein Bedienter, der beim ersten Wagen hintenauf saß, wies einen Paß vor, der das Sigil der hungarischen Hofkanzlei in Wien trug. Der Kommandant der Torwache buchstabierte die Worte „Graf von Falkenstein und Gefolge" aus dem Dokument heraus und ließ die Wagen passieren. Seltsamerweise besaß dieser Reisende einen Erlaubnisschein für ein Hofquartier in der Ofener Burg. Es mochte wohl ein fremder Gesandter sein, der zum Sultan reiste nach Konstantinopel. Aber dafür war sein Gefolge doch viel zu klein. Gesandte reisen mit zehn Wagen, nicht mit dreien. Sollte es am Ende doch irgendein supremus comes (Obergespan) sein? Der Kastellan der Burg fragte es sich. Und er begrüßte den Fremden als illustrissime domine, als hochgeborenen Herrn. Im übrigen hatte er nicht neugierig zu sein, wem er in der Königsburg Herberge bieten sollte. Es gab ja genügend Gasträume in der Burg, wenn der Neubau, den die edle Königin Maria Theresia aufführen ließ, auch noch lange nicht fertig war. Der Gast wurde in die Fremdenappartements geleitet und hatte gar keine weiteren Befehle für die aufgescheuchte Dienerschaft; nicht einmal einen Fußtritt hatte er für den

Tölpel, der seinen schweren Koffer fallen ließ. Und keinen Fluch! Das war bestimmt ein Fremder.

„Zwölf frische Postpferde? Schon für morgen früh, Herr Graf? Zu dienen!“

Glückliche Reise, Euer Hochgeboren... Der Kastellan war es zufrieden. Der alte, schwer blessierte Invalide aus den Türkenkriegen hatte schon befürchtet, er und seine Leute würden für längere Zeit aus der beschaulichen Ruhe gebracht, die sie als Wächter der unfertigen Burg genossen.

Drei Tage war man von Wien unterwegs gewesen auf den grundlosen Straßen dieses Landes. Der Frühling hatte alle Wege aufgeweicht; Pferde und Wagen schienen oft versinken zu wollen in den Morästen, durch die man mußte. Und noch weitere drei Tage standen bevor bis nach Temeschwar. Vielleicht auch mehr, denn die Fahrt an sich war schon eines der Reiseziele, das der Graf von Falkenstein kennen lernen wollte. Aber die Erfahrungen, die er mit den ersten zwei Nachtquartieren in unreinlichen Pfarrhöfen gemacht hatte, ließen ihn die Absicht, in Ofen in einem Einkehrgasthof zu logieren, aufgeben. Das beständige Jucken, über das seine Begleiter klagten, erheiterte und erbarmte ihn; er gestattete es, daß man Gebrauch mache von dem Erlaubnisschein für die Burg, der aus Vorsicht war mitgenommen worden. Aber ohne Verletzung seines Inkognitos sollte es geschehen.

Und nun saß er in der Ofner Königsburg, an der die großen Künstler seiner Mutter schon so lange arbeiteten und die doch nie fertig werden wollte. Sogleich nach

der Hochzeit der Schwester Mimi hatte er sich auf die schon so lange geplante Reise begeben. Und er war bisher nicht erkannt worden. Und hatte so manches auf dieser Fahrt gesehen und beobachtet, das ihm wohl nicht vor Augen gekommen wäre, wenn er als Kaiser und Mitregent der Königin in Hungarn erschienen sein würde. Die Mutter wollte es freilich nicht gestatten, daß er in solcher Form reise; sie fand es abenteuerlich und gefährlich. Aber er bestand darauf. Schon auf seiner Krönungsfahrt nach Frankfurt durchschaute er das Gemachte, das Arrangierte, und mehr noch fühlte er dies bei seinem Ausflug, den er von Preßburg nach den deutschen Bergstädten in der Zips unternahm. Die Obergespane sorgten dafür, daß er nur ein opernhaftes Bild des dortigen Volkslebens zu sehen bekam. Und wie er plötzlich Halt machen mußte! Er wollte alle Zipser Städte sehen, aber er erfuhr, daß ein Teil derselben seit Jahrhunderten an das Königreich Polen verpfändet war. Noch immer verpfändet, obwohl sein Haus doch nun schon lange genug über Hungarn herrschte. Seine Geschichtslehrer hatten ihm das wohl nur so nebenbei gesagt, denn er wußte es nicht; der Herzog Albert erst, sein damaliger Begleiter, erzählte ihm mehr davon... Und zum drittenmal holte er sich eine so eindrucksvolle Erfahrung jetzt bei den Vermählungsfeierlichkeiten zu Ehren seiner Schwester Mimi. Dem Wiener Festboden hatte man die Hochzeit entzogen, aber in Schloß ‚Haus an der March', wo sie stattfand, versammelte sich aller Glanz, alle Herrlichkeit, die der Wiener Hof jemals bei solchem Anlaß aufgeboten. Maria There-

sia selbst legte ihre Trauerkleider nicht ab, doch sie duldete, daß diese Hochzeit von ihren Ballettmeistern zu einem Märchen ausgebaut wurde. Nicht nur der hungarische Hochadel war über die Grenze herübergekommen zu diesem Fest, auch dessen Völker schienen sich mit denen Österreichs vereinigt zu haben zu einem Festreigen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. Als der Hof sich nach der Trauung und der großen Gratulationscour, die darauf folgte, zur Tafel begab, wurden die Kaiserin, das Brautpaar und die hohen Gäste von Fenster zu Fenster geleitet, um das Meisterstück zu genießen, das da vollführt worden war. Rund um das Schloß bis weit in die Ebene hinaus nur jubilierendes, tanzendes, singendes Landvolk in den Trachten aller Nationen, die Maria Theresia untertan waren. Einen frohen Reigen schienen die Millionen dieses Reiches aufzuführen, weil die schöne Prinzessin Mimi endlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangt war und den Albert von Sachsen bekommen hatte. Die Kaiserin war zu Tränen gerührt von diesem Bilde holder Eintracht, das Brautpaar glaubte an dessen Echtheit, die Gäste waren entzückt. Das treffe man nicht einmal in Versailles! riefen sie.

Joseph nur, der Hellsichtige, blieb stumm gegenüber diesem Rokokogedicht der Wiener Hofballettmeister. Ja, es bemächtigte sich seiner eine Verstimmung über dieses verlogene Weltbild, das für die höchsten Herrschaften da hervorgezaubert worden war, die an Erbitterung grenzte. War denn nur er sehend? Was konnten diese armen Grundholden und aus Hungarn herbeigetriebenen

Hörigen wissen, wofür sie tanzten und sich begeisterten? Nie hatten sie seine Schwester gesehen, nie den Namen des Herzogs von Sachsen gehört. Daß man ihnen einen Frohntag erließ und sie hier fetierte und traktierte, das war wohl der einzige Grund ihrer Lust. Es war Joseph, als sehe er die Treiber und Einpeitscher hinter all dieser Begeisterung, als höre er ihre drohenden Zurufe: „Tanzt, tanzt, ihr faulen Tölpel! Schreit Vivat, ihr Hundesöhne!“ Denn Ähnliches hatte er in der Zips erlebt.

Die Mutter durchschaute ihn, sie erriet den Grund seiner Verstimmung. Und sie verstand plötzlich, warum er durchaus als ein Unbekannter reisen wollte...

Der Gast der Ofner Königsburg fand den Schlaf nicht, den er nötig gehabt hätte. Er ging lange auf und nieder in dem großen öden Prunkraum, der noch keine Seele hatte, den noch kein menschlicher Atem je erwärmte. Der Kalkgeruch legte sich ihm auf die Brust und er öffnete ein Fenster nach der Donau. Ein kühler Luftstrom, gesättigt vom Erdgeruch des Landes, schoß in das Zimmer und fegte alles Ungesunde und Bedrückende hinaus. Der Mond war in der Abnahme. Seine halbe Scheibe stand im Osten und überhauchte die Landschaft, die sich hinter zarten Nebelschleiern weithin dehnte, mit fahlem Glanze. Lautlos glitt der Strom in der Tiefe dahin und jenseits desselben funkelten nur vereinzelte Lichter; die ländliche Stadt Pest, die da drunten lag, schien schon zu schlafen. Aus weiter Ferne nur wimmerten ein paar Geigen zigeunerische Weisen. Und auch die hochgelegene Festung diesseits schlief... Eine bewegte Vergangenheit

lag auf dieser Welt. Was wird ihre Zukunft sein? Der Sinn Josephs strebte vorwärts, aufwärts. Er hatte wenig Achtung vor der Geschichte und ihren Überlieferungen; ihm erschien der übergroße Respekt vor einer Vergangenheit, die die Menschheit so zäh festhielt an törichten Einrichtungen, an sklavischer Dienstbarkeit, an Unkultur, Aberglauben und Unwissenheit, wie eine Verirrung. Und alle pochten hier auf diese trübselige Vergangenheit, auf ihre überlieferten Rechts- und Lebensformen. Wie es gewesen, so soll es bleiben, so soll es wieder werden. Das war die unablässige Forderung derer, die als Herren in diesem Lande lebten, die frei waren von allen Lasten, allen Pflichten. In ihren Privilegien sahen sie die Freiheit Hungarns verkörpert, und wer eines dieser Rechte antastete, der hatte den Krieg, gegen den führten sie ihre Knechte. Auch seine Mutter mußte es erfahren, daß es gefährlich war, für die Volksrechte in Hungarn ein Wort zu sagen. Da schäumte der Landtag auf und verwarf alles ... Armes Land! Arme Völker! Wird es je gelingen, euch in Wahrheit zu befreien? euch zu erwecken? Schaut nicht hinter euch, lebt für die Gegenwart, schaut in die Zukunft! hätte er diesen schlafenden Völkern zurufen mögen. Wer seid ihr? Noch weiß ich es nicht. Gebt euch mir zu erkennen, redet in euren Sprachen zu mir, und ich will versuchen, euch zu verstehen. Bekennt mir eure Not, und ich will mich ihrer erbarmen. Ich weiß nur, daß ihr unfrei seid, ich ahne nur, was ihr leidet... Er versank in wehmütige Betrachtungen über Welt und Menschen, über Völker und Fürsten. Voll idealen Eifers

war sein Herz, der stürmische Puls des Weltverbesserers schlug in seinen Adern, und er wollte dereinst nicht umsonst gelebt haben. Hundert Pläne und Entwürfe kreuzten sich in seinem Haupte, aber er fühlte, daß sie noch reifen mußten, daß ihre Stunde noch nicht gekommen war. Oh, er hatte noch Zeit. Und die wollte er redlich nützen. Ausrüsten wollte er sich mit einer Kenntnis des Staates und seiner Völker, wie sie noch kein Fürst vor ihm besessen... Wie seltsam mutete es ihn an, daß er in Hungarn mit jedem Menschen, der kein Bauer oder Handwerker war, lateinisch reden mußte. Und welch ein Latein! Im Landtag, im Komitat, in der Gemeinde und bei Gericht, in allen Schulen und Ämtern redete man diese tote Sprache der römischen Kirche. Das Volk war damit von allem, was sich begab, ausgeschlossen, es konnte nicht mitdenken, nicht mitfühlen, denn die es beherrschten, redeten nicht nur in einer anderen Sprache, sie lebten auch in einer anderen Welt und fühlten sich als die Nation. Weder Madjaren, noch Slowaken und Walachen und Illyrier konnten über diese Sprache hinweg ihren Weg finden zur Gegenwart; ein mystischer Nebel lag über all diesen Völkern, deren Sprachen niemand lernte, die niemand kannte. Wer wird diesen Nebel einst zerreißen und ihnen allen eine Brücke bauen zur Kultur des Westens? Vielleicht fällt diese schöne Aufgabe uns Deutschen zu, sagte sich Joseph. Warum nicht? Seit tausend Jahren strömt deutsches Blut in dieses Land, und wenn der Prozeß durch die langen Türkenzeiten auch gestört und beinahe vernichtet wurde, er lebte ja so mächtig

wieder auf, als jene Zeiten vorüber waren, und er ist heute in vollem Gange. Eines war Joseph klar: das Element, in dem sich alle Völker Hungarns einst finden und bilden werden, das konnte niemals die lateinische, es konnte nur die deutsche Sprache sein. Was jetzt hier getrieben wurde, war ihm ein mittelalterlicher Mummenschanz auf Kosten aller Völker des Landes.

Ehe der Kaiser seine Reise antrat, ließ er sich in Wien Vortrag halten von allen Referenten über Hungarn, vom Präsidenten der Hofkanzlei, dem Grafen Grassalkovich, vom Hofkammerrat von Gottmann und auch vom Finanzminister, dessen Herz von vielen Wünschen bedrückt war. Joseph kannte alle Gesichtspunkte. Aber ein Wort des Finanzministers traf ihn wie ein Blitz: daß die Bodenfläche Hungarns, dieses schönen, fruchtbaren Landes, das von so vielen Völkern bewohnt war, wohl ein Drittel der ganzen Monarchie vorstellte, aber nicht einmal ein Zehntel der Staatseinnahmen zu decken vermag. Warum? Warum? Er wollte auch dieses Problem einst lösen, das Dickicht durchdringen, hinter dem dieses Dornröschen schlief. Keinen der Referenten über Hungarn und das Banat nahm er mit, auch nicht den Hofkammerrat, er wollte mit eigenen Augen sehen. Sein Adjutant und zwei Sekretäre bildeten die Begleitung des Grafen von Falkenstein. Einen Diener für sich, einen für die Begleiter. Niemand sollte merken, wer da reiste.

Der früheste Morgen schon fand den Kaiser wach. Ein Meer von Sonnenglanz flutete in sein Zimmer und er erhob sich rasch. So „matinös“ wie er war niemand

am Wiener Hofe, und er wollte auch auf der Reise nicht von dieser Gewohnheit lassen. Er schonte seine Begleiter und unternahm allein einen Spaziergang durch die hügeligen Gassen der Festung Ofen, in denen er zu dieser frühen Stunde nur ländlichen Marktleuten begegnete. Sie warteten immer schon vor den Toren draußen, bis diese geöffnet wurden. Der Graf von Falkenstein sprach die Leute an, und sie gaben ihm deutsche Antworten. Sie schwäbelten. Es waren bäuerliche Leute aus der Umgebung, deren Eltern und Großeltern hier einst angesiedelt wurden. Und sie allein schienen die Stadt Ofen mit allen Lebensmitteln zu versorgen, er sah keinen anderen Menschen. Als er ein Bäuerlein fragte, ob denn nur Schwaben da wären, antwortete ihm dieses: „Gnädiger Herr, die annern stehe später uf, wie mer!" Das schlichte Wort leuchtete auf wie eine Fackel, die dem Frager angezündet wurde, und Joseph vergaß es nie. Sie stehen später auf, die anderen!

Die blonden Schwäbinnen, die ihre Butter und Eier und Topfenkäse und Speckseiten bedächtig vor sich ausbreiteten, guckten ihm alle nach, dem schlanken Grafen von Falkenstein. So ein schöner Herr! War gewiß ein hohes Tier da in Ofen. Und was er für große himmelblaue Augen hatte. Auch gekleidet war er so adrett. Joseph trug einen Rock aus grünem Tuch, ein kurzes gelbbraunes Wams, gelblederne Hosen und ebensolche Stiefel. Ein ganz bescheidener dunkler Dreispitz saß ihm auf den Locken, ein Zopfbeutel im Nacken. In der Rechten hatte er eine Reitgerte, mit der er sich ab und zu, wenn

er mit jemandem sprach und ungeduldig war, an die Stiefelröhre klopfte. Sein strahlender Blick aber überraschte jeden; keiner hielt ihm stand, wenn er forschend auf ihm ruhte. Auch die Bauernmädeln hatten ihre Augen gesenkt vor den seinen, und nur verstohlen guckten sie ihm nach.

Als der Graf von Falkenstein von dem erquicklichen Morgengange durch die allmählich erwachende Stadt in die Königsburg zurückkehrte, fand er seine Begleitung reisefertig. Aber auf die Postpferde mußte man noch warten.

„Domine illustrissime“, berichtete der demütige alte Kastellan, „die Pferde werden noch gefüttert.“

„Nun also, meine Herren,“ sagte der Graf und klatschte mit der Gerte an seine Stiefel, „so füttern wir auch. Ich habe da ein türkisches Kaffeehaus entdeckt. Probieren wir unser Glück!“ Er drückte dem Kastellan ein paar Dukaten in die Hand und ging voran. Er machte den Führer...

Unter gedämpfter Heiterkeit bestieg man eine Stunde später die Reisewagen, die vor der orientalischen Spelunke vorgefahren waren. Und auch ein Hofkurier aus Wien war schleunigst nach diesem Kaffeehaus geeilt...

Die Stadt Ofen selbst schien mittlerweile auf die Beine gekommen zu sein, denn es gab einen kleinen Auflauf vor dem Kaffeehaus. Und es mußte einer den Kaiser erkannt haben, denn das Verhalten der Menge, die sich rasch vermehrte, war zu auffällig. Sie deuteten entblößten Hauptes mit den Fingern nach dem Kaiser. Als

Joseph dies merkte, befahl er, schnell davon zu fahren. Und das ließ sich der Tschikosch, der den ersten Wagen lenkte, nicht zweimal sagen. Wie ein Satan fuhr er durch das Festungstor hinaus, und die beiden anderen folgten ihm. Unterhalb des Blocksberges hielten die Wagen; hier wurde man auf Plätten über die Donau gesetzt. Es gab wohl eine Schiffbrücke, die Pest mit Ofen verband, aber sie war schon seit einem halben Jahr nur für Fußgänger zu benützen. Jetzt habe sie ein Schiffbauer aus Wien in der Reparatur, sagte der Fährmann. Und als man drüben in der Ebene war, die sich endlos dehnte wie das Meer, da schnalzten die Peitschen und sausten die kleinen hungarischen Pferde. Aus der baumlosen Steppe, in der die Herden weideten, ragte nur ab und zu ein Brunnenschwengel wie ein Wegweiser empor; sonst sah man nichts als Himmel und Erde. Näherte man sich aber irgendwo einem Arm der Donau, die träge in die Breite wuchs, glitt immer wieder ein Schiff mit deutschen Auswanderern vorbei. Der große Schwabenzug nach dem Südosten war beständig im Gange... Wie seltsam, daß just der deutsche Kaiser nebenher dieselbe Straße fuhr.

Es war eine große Unrast in dem Kaiser, und die Personen seiner Umgebung bekamen sie nicht selten zu fühlen; aber auf dieser eintönigen Fahrt durch ein menschenleeres, in tiefer Unkultur schlummerndes Land betätigte er eine wohltuende Gelassenheit. Gewiß wirkte sein Inkognito, das streng gewahrt bleiben sollte, bedeutsam auf sein Verhalten ein. Daß es in Ofen in Gefahr zu sein schien, hatte er rasch wieder vergessen, und er plauderte ganz

formlos mit seinem Adjutanten, dem Major von Welser. Nie fand der Adjutant den Kaiser so liebenswürdig und witzig wie auf dieser Fahrt. Der Offizier hatte die Reise schon zweimal gemacht, ihn befremdete nichts, er sah vieles gar nicht; aber den Kaiser beschäftigte alles. Schon sein Kutscher, ein echter Pferdebändiger aus der Pußta, der mit feierlichem Ernst dahinfuhr und sich nur ab und zu einmal über den gewichsten dunklen Schnurrbart strich, beschäftigte ihn und gefiel ihm ungemein. Die Hirten, in ihren bis zu den Füßen reichenden Schafpelzen, die er inmitten ihrer Herden sah, regten seine Phantasie an. Menschen, die ein ganzes langes Leben bei Pferden oder Schafen verbringen! Von der Wiege bis zum Grab, einsam mit Gott und der Natur... Als der Adjutant erzählte, daß das Volk eine eigene Scheu habe vor diesen Hirten und ihnen allerlei Heil- und Zauberkünste zuschreibe, nickte der Kaiser nur. Er verstand es.

Im zweiten Wagen fuhren die Sekretäre, im dritten die Diener mit dem Hauptteil der Bagage.

Franz von Hauer, ein Mann von Vierzig, behutsam und genau in allem, war der persönliche Geheimsekretär des Kaisers. Auf dieser Reise auch der Kammerzahlmeister, der alles zu ordnen hatte. Manchmal tauschte er den Platz mit dem Adjutanten und fuhr an der Seite des Kaisers, was ihn immer sehr aufregte. Der zweite war ein junger Sekretär der Hofkanzlei. Der Kaiser hatte es dem Hofkammerrat von Gottmann überlassen, einen solchen zu delegieren, da es sich um das Banat handelte. Und wer war von diesem auserwählt worden? Der junge

Dr. Rudolf Weißkirch aus Köln, der seit einem Jahr an seiner Seite wirkte. Rudolf hatte sich's gesagt sein lassen von der Frau Theres und war in kaiserliche Dienste getreten, anstatt in kurkölnische. Sein Reichshofrat empfahl ihn nicht nur der Frau Theres, er empfahl ihn auch dem Hofkammerrat so warm, daß er ihn sogleich bei sich aufnahm. Und die Kaiserin vollzog seine Ernennung gern; sie liebte die katholischen jungen Juristen aus dem Reich, die ihren Dienst suchten.

Es war dem Hofkammerrat noch nicht vorgekommen, daß ein neuer Mann unter seinen rechtskundigen Beamten ein derart lebhaftes Interesse nahm an den Angelegenheiten des Banats, wie dieser Dr. Weißkirch aus Köln. Da wuchs ihm vielleicht ein Nachfolger heran. Und so delegierte er ihn als seinen Vertreter für die Reise des Kaisers.

Wer war fröhlicher über diesen Glücksfall als Rudolf. Das wird eine große Überraschung in Temeschwar geben, denn Lena ahnte nichts.

Der Kaiser hatte seine Post im Wagen gelesen. Die Mutter war immer so rasch hinterher mit Briefen, mit Wünschen und Weisungen. Diesmal waren es nur Sorgen um sein persönliches Wohl. Daß er ohne Mitnahme eines Leibmedikus in ein Land gereist sei, in dem so viele Seuchen daheim waren; daß er keinen Seelsorger mitgenommen, der ihnen unterwegs jeden Morgen die Messe lesen konnte, das waren ihre Klagen. Er treibe da ein Spiel mit dem Heil des Lebens und der Seele. Auch vor den Räuberbanden warnte sie ihn. Man habe

ihr immer gesagt, das wilde Volk der Walachen sei sehr gefährlich für die Fremden. Die hungarische Hofkanzlei, die von seiner geheimen Reise erfahren, lehne jede Verantwortung dafür ab, daß er sich ohne Geleite so tief in das Land begeben habe. Und die Mutter riet, er möge sich decouvrieren, denn sein Inkognito sei bedenklich. Er gebe viel preis, wenn er seine geheiligte Person nicht nenne.

Auch das Statthalterpaar in Preßburg, das in Joseph den Stifter seines jungen Glückes sah, hatte ihm einen gemeinsamen Dankbrief nachgeschickt mit dem Kurier der Mutter. Und in einer Nachschrift, die den Kaiser verdroß, fragte Albert, ob er ihm nicht doch den Grafen Niczky nachsenden solle, der wäre ein Kenner des Banats. Was ging denn Albert das Banat an?

Und auch der Hofkriegsrat hatte dem Kurier ein Promemoria für den Grafen von Falkenstein mitgegeben, der ja der oberste Kriegsherr war. Es seien Berichte aus Böhmen eingelaufen, daß dort abermals eine Mißernte drohe. Die dort stehenden Truppen, die im vorigen Winter nur knapp an einer Hungersnot vorbeigekommen wären, sollten wohl beizeiten versorgt werden. Der Hofkriegsrat stelle es Seiner Majestät anheim, zu erwägen, ob man nicht mit jenen Händlern im Banat in Verbindung treten solle, die schon während des letzten Krieges das Getreide für das Militärärario geliefert haben. Es weile ein Vertreter der Firma Markovics aus Arad in Wien. Des höchstseligen Kaisers Majestät schenkte diesen Leuten einst sein Vertrauen... (Joseph lachte spöttisch

auf.) Die Firma habe schon einmal für eine Schuld des Ärario anstatt Geld Ödländer angenommen, und sie sei wieder zu solch einem Tauschgeschäft bereit. Bei den Meriten dieser Firma wolle Seine Majestät das alles gnädigst erwägen, denn für Brot sollte gesorgt werden in Böhmen.

Der Kaiser verharrte lange in ernstem Schweigen, als er seine Ofener Post gelesen hatte.

Beim nächsten Pferdewechsel befahl er seinen Geheimsekretär Hauer zu sich in den Wagen. —

Romantische Fahrt.

„Hüoh! Hüoh! hallte es über die Pußta, und es hagelte unverständliche Flüche und Kraftworte in Fülle. Die Wege waren wieder erbärmlich schlecht geworden; man kam nicht vorwärts. Von Tscharda zu Tscharda schleppten sechs vorgespannte Pferde mit je einem Vorreiter die Reisekutschen; es war ein Aufgebot für die drei Wagen wie für einen richtigen Hoftrain. Die Pferde stampften im Schritt und zogen die Hufe nur schwer aus dem Lehmboden, in den sie versanken, wieder hervor. Sie dampften und keuchten und blieben schaumbedeckt immer wieder stehen, um auszuschnaufen. Man brauchte Hilfe, mußte sich aus mancher Grube herausheben lassen von den Burschen, die als Pferde- und Schweinehirten auf den Pußten lebten und die Gäste der einsamen Schenken waren. Und sie halfen gern. Meinten aber, daß man zu dieser Jahreszeit nicht reise. In weiser Voraussicht hatte

der Adjutant einen sprachkundigen Dorfnotär als Dolmetscher mitgenommen aus der letzten Poststation, denn es galt in solcher Lage mit dem Volke zu reden, dessen Sprache allen fremd war. Nur der Kaiser hatte ein paar madjarische Worte in seinem Sprachschatz, sonst niemand. Der kleine madjarische Dorfnotär konnte ein wenig deutsch und machte sich nützlich. Es war ihm nicht unlieb, nach Ketschkemet mitzureisen, wo er Geschäfte hatte; wenn man auch erst morgen hinkam, was lag daran. „Domine spectabilis", sagte er zum Grafen von Falkenstein, „wir werden in lustiger Schenke schlafen heute Nacht."

„Nicht in Ketschkemet?" fragte dieser.

„Illustrissime, wenn es uns von Gott bestimmt ist, kommen wir hin, wenn nicht, nicht."

Und es war ihnen nicht bestimmt ... Die Wege nach dem Zentrum der madjarischen Siedlungen waren noch von keinem Hauch europäischer Kultur gestreift worden; hier baute man keine Straßen, der heiße Sommer und der harte Winter bahnten die Wege, sonst niemand; das war eine Welt, die sich selbst genügte, die nicht nach außen strebte und nichts von außen wollte. Wer sich da her wagte, der mußte vorlieb nehmen. So war es und nicht anders. Mit Ochsen fuhr man die letzte Strecke bis zur Miklosch-Tscharda, da die Pferde versagt hatten und die Tschikosche ihre ungezähmten Tiere für ganz ungeeignet erklärten zum Vorspann. „Nur Geduld, morgen werden wir wieder Pferde haben!" sagte der Dolmetsch, und man mußte ihm vertrauen. Man sah die Tscharda, die in der Dämmerung erreicht wurde, nicht, aber sie

machte sich schon von weitem vernehmbar durch eine schwermütige Zigeunermusik. An einem Schwengelbrunnen, dessen hoher Arm mit dem Schöpfeimer ächzend auf und niederging, tränkten die Hirten noch ihre Herden, ehe sie sie in die Szálláse*) trieben für die Nacht. Man fuhr mitten durch die Herden, die sich willig teilten, und das strohbraune Haus mit den niedrigen Fenstern, hinter denen schon Fettlichter schwelten, stand plötzlich da. Ein Hof, dessen breite Öffnung kein Zaun und kein Tor verunstaltete und in dessen Mitte ein hoher Misthaufen im Mondlicht rauchte, nahm die drei Wagen auf. Aus den Ställen und Schuppen wieherten Pferde.

Der Dolmetsch ging voran ins Haus und forderte eine Schlafstube für die hohen Herrschaften, die er als Gäste bringe. Sechs Federbetten verlangte er, um den Wirt, den er sehr wohl kannte, zu hänseln. Die Wirtsstube war voll disputierender brauner Gesellen, und drei Zigeuner winselten in einer Ecke ihre zittrigen Weisen, aber sie schwiegen alle, als der breite, stierköpfige Wirt, der zuerst einen himmelschreienden Fluch ausstieß, in ein donnerndes Gelächter ausbrach über die Wünsche des Notärs. „Hahahaha! Sechs Federbetten? Sechs Strohbündel kriegt er! Und die Mäuse extra dazu!“ brüllte der Mikloſch und nannte den Besteller einen Esel. Denn er, der Wirt, war ein Edelmann und der Dorfnotär nur ein armseliges Schreiberlein.

Unter dem tosenden Gelächter, das nun auch die Gäste über die närrische Forderung des Notärs anstimmten,

*) Viehpferche.

erschien der Graf von Falkenstein in der Tür... Hatte keiner von ihnen allen ein Bett; was brauchte man mehr als einen Bunda*) für die irdische Glückseligkeit. Und wo sollte der Miklosch sechs Federbetten hernehmen? Es war zu dumm. Mit einem großen fragenden Blick umfaßten die Augen des Grafen den ganzen Raum. Dann sah er sich nach seinen Begleitern um, lächelte und trat völlig ein. Der Wirt hatte diesen Blick aufgefangen und lüpfte ein wenig seine Pelzkappe vor dem Fremden. Er machte einen Tisch frei, indem er die drei dort hockenden Burschen, die in einer Kartenpartie begriffen waren, einfach wegjagte. „Abfahren! Platz für den ‚nagyságos úr'!" **) rief er ihnen zu. Und sie nahmen ihre Karten und die irdenen Tonkrüge, aus denen sie ihren Wein tranken, und setzten sich zu den anderen.

Der Dolmetsch vermittelte ein Abendessen für die Fremden aus geräuchertem Fleisch und Käse und Gerstenbrot. Dazu brachte der Wirt seinen besten Wein. Der Graf von Falkenstein untersagte seinem Kammerdiener Thomas, an die eigenen Vorräte zu rühren, und aß und trank, was man ihm bot. Er wollte nicht auffallen und niemandes Neugierde reizen. Eine Stube hatte der Wirt, doch keine Betten. Nur frisches, gutes Stroh. Seinen Bunda könnte er dem Domine spectabilis aber leihen. Dieser ließ danken. Er habe sein Bett mitgebracht und einen Mantel besitze er auch. Aber als er vernahm, daß seine Begleiter sämtlich auf Stroh schlafen sollten, unter-

*) Schafpelz. **) Großmächtigen Herrn.

sagte er Thomas, für ihn das Feldbett vom Wagen zu packen.

Hatten die Fremden die fröhliche Stimmung gestört in dieser lustigen Schenke? Der Graf vermutete es, denn die Leute, die vorher so laut waren, flüsterten jetzt nur, und die Zigeuner spielten gar traurige Stücke. Das täte ihm leid, sagte er. Denn diese prächtigen jungen Männer gefielen ihm. Sie hatten alle so etwas Unternehmendes, Kühnes, Freudiges. Sie sollten sich doch nicht genieren vor ein paar Europäern, ließ er ihnen sagen. Der Dolmetsch, der mit dem Wirt und einigen Gästen geplaudert hatte und jetzt an den Tisch zurückgekehrt war, zuckte die Achseln und tat geheimnisvoll. Es sei ihnen gestern etwas passiert, sagte er. „Ihnen? Wem?" „Nun, den szegény legény" *) sagte der Notär leise.

„Wie, das wären —?" fragte der Graf von Falkenstein.

„Ja, illustrissime, alle. Sein heute in Ketschkemet drei Stück gehängt worden... Haben beim Grafen Pongracz drei Ochsen gestohlen."

Der Graf sah sich in der Wirtsstube um.

„Alle?" fragte er.

„Semper, semper! Heute große Traurigkeit. Wir müssen aber Obacht geben," sagte der Notär und dachte nach. Dann fuhr er fort: „Domine illustrissime werden noch drei Gäste aufnehmen müssen in Ihrer Schlafstube."

---

*) „Arme Burschen" (war die volkstümliche Bezeichnung für Räuber in Ungarn).

„Noch wen?“ fragte der Graf. „Wie groß ist denn die Stube?“

„Nur drei Räder,“ flüsterte der Notär, „von jedem Ihrer Wagen eines. Vorsicht ist immer gut.. Werde es besorgen.“

„Das ist ein guter Einfall,“ sagte der Graf zu seiner Gesellschaft, die völlig verstummt war nach dieser Enthüllung.

Und der Notär ging in den Hof hinaus und ließ von den Knechten, die mit solcher Hantierung wohlvertraut zu sein schienen, an jedem der drei Wagen ein Vorderrad abnehmen und in die Schlafstube rollen. Der höchst peinlich berührte Herr Sekretär Hauer und Thomas gingen dem Notär mißtrauisch nach und besahen sich den Vorgang. Dann räumten auch sie einiges aus dem letzten Wagen in die Stube...

Inzwischen wendete sich in der Wirtsstube die Stimmung. Die drei Zigeuner hatten dem Grafen ihre Mützen hingehalten, und der Graf ließ in jede zwei Dukaten fallen. Das wirkte ein Wunder. Sie fiedelten plötzlich wie toll und rissen auch die Gäste mit. Das blutvolle Lied vom Rakoczi, dem Rebellen, erklang, trotzige alte Kuruzzenweisen wurden gespielt, ein Tschardasch folgte und die jüngeren der „armen Burschen“ hielten sich nicht mehr zurück, sie sangen mit. Einer der Prachtburschen erhob sich. Er strich den mächtigen Schnurrbart, seine Augen blitzten und er begann zu tanzen. Da kam des Wirtes Töchterlein herbeigeflogen und trat ihm, beide Arme auf die Hüften gestemmt, mit leuchtenden Augen gegenüber.

(„Das ist der Hauptmann,“ flüsterte der Notär.) Und er stampfte und jauchzte, faßte ihre Rechte, drehte und lupfte das Mädchen, tanzte und sprang und schnalzte mit den Fingern über dem seitlich geneigten Kopfe und umwarb das heiße Kind wie ein Trunkener, wie ein Entrückter... Und dazu jauchzte er sein „Jaj, jaj, jaj!“ in einer halb wehmütigen Weise, mit geschlossenen Augen. Es war, als gedächte er der ärmsten Genossen, als tanze er ihnen ein Totenlied...

„Eljen, Istvan, Eljen!“ riefen die Burschen, als der Tschardasch zu Ende war. Sie hatten Wasser in den Augen; der Tanz hatte sie erschüttert. Der Wirt aber gab seiner Julcsi einen Stoß, daß sie in die Küche hinaustaumelte. Drohend blickte er ihr nach und fluchte vor sich hin. Den Tanz hatte er nicht stören wollen, aber jetzt machte er eine Miene, als ob er dem Istvan an die Gurgel springen wollte. Dieser schaute ihm dämonisch in die verfetteten Augen. Dabei griff er nach seiner kurzstieligen Pfeife, die auf dem Hute steckte.

„Betyár! Betyár!“ zischte der Wirt ihm zu, und es entstand ein Tumult. Ein Weinkrug flog dicht an seinem Kopf vorbei und zerschellte am Ofen.

Istvan gebot Ruhe. Dann sagte er höhnisch: „Der edle Herr von Miklosch vergißt, daß er ein Dach von Stroh hat.“

Der Wirt erblaßte.

Als der Notär das verdolmetschte, packte den Herrn Geheimsekretär eine fiebernde Aufregung. In einer solchen Räuberhöhle sollte sein Herr die Nacht ver-

bringen? Da mußte etwas geschehen. Er ging hinaus und winkte dem Notär, ihm zu folgen. „Wo haben Sie uns hingeführt? Schauen Sie, daß wir weiter fahren können!“ rief er ihm zu. „Es ist ja Mondlicht... Lieber wollen wir auf dem Wagen schlafen als hier. Ich will es dem Grafen melden, daß wir fort müssen.“ Der Notär sagte: „Das geht nicht. Draußen ist's gefährlicher als hier.“

„Aber ahnen Sie denn, wen wir im Hause haben?“ sprach Hauer zitternd vor Furcht. „Ahnen Sie, was wir für eine Verantwortung tragen?“

„Ist alles eins, lieber Herr. War nicht so bös gemeint vom Istvan. Er ist auch von Adel, ein bocskoros nemes ember *), wie der Miklosch. Und will Julcsi haben. Aber Vater gibt nicht, weil Istvan ist ein Rauber. Glaub' nicht, daß uns etwas geschieht. Die haben genug für ein paar Täge.“

„Aber Herr, das genügt mir nicht. Ich bin außer mir. Mich trifft der Schlag, wenn wir noch zehn Minuten hier bleiben. Fort! Fort! Fort!“

„Sie sein narrisch, mein Lieber,“ sagte der Notär ärgerlich. „Wohin in dem Dreck? Belieben Sie jetzt den Mund zu halten. Wenn die sehen, wie Sie sich fürchten... Die müssen ja glauben, Ihr habt eine Million in Eurem Wagen.“

„Herr, Herr, wir haben keine Million, aber wir haben den Kaiser bei uns,“ flüsterte der verängstigte Geheimsekretär.

*) Ein bäuerlicher Edelmann.

„Wa—a—as!“ stotterte der Notär. „Wa—a—as??“

„Schweigen Sie... Schweigen Sie... Bitte, schweigen Sie!“ ächzte Hauer und tupfte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirne.

„Großartig!“ sagte der kleine Notär gefaßt. „Werde Miklosch sagen —“

„Nein, nein!“

„Muß ich sagen. Der sorgt für die Sicherheit seines Königs. Hat Knechte und Gewehre genug. Gibt ihm Bett seiner Tochter... Großartig!“

„Nein, nein, der Graf darf nichts merken,“ flehte Hauer.

„Auch gut, aber sei'n Sie ganz ruhig, zittern Sie nicht so. Das ist schlecht.“

Und der Herr Sekretario faßte sich. Er hatte das Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben, und kehrte in die Gaststube zurück, während der Notär den Wirt hinausrufen ließ.

„Hauer, Hauer,“ sagte der Kaiser lächelnd, „mir scheint, Ihnen ist übel.“

Der Major von Welser aber blickte ihn ernst und fragend an. Er schien zu ahnen, was draußen geschehen war. Und Doktor Weißkirch flüsterte Hauer zu: „Wir werden wachen!“

Auch die zwei Diener am unteren Ende des Eichentisches verstanden. Thomas hatte die Reisekasse und sämtliche fünf Pistolen bereits in die Schlafstube geschafft. Nur der Kaiser war ohne Waffe. Er bedurfte dessen nicht, für ihn trat jeder ein.

Die Zigeuner fiedelten, die Burschen rauchten und

sangen und spielten Karten und tranken immer noch eins. Der Graf von Falkenstein wunderte sich, daß der Wirt ihnen so bereitwillig Kredit gewährte. Er kreidete immer wieder eine Ziffer auf die braune Holztafel an der Wand. Wahrscheinlich tränkte er sie in mageren Zeiten auf Borg und teilte mit ihnen, wenn ein Fischzug glückte... Das Erlebnis dieses Abends, dieser Einblick in eine fremde Welt der Romantik beschäftigte ihn ungemein; er folgte allem, was da vorging, mit dem gespanntesten Interesse, seine Wangen glühten. Thomas hatte schon gemahnt, ob er nicht zu Bett gehen möchte. Er winkte ab. Wer kann in diesem Haus an Schlaf denken. Besser, man blieb auf.

Das dachten eigentlich alle. Aber jetzt erschien mit dem Notär der Wirt und zog die Pelzkappe vor dem Grafen. Er bitte seine hohen Gäste, ihm in die hintere Stube zu folgen. Das Lager sei bereit. Auch werde er den Herrschaften Ruhe verschaffen. Noch vor Mitternacht werfe er alle hinaus, verdolmetschte der Notär.

Der Graf schien zögern zu wollen. Er sah den Herrn von Miklosch prüfend an. Da legte dieser die Rechte auf die Brust: „So sicher wie in Gottes Armen sind Euer Hochgeboren heute Nacht unter meinem Dach. Mit meinem Leben stehe ich dafür ein.“

Rasch erhob sich der Graf. Er grüßte die Bande mit einem lächelnden „Jó estét“ *) und folgte dem Wirt. Während die Zigeuner einen wirbelnden Tusch geigten,

---

*) Guten Abend.

verließ seine gesamte Begleitung die Wirtsstube. Hauer warf noch einen Blick zurück und merkte, wie die Kerle einander zublinzelten. Einer deutete den Abgegangenen über die Achsel mit der Pfeife nach und sagte seinem Nachbar so etwas, wie: Bei denen ließe sich vielleicht was holen. Hauer schlotterte vor Angst. Aber wahrlich, nicht für sich selbst. Nicht für sich selbst! Dessen versicherte er sich ohne Unterlaß.

Ein hochgetürmtes, bräutliches Federbett hatte Miklosch in die Stube schaffen lassen, und die Julcsi hielt das Licht beim Eintritt und verneigte sich errötend. „Möge der nagyságos úr gut ruhen. Möge er nichts Böses träumen," sagte sie.

Hoch auf dem Ofen leuchtete ein Fettlicht und Miklosch sagte, es werde bis Sonnenaufgang brennen. Übrigens habe er zehn Gewehre im Hause... Und nun wünschte er den Herren demütig eine geruhsame Nacht und zog sich mit dem Notär zurück.

„Köszönöm, köszönöm!" *) sagte der Graf und nickte freundlich.

Als er draußen war, sah sich der Kaiser im Kreise um und fragte strenge: „Wer hat mich diesem Mann verraten?"

Hauer warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Ich, Majestät, ich!" Und er schlotterte vor Angst.

„Das hätt' ich mir denken können. Stehen Sie auf!...

*) Danke, danke!

Zur Strafe werden Sie sich in dieses Federbett legen und schwitzen. Sie können es brauchen!“

Die Herren lachten. Und es half dem Herrn Sekretario kein Gewinsel und kein Bitten. Thomas hatte die aus dem Feldbett des Kaisers mitgebrachte Hirschhaut auf ein ausgebreitetes Bündel Stroh gelegt und hielt den Mantel bereit, seinen Herrn zuzudecken. Als dies geschehen war, machten sich's alle bequem.

Es wurde kein Wort mehr gesprochen, und der Kaiser atmete alsbald tief. Niemand wagte zu lachen, als Hauer mit beschämter und verzweifelter Miene in das Brautbett stieg. Die Kissen schlugen über ihm zusammen, und er beruhigte sich.

Als Miklosch mit raschen Schritten in der Wirtsstube erschien, fuhren einige Burschen, die die Köpfe zusammengesteckt hatten und etwas verabredet zu haben schienen, auseinander. Istvan sah trotzig und verwegen aus, er bestellte sich bei den Zigeunern ein letztes Lied, warf ihnen eine große Banknote hin und pfiff zum Aufbruch.

„Menjünk! Menjünk!“ *).

Miklosch trat entschlossen unter sie. „Was wollt ihr? Was habt ihr vor? Bleibt! Bleibt!“ donnerte er, als er merkte, daß sich einige entfernen wollten. „Ich muß euch etwas sagen.“

„Wir hören!“ sprach Istvan.

„Ich weiß, ihr fürchtet euch nicht vor allen Teufeln in der Hölle. Aber ich will euch doch sagen, daß ich zehn

---

*) Gehen wir! Gehen wir!

Gewehre im Hause habe und ebenso viele Leute, die schießen können. Meine Gäste haben auch fünf Pistolen. Wer sich heute Nacht meinem Hause nähert, ist des Todes. Sagt es allen, die ihr noch trefft."

„Gib acht auf dich, Wirt, nicht auf diese Fremden. Meine Geduld ist zu Ende!" sprach Istvan drohend.

Da schlug der kleine Notär, der hinter dem Wirt stand, die Hände über dem Kopfe zusammen. „Istenem, Istenem, Istenem *), was soll daraus werden!" rief er und machte Miene, die Fremden zu alarmieren.

„Halgas!" **) sprach Herr von Miklosch und reckte sich auf in seiner ganzen Höhe. „Istvan ist ein Edelmann wie ich. Nur ein Wort brauche ich ihm zu sagen, und er tut, was ich will." Beim Arm packte er den Betyaren und schob ihn von den andern weg. „Komm!" sagte er. Und jetzt flüsterte er ihm zu, was er erfahren hatte: „Ez nom grof — ez a Király" ***).

Wie ein Donnerschlag wirkte das Wort auf Istvan.

Als er sich gefaßt hatte, sagte er: „König? Wir haben außer Maria Theresia keinen König. Es wird wohl der Kaiser sein."

„Das ist gleich! Er ist uns heilig!"

„Dir ja. Aber uns? Uns, die wir ausgestoßen leben wie die Wölfe?" sagte Istvan trotzig. „Er soll uns andere Gesetze geben, wenn er so mächtig ist. Er soll den armen Leuten Eigentum geben und nicht nur den Herren und

*) Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!
**) Sprich: „Halgasch". So viel wie: „Sei still!"
***) Das ist kein Graf, es ist der König.

den Pfaffen. Er soll meinen armen Vater Andras begnadigen, der morgen gehängt werden soll, weil er einen Hirschen geschossen hat, der einem großen Herrn gehörte."

„Das wird er tun, ich verspreche es dir!"

„Wie? Was?... Gut ist's. Aber wehe dir, wenn du lügst! Morgen sehen wir uns wieder."

Damit stürmte er zur Tür hinaus in den Hof, und seine Genossen folgten ihm. Die ungesattelten Pferde, die in den Schuppen standen, wurden bestiegen, eine Losung ausgegeben, und sie ritten nach den verschiedensten Richtungen in die Mondnacht hinaus und verschwanden in der Steppe.

Miklosch verlöschte die Lichter und schob alle Riegel vor. Dann nahm er seinen Bunda um, machte eine Runde durch das Haus und legte sich vor die Türe, hinter der sein Gast schlief. —

* *
*

Als der Tag graute, wieherten die prächtigsten Pferde im Hofe der Tscharda. Sie scharrten den Boden und konnten es kaum erwarten, in die Siele zu kommen. Das Haus erwachte, und auch bei den Herren regte sich's schon. Als erster trat der Graf von Falkenstein ins Freie; er hielt ein Stück Seife in der Hand, war sehr vergnügt und fragte heiter, wo denn der Brunnen wäre, damit man sich waschen könne. Thomas folgte ihm, und Julcsi eilte mit einem Linnentuch, das sie selbst gesponnen und gewebt hatte, herbei. Thomas schöpfte Wasser, und während der Herr sich puddelte und wusch, fragte die

Julcsi, die das Handtuch hielt, wann Seine Hochgeboren wohl wiederkomme. „In vier Wochen hoffe ich," sagte dieser. „Ganz gewiß?" „Bizony Isten!" *) versicherte der Graf, und sie schien damit sehr zufrieden zu sein.

Thomas brachte die Haare seines Herrn zur Not in Ordnung und den Zopf und eilte wieder zurück in die Stube.

Indessen war Miklosch aus dem Stalle gekommen, der Hausherr. Er zog die Pelzkappe tief vor dem Gast, dieser aber reichte ihm die Hand und dankte szivesen (herzlich) für die gute Nacht. Er habe prächtig geschlafen.

Gerade zur rechten Zeit kam der Dolmetsch, der auf einer Bank in der Gaststube geschlafen hatte, denn der Graf war zu Ende mit seinen madjarischen Vokabeln. Der Wirt hatte den Notär früh herausgetrommelt, er brauchte ihn.

Und der Graf ging mit dem Miklosch und dem Notär im Hofe auf und nieder und erfuhr, was sich gestern Abend noch begab. Miklosch bat um eine Gnade. „Was ist es?" Nicht für sich bat er, sondern für einen armen Teufel, der heute in Ketschkemet gehängt werden soll. „Was hat er verbrochen?" fragte der Graf, und seine Miene wurde ernster. „Domine illustrissime, er hat einen Hirschen geschossen, der ihm jede Nacht sein junges Kartoffelfeld aufwühlte."

„Und dafür wird man in Hungarn gehängt?" fragte der Graf.

---

*) Bei Gott!

„Statarium! Statarium!" (Standrecht!) rief Miklosch. Und der Notär erläuterte, daß jeder, der etwas, das den Wert von fünf Gulden habe, stehle, zum Tode verurteilt werden könne.

„Von wem?" fragte der Graf von Falkenstein.

„Von jedem Stuhlrichter."

„Was?! Und wer kann begnadigen?"

„Nur der Herr Vizegespan!" sagte voll Ehrfurcht der kleine Notär.

Der Graf sah nach der Uhr. „Wie lange fahren wir?"

„Domine illustrissime, fünf Stunden."

„Und wann wird in Ketschkemet gehängt?"

„Oh, erst vor Sonnenuntergang!"

„Dann ist's gut," sagte der Graf. „Ich werde das untersuchen."

Miklosch, der adelige Pußtenschenkwirt, atmete auf. Andras sei der Vater von einem seiner allnächtlichen Gäste. Und er habe dem Istvan die Gnade versprochen.

„Versprochen? Das ist zu viel," sagte der Graf. „Aber wenn es genau so ist, wie er erzählte, dann wird es wohl möglich sein."

„So ist es, Euere Hoheit!"

Joseph legte den Finger an den Mund, und der Wirt und der Dolmetsch verstanden...

Indessen waren die drei Wagenräder wieder eingedreht, und die Herren hatten sich sämtlich versammelt. Alle in bester Laune und froh erstaunt, daß die Nacht so ruhig verlief. Nur Hauer hatte einen dicken Kopf von dem heißen Bett, für das wohl tausend Gänse ihre Flaumen-

federn hergegeben hatten. Jetzt trat er als Zahlmeister an, aber der Wirt weigerte sich, irgendetwas zu nehmen. Hauer meldete es dem Kaiser. Schon griff dieser nach einem Ring an seinem Finger, aber Hauer flüsterte vorwurfsvoll: „Majestät!“

„Sie haben recht… Geben Sie der Tochter als Beitrag zu ihrer Aussteuer ein Geschenk von hundert Dukaten!“

Und Hauer nahm den Dolmetsch an die Seite und begab sich mit ihm zur Julcsi. Auch sie weigerte sich… Aber für ihre Aussteuer wollte sie die Rolle Goldfüchse wohl annehmen. Das mache vielleicht jemanden frei…

* * *

Wie von Wunderkräften getragen, gelang diese letzte Fahrt. Die Hengste, die man ihnen in der Miklosch-Tscharda vorgespannt hatte, die Burschen, die als Vorreiter dienten, überwanden alle Hindernisse. Es waren drei seltsame Gespanne: Zwei Pferde an der Deichsel, drei vorne und ein führendes mit dem Reiter an der Spitze. Kutscher und Reiter in blühend weißen Gewändern aus Linnen, den kecken Hut mit der kurzen Pfeife auf dem fettigen, langen Haar, die dunklen Schnurrbärte gewichst, Augen und Zähne blitzblank.

„Hüoh! Hüoh!“

Der Adjutant machte nach einiger Zeit aufmerksam, daß man begleitet zu sein scheine. Weit in der Steppe, zur Linken und zur Rechten, tauchten Reiter auf, die nach derselben Richtung strebten. Sie verschwanden ab und zu und waren doch immer wieder da.

„Die Ehreneskorte des Istvan," sagte der Kaiser.

„Wenn nicht etwas Schlimmeres," erwiderte der Adjutant. „Man hat Beispiele..."

„Seien Sie beruhigt, Herr Major. Ich habe den ‚armen Burschen' ein Geschenk versprochen in Ketschkemet."

In drei Stunden wurden die schaumbedeckten Pferde zweimal gewechselt, und die Burschen ritten mit ihnen von dannen, ohne sich umzusehen. Der Kammerzahlmeister und Geheimsekretär rief ihnen vergeblich nach. Der Kaiser winkte ab. Er nahm diese Ritterdienste nicht ohne Wohlgefallen auf. Nur er verstand den Zusammenhang... Nun kamen wieder Postpferde dran. Aber die Wege führten jetzt durch eine Sandwüste, und man war eine Stunde später in der Stadt. Die Zauberhände, die über die Heide geholfen hatten, die Begleiter am fernen Horizont, alles war jetzt, als wäre es bloß ein Spuk der Fata morgana gewesen.

Ob der Herr Graf eine längere Rast befehle? Gewiß. Ein bis zwei Stunden. War ja Markttag in Ketschkemet und allerlei zu sehen. Beim Munizipium befahl er vorzufahren.

Das Marktgewühl entfaltete sich bunt und farbig, lärmend und fröhlich. Mitten hindurch fuhr der herrschaftliche Aufzug, und alles machte ehrfurchtsvoll Platz. Schöne braune Mädchen äugten nach den Fremden, Panduren wiesen den Weg durch das dörfliche Getriebe. Von einer Stadt war nichts zu sehen. Zum erstenmal sah Joseph da ein reines Bild madjarischen Lebens, aber ihm

war, als blickte ihn aus dieser Menge so manches Gesicht an, das er gestern abend gesehen...

Ein schmieriger, alter Karren, auf dem ein gefesselter Mann kauerte und das Gesicht beschämt verbarg, stand vor dem Gemeindehaus. Ein zerlumpter, wilder Zigeuner fütterte den danebenstehenden mageren Esel. Mit einer unbeschreiblichen Scheu umstanden zahlreiche Kinder, halbwüchsige Buben und Mädchen, die Gruppe. Die Erwachsenen gingen ebenso scheu vorüber, keiner näherte sich dem armen Sünder, der hier ausgestellt war.

Als der Graf von Falkenstein der Reisekutsche entstieg, deutete der Notär nach dem Karren und sagte: „Das Armesünderwägelchen ist schon bereit. Es ist hohe Zeit."

Bis zu den Panduren im Vorzimmer war der Dolmetsch nötig, dann schickte der Graf auch ihn zurück. Er wollte allein sein. Man hatte erfahren, daß der Vizegespan Baron Papházy, der jetzt seine jährliche Dienstreise durch das Komitat machte, anwesend war im Munizipium, und das genügte. Der Notär meldete den Grafen von Falkenstein aus Wien an und verschwand.

Joseph stand einem hochgewachsenen alten Mann, mit buschigen weißen Brauen über den braunen Augen, gegenüber. Sein mächtiger Bauch stak in einer verschnürten Attila, an seinen glänzenden Stiefeln klirrten große silberne Sporen. Er rauchte seinen Tschibuk an einem langen Weichselrohr und ging mit zwei Herren in dem langgestreckten Saal auf und nieder, als der Gast eintrat. Dieser neigte den Kopf, grüßte lateinisch und blieb stehen.

„Servus, reverendissime comes!“ sagte der Vizegespan. „Quid novum Vienna?“ und er hielt dem Grafen die breite Tatze hin. Joseph ging ein auf den jovialen Ton und ließ sich die Hand pressen von dem Riesen. Wohin er reise? Ah, über Szegedin ins Banat? Schwere Reise! „Quo modo va demus domine comes?“ *)

„Valde bene, domine spectabilis,“ sagte Joseph. Aber es waren ihm nun genug der Redensarten gewechselt und er sagte, daß er den Herrn Vizegespan in einer ernsten Sache allein sprechen möchte.

„Malheur gehabt? Bißl ausgeplündert worden unterwegs? Was?“ lachte der Vizegespan und bot dem Gast einen Sitz an. „Kommt öfter vor!“

Er setzte sich Joseph gegenüber und sog Rauchwolken aus seiner Pfeife.

„Mir ist nichts geschehen, domine spectabilis. Aber ich fühle mich den Herren der Pußta sehr obligiert. Ich habe ihnen versprechen müssen, für den angeblich zum Tode verurteilten Andras ein gutes Wort bei Eurer Gestrengen einzulegen,“ sprach Joseph.

„Für den Wilddieb? Den Lumpen? Das kommt zu spät, domine illustrissime. Um zwölf Uhr hängt er.“

„Schon um zwölf?“

„Ja, weil heute Markttag ist, wollen wir das Exempel früher statuieren. Soll sich's merken, das Gesindel da draußen. Man schießt nicht unsere Hirsche und Rehe, wenn man ein leibeigener Hundesohn ist.“

---

*) Und wie befinden wir uns, Herr Graf?

„Aber die zu vielen Hirsche stiften großen Schaden. Der Mann war vielleicht in Notwehr?“

„Ist alles eins!“

„Und ist denn die Todesstrafe nicht zu hart für einen Wilddieb? Geben Sie ihm fünfundzwanzig!“

„Die hat er schon!“

„Sperren Sie ihn ein auf drei Monate!“

„Haben keinen Platz. Alle Komitatsgefängnisse sind voll von Spitzbuben, die wir füttern. Wenn Wien wieder Soldaten braucht, können wir viele schicken.“

„Soldaten, domine spectabilis?“

„Ja, ja,“ lachte der Vizespan, „wenn Insurrektion gemacht wird, tun wir immer zuerst die Kerker aufmachen. Packt euch zum Kaiser!“

Eine Wolke legte sich über die Stirne Josephs, und in seinen großen blauen Augen begann es zu gewittern.

„Recht interessant, was ich da bestätigt höre, denn ich glaubte es nie. Aber bleiben wir bei dem Fall des Andras, domine spectabilis. Wollen Sie den Mann nicht begnadigen oder den Fall noch einmal untersuchen?“

„Jetzt, um halb zwölf? Hahaha! Wäre schöne Untersuchung.“

„Es ist nie zu spät, ein Menschenleben zu retten. Zeigen Sie mir den Akt. Auch ich übe oft Gericht, auch ich habe Hirsche und Untertanen und ich verstehe mich auf Gerechtigkeit.“

„Einen Akt? Über so einen einfachen Fall wird bei uns kein Papier beschmiert. Der Leibeigene Andras hat

einen Hirschen seines Grafen geschossen und ist ertappt worden. Ergo kann er nach dem Statarium sogleich gehängt werden," sprach der Vizegespan und paffte den Rauch aus seiner Pfeife. „Hätte schon gestern geschehen sollen. Aber da war der Henker zu stark beschäftigt."

„Ich weiß es, Herr. Sie haben für drei Ochsen drei Männer geschlachtet," sprach Joseph, und seine Stimme bebte. „Was sagt Ihr Gewissen? Quo modo va demus domine illustrissime?" fragte er voll Hohn.

„Valde bene, domine comes... Aber was geht die ganze Geschichte Sie an?" fragte der Vizegespan brutal und stand auf. „Hier vom Balkon werde ich dem Marktvolk sogleich das Urteil öffentlich verkünden, und der Kerl wird dann auf dem Schinderkarren hinausgeführt. Können zuschauen, Herr Graf. So haben Sie etwas in Wien zu erzählen."

Joseph trat einen Schritt zurück. „Sie werden dieses Todesurteil ohne Verhandlung, ohne Akt, ohne Gerichtsbeschluß nicht verkünden, Herr Vizegespan," sagte er mit erhobener Stimme. „Oder ich suspendiere Sie vom Amte."

„Hahaha! Hahaha!" lachte der Gewaltige, und sein Bauch schwappelte. „Ich ersticke... Wer seid Ihr, junger Herr? Mich kann kein Herrgott suspendieren. Ich bin vom Komitat gewählt. Nicht von der Regierung ernannt. Seid Ihr am Ende gar der deutsche Herzog, der neue Statthalter? Der kann mich auch nicht suspendieren. Verstanden? Übrigens, was wollt Ihr eigentlich hier?" brüllte der Vizegespan, und sein Pfeifenrohr deutete nach der Türe.

Joseph sah ihn mit großen, ruhigen Augen schweigend an.

„Ich bin nicht der Statthalter von Hungarn," sagte er langsam, jede Silbe betonend, „aber ich habe einigen Einfluß auf ihn, denn ich bin sein Schwager."

„Schwager? Schwager?" wiederholte der Vizegespan betreten, und man sah, es stieg eine Ahnung in ihm auf...

„Mein Name ist Joseph."

Baron Paphazy war ein wenig blaß geworden. Er biß die Zähne zusammen und schwieg. Nur durch eine Verneigung nahm er diese Enthüllung zur Kenntnis.

Vom Turm der Pfarrkirche schlug die Glocke die zwölfte Stunde, und die beiden Herren vom Munizipium, mit denen der Vizegespan vorher auf und ab gegangen war, traten in Begleitung eines Panduren ein.

„Reverendissime," mahnte der ältere, der ein beschriebenes Blatt Papier in Händen hielt. Der Pandur aber riß die Balkontüre auf. Die Sonne flutete in goldigen Strömen herein, und das Brausen von Stimmen wurde hörbar. Man sah draußen eine erwartungsvolle Menge.

Der Vizegespan zögerte. Endlich würgte er die Worte hervor: „Verkünden Sie, Herr Oberstuhlrichter, die Begnadigung des Schurken."

„Wie?"

„Die Begnadigung," schrie Paphazy, der sich hatte setzen müssen. „Der Herr Graf aus Wien hat mich darum gebeten," fügte der Dreiste spöttisch hinzu.

Und der Oberstuhlrichter trat achselzuckend hinaus und verkündete die Begnadigung des Andras.

Als es geschehen war, verließ Joseph erhobenen Hauptes den Saal und das Haus. Vor den Toren draußen fand er ein jubelndes Volk. Ein paar junge Burschen schnallten den ohnmächtigen Andras von dem Armesünderkarren los, um ihn im Triumphe heimzugeleiten.

Während Joseph sich in dem Marktgewühl verlor, schrien die Leute zum Balkon hinauf: „Vivat Papházy! Eljen Papházy!“

Audienzen in Temeschwar.

Im hellen Sonnenglanze lag die Stadt und Festung Temeschwar da. Die warmen Apriltage hatten alle Feuchtigkeit aufgesogen, die Wege hinaus waren wieder gangbar, und nun kam ja bald die Zeit der Majalisfeste für Jung und Alt im nahen Jagdwalde. Manches Frühlingsgewitter rollte, vom Westen her, über die Stadt in die weite Ebene hinaus; aber das ging rasch vorüber, und es blieb der würzige Duft der Ackerscholle, der Erdgeruch der Felder. Nie spürte man ihn so stark wie zu dieser Jahreszeit. Der Frühling hatte eine solche Macht, daß er auch die Lungen dieser ungesunden Stadt reinfegte und mit seinem Glanze erfüllte.

Wie sehr hatte sie sich geändert, die alte Türkenfeste, seitdem sie kaiserlich geworden und von Grund aus neu erschaffen wurde. Alle Minarets und Moscheen waren längst verschwunden, hochragende Kirchen und stattliche öffentliche Gebäude erhoben sich an ihrer Stelle. Gerade Straßen mit schönen Kaufläden liefen nach allen Rich-

tungen, und wie zwei Riesensäle lagen der Domplatz und der Paradeplatz, durch die Wiener Straße symbolisch miteinander verbunden, in dem durch die Wälle eingefriedeten Kreis der inneren Stadt. Auf dem Domplatz erhoben sich, als Sinnbilder der geistigen Mächte, die beiden Hauptkirchen, auf dem Paradeplatz die der militärischen: der Palast des Gouverneurs, das Generalkommando und die Hauptwache. Dazwischen lagen das große Präsidentschaftsgebäude, in dem die Zivilverwaltung hauste, auf dem Domplatz; das Stadthaus, in dem der deutsche Magistrat seinen Sitz hatte, auf dem Paradeplatz; der Palast des römisch-katholischen deutschen Bischofs und mancher andere öffentliche Bau, der das Charakterbild der Stadt zu einem theresianischen machte. Und stattliche Gasthöfe an allen Ecken und Enden, denn der Verkehr war nicht gering. Unter ihnen der älteste „Zu den sieben Kurfürsten", unter der Herrschaft der Frau Theresia Pleß, stets seinen Rang behauptend. Auch die Serben hatten sich in der Stadt allmählich zur Geltung gebracht; sie strebten darnach, ihre kleine Gemeinde mit der deutschen zu vereinigen, und er wollte gerne ein Statut annehmen, das ihre Stimmen im Rat für ewige Zeiten auf ein Drittel festsetzte. Dagegen verlangten sie, auch ihre nichtunierte Kirche zu einer bischöflichen mit zwei Türmen ausgestalten zu dürfen.

Daß diese Stadt erst fünfzig Jahre alt war, hätte ihr niemand angesehen. Sie wurde ganz neu gebaut. Denn das wüste, versumpfte Fieberneſt, das Prinz Eugen einst den Türken abnahm und dem General Mercy zur Ver-

waltung übergab, konnte keine Stadt genannt werden. Und wie sehr hatte das neue Werk gelitten, als dann die Pest ins Land kam und Temeschwar beinahe ausstarb! Aber die innere Triebkraft dieser Stadt und die Gunst des Wiener Hofes haben alles überwunden. Drei Jahrzehnte lang beherrschten sie des Kaisers Generale mit absoluter Gewalt; dann folgte eine Teilung der Macht, und neben dem militärischen Gouverneur des Landes steht seit geraumer Zeit der Landespräsident. Das Genie eines Mercy nur konnte beides in sich vereinigen, er war Soldat und Staatsmann, ein schöpferischer Erhalter und Verwalter. Unter seinen Nachfolgern ging manches zurück. Sein stürmischer Neuerungsdrang schuf industrielle Betriebe und Fabriken, aber sie wollten nicht gedeihen, es fehlte den folgenden Gouverneuren wohl an dem wirtschaftlichen Sinn und den Fähigkeiten, sie nutzbar zu machen. Nur eine tüchtige Ziviladministration könne helfen, schrieb der Magistrat nach Wien. Und sie wurde eingerichtet.

Wird sie das große Werk Mercys weiter ausbauen, wird sie es retten? Das war die Frage. Aber sie ist noch unbeantwortet. Der Stadtmagistrat und der Präsident Graf Perlas sind in bitterer Fehde, und dieser verlangte in Wien die Auflösung, die Bestrafung des Magistrates, weil er ungehorsam wäre. Der Magistrat aber fordert die Erhebung Temeschwars zur freien Stadt, da sie sonst nicht gedeihen könne. Gerne wolle sie sich mit der serbischen Minderheit einigen, nur von der Bevormundung unfähiger Landespräsidenten wolle sie erlöst sein. Dieser

habe sich ganz dem Einfluß der Armenier und Griechen ergeben, die Handel und Wandel vergiften mit ihren Kniffen und Tücken.

Wer hatte recht? Der Hofkammerat von Gottmann sprach beim Kaiser gegen den Grafen Perlas. Er sei mehr in Wien als auf seinem Posten, und der jahrelange Streit sollte endlich entschieden werden. Die Kaiserin konnte sich aber nicht entschließen, den Mann fallen zu lassen; sie ließ niemanden fallen, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, und doch wäre dies manchmal sehr nötig gewesen.

Nun sollte der neue Kaiser ins Land kommen, und so heimlich dies auch geplant wurde, war der Magistrat doch davon verständigt worden. Und als er um die Reiseroute anfragte, da man doch Straßen und Wege herrichten müsse, kam die Antwort: kein Stein sei von seinem Platz zu rücken, kein Weg sei zu bessern, es habe alles zu bleiben wie es ist. Die Zeit der Ankunft aber wäre unbekannt.

Die Frau Theres wußte schon seit einem Jahr darum, daß sich etwas vorbereite, daß ein sehr, sehr hoher Herr kommen werde, um da ein wenig Ordnung zu machen. Aber sie hielt reinen Mund. Und sie lächelte gar fein, als der Stadtrichter ihr die Neuigkeit geheimnisvoll anvertraute. Hm! Brauchte niemand darum zu wissen, wie sie ausgefragt worden war droben in Wien. Weiß Gott, wessen Kopf da zu Fall kam. Aber es war doch gut, daß sie jetzt die Nachricht erhalten hatte, denn das Jahr war längst um, das sie dem Doktor Weißkirch als Bedenkzeit gegeben hatte, und die Lena war nicht mehr zu halten, sie wollte zu Ostern nach Wien hinauf zur Verlobung. Er

wäre ja am liebsten selber ins Banat gekommen, schrieb der Dr. Weißkirch vor Wochen, aber das hätte keinen Zweck, da sie ja doch einmal hinauf mußten wegen der Ausstattung... Wenn die Frau Theres den Kaiser versäumt hätte! Wenn sie gerade jetzt fortgereist wäre! Auch die Lena begriff, daß man nun abwarten müsse. Und sie schrieb Rudolf, er möge sich gedulden. Wenn sie gesehen hätte, wie diebisch er sich über ihren Brief freute, wie er lachte und sich die Hände rieb vor Vergnügen! Knapp vor der Abreise mit dem Grafen von Falkenstein hatte er ihn erhalten. —

* * *

„Der Kaiser ist im Land!“ „Der Kaiser ist in Temeschwar!“

Als ein Freudenruf flogen die Worte von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Man war glücklich und fühlte sich geehrt durch diese Kunde.

Und Joseph hatte ihrer Verbreitung nicht gewehrt. Er war durch Hungarn unter der Maske eines Grafen von Falkenstein gereist, denn er wollte das Land mit unbestochenen Augen sehen und nicht versucht werden, in die Machtbefugnisse seiner Mutter einzugreifen. Sie war die Königin und wachte eifersüchtig über ihre Rechte. „Tue meinen Hungarn nichts!“ sagte sie. Aber in dem einen Fall hatte er doch wohl eingreifen müssen... Sein Bericht über Ketschkemet, den er Hauer diktierte, war wohl schon in Wien. Er hätte auch über seine Erfahrungen in Sze-

gedin vieles sagen mögen, aber er hielt sich zurück; er wollte diese Stadt, die ihm als ein Räubernest erschienen war, lieber noch einmal besuchen auf der Heimreise... Ganz wehmütig stimmte ihn diese Fahrt durch das Herz des Landes, durch den Zentralsitz des Madjarentums. Welch ein prächtiger Menschenschlag, welch ein Kernvolk. Und wie arm... Als Kleinbauern, als Hirten und Schäfer lebten die Alten, als Tschikosche und Tagediebe die Jungen. Nur was man für das Leben brauchte, wurde auf schlecht kultivierten Feldern gebaut; weite Ländereien, die abwesenden Herren gehörten, lagen brach. Und weil das Volk nichts hatte und nichts erwarb, hatte auch der Staat nichts. Gearbeitet wurde nur auf den Dominien des Adels und der Kirche, denn da saßen die Hörigen. Aber Adel und Kirche waren frei von allen Lasten... In Szegedin wohnte Joseph unerkannt dem lateinischen Gerichtsverfahren bei, das im Hofe des Munizipiums öffentlich stattfand. Du lieber Gott! Die Pfeifen der adeligen Herren Richter kühlten nicht aus, und die Weinkrüge wurden immer frisch gefüllt von den Panduren. Dazwischen sprach man Recht. Die Angeklagten waren in Ketten. Zwei saßen mit blauen Gesichtern in einem Schraubstock, denn man hoffte ihnen ein Geständnis erpressen zu können... Lauter Räuber, sagte man ihm. Und der Fiskal, der auch von Adel sein mußte, sonst wurde er nicht zugelassen, fragte die Angeklagten wohl in der madjarischen Volkssprache aus, aber er gab jede Antwort lateinisch weiter. Und als einer grollend gegen das harte Urteil rekurieren wollte, da wurde er höhnisch

gefragt, ob er etwa ein nemes ember *) wäre, denn nur für einen solchen gebe es einen Rekurs. Jeder andere habe zu kuschen. Joseph erhob sich beschämt von seinem Sitz und verließ den Hof. Das galt als Recht in den Ländern seiner Mutter? Die vielen Räuber in diesem Lande kamen ihm wie Märtyrer vor. Dienten sie nicht einer ausgleichenden Gerechtigkeit? Erfüllten sie nicht unbewußt ein Amt?

Er setzte bei Szegedin über die Theiß und war im Banat. Und hier war er der Kaiser. Hier wollte er selber richten, hier wollte er belohnen und bestrafen; aber er hoffte, alles anders zu finden als in Hungarn, denn hier herrschte ja schon seit fünfzig Jahren deutsches Recht. Und eine scharf behütete Zollinie trennte die kaiserliche Provinz von Hungarn, zu dem sie in vortürkischer Zeit gehörte. Der heilige Nepomuk, dem man seit Wien nicht mehr begegnet war, grüßte die Reisenden als erster jenseits des Wassers. Hier war er der Landespatron.

Acht Tage schon wohnte der Kaiser im Präsidentschaftsgebäude zu Temeschwar, und die Kunde von seiner Ankunft war überall hin gedrungen. Man hatte ihn in Ofen erkannt und in Ketschkemet, zuletzt auch in Szegedin erfahren, daß er dort gewesen. Die Berichte über seine Reise flogen nach Preßburg und nach Wien, und die schwäbischen Bauern, die ihn auf dem Frühmarkt in Ofen gesehen und gesprochen, trugen die Kunde von dem leutseligen Kaiser heim in ihre Schwabenkolonien jenseits der Donau;

*) Ein adeliger Mensch.

bis in die schwäbische Türkei drang sie. Und wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht im Palais des Grafen Perlas in Wien, des Banater Präsidenten ... Aber auch auf den Schlössern des hungarischen Adels, in den Komitatshäusern und in den Pußtenschenken, überall redete man vom Kaiser, der so heimlich und still durch das ganze Land gefahren war bis ins Banat. Und seine kleinen Erlebnisse wurden von Frau Fama zu abenteuerlichen, gefahrvollen Begebenheiten aufgeblasen. Warum kommt er so heimlich ins Land? Warum war er nicht zu Gast beim Fürstprimas in Gran? Warum nicht beim Präsidenten Grafen Grassalkovics in Gödöllö, wie seinerzeit die Königin? Was hat er in Räuberschenken zu nächtigen und sich in Gerichtsfälle zu mengen? So fragten sie da und fragten sie dort. Das Volk aber horchte auf, als ginge ein Rauschen von unerhörten Dingen durch die Lüfte.

Indessen unternahm Joseph von Temeschwar seine Ausflüge und Wanderungen in das Land und bekümmerte sich wenig um das viele Gerede. Und er gedachte noch lange zu bleiben. Es gab mehr Arbeit für ihn, als er erwartete. Unerfreuliche und erfreuliche. Er fand das Haus des Präsidenten leer. Die militärische Obrigkeit war auf ihrem Posten, die Administration nicht. Nie wäre sie zu finden, sagten ihm die Magistratsherren: der Graf Perlas sei seit Jahren mehr in Wien als in Temeschwar, seine Präsidentschaft scheine ihn nicht zu interessieren, seitdem ihm die Handelsgesellschaft mit dem Markovics nicht glückte. Und welche Aufgabe war doch da für einen fähigen Mann zu lösen! Wie sproßte und blühte da

neues Leben! Das Herz lachte dem Kaiser, sooft er in dieser Fremde neuen deutschen Boden betrat. Schon die Fahrt von Szegedin nach Temeschwar ging durch reinliche deutsche Dörfer, die den Kaiser nach allem, was er jenseits der Theis gesehen, wie ein Märchen anmuteten. Er hielt Rast in dem freundlichen Schwabendorfe Lovrin und ließ sich den Richter kommen, um ihm seine Anerkennung auszudrücken über das Aussehen seiner jungen Gemeinde. Der hatte nur zwei Wünsche: „Mehr deutsche Leut'! Viel mehr deutsche Leut' brauche mer! Und ein' bessern Verschleiß, Herr Kaiser, far unsere Sach'!" Und der Kaiser versprach ihm beides. Jetzt hatte er schon manche größere und ältere deutsche Gemeinde besucht und gar vieles erfahren. Er fühlte, daß er nötig war in diesem Lande. Und austrommeln ließ er's in den Dörfern, daß er für jedermann zu sprechen wäre. Und so kamen die Leute von überall her nach Temeschwar, um den Kaiser zu suchen. Die ersten Tage gehörten naturgemäß dem Bischof und der Geistlichkeit, dem Gouverneur, dem Stadtkommandanten, dem Magistrat. Ein Meßgewand aus der Kammer seiner Mutter brachte der Kaiser dem Bischof, ein selbstgesticktes Altarkissen der Kaiserin dem Stadtpfarrer für seine Kirche. Der Magistrat kam nur, um zu huldigen. Der gelehrte Stadtschreiber Fridolin Hergenreither hatte nämlich herausgebracht, daß seit dreihundert Jahren kein Herrscher den Boden dieser alten Feste betreten habe. Jubel und Freude müsse daher alle Herzen erfüllen über Seiner Majestät Anwesenheit; Festivitäten wolle man veranstalten ohne Ende und bitte

um des Kaisers Teilnahme an denselben. Das lehnte er ab. Zu Festen wäre er nicht gekommen. Die Wünsche und Klagen der Herren aber, die wolle er nächstens alle hören...

Belagert war oft das Präsidentschaftsgebäude auf dem Domplatz von ländlichem Volk; nur sehen, nur sehen wollten ihn die meisten. Das Gefühl, daß sie auch hier zum Reich gehörten, daß der deutsche Kaiser sie heimsuche, das war ihnen um nichts feil inmitten all der fremden Nachbarn.

Die beiden Sekretäre waren über und über beschäftigt mit der Verarbeitung der Diktate des Kaisers und der Buchung all der Audienzergebnisse. Hauer war an diese strenge Tätigkeit in der Nähe des Kaisers gewöhnt, nicht aber Dr. Weißkirch. Der hatte sich die Sache in Temeschwar überhaupt ganz anders gedacht. Gerade gegenüber lagen die „Sieben Kurfürsten“, dort seufzte Lena nach ihm, aber er bekam sie nur jeden Abend zu sehen; der ganze Tag gehörte dem Kaiser. Sie war glücklich über seine unvermutete Ankunft. Und stolz war sie, daß er mit dem Kaiser kam. Sie faßte es nicht, daß er so hoch gestiegen sein sollte.

Und gar wohnen sollte er bei ihnen im Haus? Nur für den Adjutanten und den Kammerdiener hatte der Kaiser Platz im Präsidentschaftsgebäude, die beiden Sekretäre sollten bei den „Sieben Kurfürsten“ wohnen. Aber die Großmutter dankte für die hohe Ehre und empfahl ihnen den „Trompeter“. Dort sei es auch ganz schön, meinte sie, und ihr Haus wäre voll. Sie log. Sie wollte

es eben nicht leiden, daß Rudolf im Hause blieb. „So weit sind wir noch nicht!" sagte sie. Daß er jeden Abend als Gast kam, konnte und wollte sie nicht hindern. War doch ihr Widerstand nur ein Scheingefecht gegen den Übermut der jungen Leute, die sich gleich in den Armen lagen wie ein Ehepaar. Sie hatte ja gar nichts gegen diesen Bewerber und fühlte sich sehr geehrt durch die Stellung des jungen Mannes. Was werden die Leute für Augen machen, wenn ihre Lena sich jetzt mit einem Sekretär des Kaisers verlobt! Die Nachbarinnen hatten ja immer schon wissen wollen, warum sie das Kind gar nicht mehr im Geschäfte mittun ließ. Warum sie seit einem Jahr tagsüber zu den Klosterschwestern ging und eine Demoiselle geworden war. Darum! Darum! Ihre Lena schlug das Pianoforte und las den Messias „vom Klopfstock" vor, daß es eine Freude war. Sogar die Stadtrichterin fragte, warum sie so hoch hinaus wolle mit der Lena. Jetzt werden sie's alle erfahren, warum. Darauf freute sich die Frau Theres. Um so strenger mußte sie auf den Anstand Obacht geben und die gute Sitte. Eine Amourschaft in Ehren soll es bleiben bis zum Hochzeitstag. Darüber wird sie schon wachen.

Am Abend des achten Tages der Anwesenheit des Kaisers kamen zwei Reisekutschen im scharfen Trab durch das Wiener Tor herein und hielten vor dem Präsidentschaftsgebäude. Etwas spät war seine Hochgeboren Graf Perlas wieder einmal heimgekehrt, der getreue Landespräsident. Die ganze Stadt freute sich heimlich über das Mißgeschick, das ihm da begegnet war. Die Herren vom

Rat, die als erste in Audienz waren empfangen worden, ganz besonders.

Am nächsten Morgen fuhr der Kaiser zwei Tage über Land nach Groß-Becskerek. Am drittnächsten nahm er eine Parade ab und speiste beim Gouverneur im Kreise der Offiziere. Dann arbeitete er mit den Sekretären und empfing den Grafen nicht, wohl aber empfing er dessen Räte und gab auch ihnen Aufträge... Am vierten Tage hatte er allgemeine Audienzen. Dem Herrn Präsidenten, der sich neuerlich anmeldete, ließ er sagen, es habe keine Eile, er werde ihn selber rufen lassen. Und heute empfing er wieder in Temeschwar Bauern und Bürger, die seiner Hilfe bedürftig zu sein glaubten. Soldatenmütter, die ihn nach ihren Söhnen fragten, Dorfrichter, die ihm die Wünsche ihrer Gemeinden vortrugen.

Auch Ferdinand Trauttmann, den Altrichter von Rosenthal, der seinem Auftrag gemäß mit den Vertretern zweier Nachbargemeinden zum Kaiser gereist war, empfing Joseph an diesem Tage. Die Schwaben vom oberen Maroschufer vertraten sie. Und sie hatten die Schrift in Händen, die sie gemeinschaftlich ausarbeiteten in Rosenthal; jene Anklage wider den Großhändler Markovics und den Türkenmüller. Der Kaiser warf nur einen Blick in die Schrift und wußte, was er in Händen hielt. Der böse Name, der immer und immer wieder genannt wurde, dem er auch in den Akten des Hofkriegsrates und der Hofkammer begegnete, der ihm verhaßt war seit Jahren, weil er in den Geschäften seines erhabenen Vaters schon eine solche Rolle spielte: hier war er wieder, und

diese Anklage begegnete sich mit dem Schlimmsten, was über den Mann bisher zu ihm gedrungen war. Freundlich hörte er den Alten und seine Begleiter an. Dann sagte er: „Liebe Leute, seid unverzagt und kommt in acht Tagen wieder. Ich will euere Sache einstweilen untersuchen.“ Dem Sekretär Dr. Weißkirch aber trug er auf, den Markovics aus Arad herbeizuschaffen.

Unter den Audienzwerbern waren auch die Wirte aus Temeschwar. Aus der Stadt und aus den Vorstädten. Und sie waren sich dessen bewußt, ganz entgegengesetzte Wünsche zu hegen. Und so zankten sie beinahe um den Vortritt. Die aus den Vorstädten waren früher aufgestanden als die „Innerstädter“. Es nützte ihnen aber nicht, denn der Herr Adjutant entschied, daß diese den Vortritt beim Kaiser haben sollten. Frau Theres, die auch dabei war, hielt sich ganz bescheiden im Hintergrund. Sie war ja nur eine Frau.

Der Kaiser trat unter die feisten Gestalten und fragte nach ihren Wünschen.

„Das Gelübde, Majestät! Das Pestgelübde!“ stotterte der zittrige alte Wirt vom „Trompeter“, den sie, weil er der Älteste war, zum Sprecher wählten.

„Ich habe schon in Wien davon gehört. Was ist es damit?“

„Bitt’ schön, seit dreißig Jahren, seitdem die Pest hier war, haben die Wirte in der Festung Temeschwar kein Sonntagsgeschäft. Der damalige Magistrat hat sich auf unsere Kosten verlobt, jeden Sonntag eine Prozession zur heiligen Rosalia zu machen, wenn die Pest aufhört,

und alle Wirtsgeschäfte geschlossen zu halten. Niemand will uns das alte Gelübde aufheben. Fußfällig bitten wir Euere Majestät, befreien Sie uns von dieser Pein. All unsere Gäste gehen am Sonntag in die Vorstädte, wo das Gelübde nicht gilt."

„Da käm' ich in schöne Geschichten mit dem Herrn Bischof!" sagte der Kaiser. „Wenn der jeden Sonntag seine Prozession haben will, wird er schon wissen, daß die Temeschwarer das nötig haben. Es soll recht sündhaft zugehen da bei euch. Und was wäre es denn, wenn eines Tages die Pest wieder käme? Da hätte ich die Verantwortung."

„Euere Majestät, halten zu Gnaden," sagte Frau Theres, die fühlte, daß alles verloren war, „darf auch eine Frau reden?"

„Wenn sie eine Wirtin ist, darf sie hier auch reden," erwiderte der Kaiser lächelnd.

„Die bin ich. Euere Majestät sind bei mir in der Kost."

„Ah, die Wirtin von den „Sieben Kurfürsten"? Freut mich. Bin sehr zufrieden. Also was haben Sie zu sagen?"

„Majestät, ich hab' die Pest selber mitgemacht. Auch mein Mann ist an ihr gestorben. Man hat die Wirtshäuser damals geschlossen, damit nicht einer vom anderen krank wird, aber man hat die Prozessionen abgehalten, wo hundertmal mehr Menschen beisammen waren als in den Gasthäusern. Bis die Dokters protestiert haben, weil auch bei den Prozessionen einer vom andern das Fieber kriegte. Seit langen Jahren hält man die Prozession nicht mehr jeden Sonntag, man hält sie nur immer am

16. Mai. Einmal im Jahre, gnädigster Kaiser! Das Gelübde mit den Gasthäusern aber ist für alle Sonntage geblieben. Ist das recht und billig? Entscheiden Euere Majestät!"

„So also ist das!" rief der Kaiser. „Die Prozession ist aufgelassen, das Gelübde aber geblieben? Ich anerkenne, daß dies unvernünftig ist. Sie haben recht, das Gelübde muß aufgehoben werden. Öffnen Sie am nächsten Sonntag ruhig Ihre Gasthäuser."

Dankerfüllt, freudestrahlend verließen die Stadtwirte den Saal. Und sie bedankten sich noch bei der Frau Theres. Sie hatte ihre Sache gerettet.

Nun kamen die Wirte aus der Vorstadt Fabrik, aus der Mehala und den Meierhöfen an die Reihe. Mit Verdruß hatten sie die triumphierenden Mienen ihrer Genossen aus der Stadt bemerkt...

„Was sind Ihre Wünsche?" fragte der Kaiser. „Ich höre, Sie sind die Wirte aus den Vorstädten?"

„Ja, Euere Majestät," sprach der rothaarige dicke Wirt vom „Weißen Rössel". „Wir hätten zwei untertänige Bitten..." Der Kaiser nickte und der Sprecher fuhr fort:

„Schon um neun Uhr abends werden die Festungstore geschlossen... Auch am Sonntag, wo wir so viele hundert Gäste aus der Stadt bei uns haben. Die Leute müssen am hellen Tag aufbrechen, sonst finden sie keinen Einlaß mehr. Der Herr Festungskommandant schlägt unsere Bitte, die Tore am Sonntag erst um 11 Uhr zu schließen, seit Jahren ab. Nur die Gnade Eurer Majestät kann uns helfen."

„Liebe Leute, lassen Sie das gut sein. Die Festungen sind nicht wegen der Wirtshäuser da. Auch ich gehe immer um neun Uhr schlafen. Das ist sehr gesund. Was ist Ihre zweite Bitte?“

„Euere Majestät,“ sprach der Mann vom „Weißen Rössel“ gehobenen Tones. „Es gibt in der inneren Stadt und Festung ein ehrwürdiges frommes Gelübde aus früheren Zeiten —“

„Bitte, reden Sie von den Vorstädten,“ warf der Kaiser ein, „nicht von der inneren Stadt.“

Der Redner schwieg verblüfft, hilfesuchend blickte er seine Genossen an. Da griff rasch der Wirt von den „Heiligen drei Königen“ ein und sagte: „Euere Majestät, wir bitten, erhalten Sie das heilige Gelübde! Gott könnte uns strafen und wieder eine Heimsuchung schicken wie die Pest.“

„Sind Sie so fromm in der Vorstadt Fabrik?“ fragte der Kaiser voll Spott. „Ja?“

„Es ist keiner unter uns, Majestät, der nicht ein guter Christ wäre,“ antwortete der Wirt vom „Weißen Rössel“, der sich wieder gefaßt hatte.

„Das ist mir sehr lieb,“ sprach der Kaiser. „Da rate ich Ihnen als guter Christ, der auch ich bin, tauschen Sie jetzt einmal mit den Wirten aus der inneren Stadt. Schließen jetzt Sie einmal durch dreißig Jahre an allen Sonntagen Ihre Gasthäuser und lassen Sie denen in der Stadt das Geschäft.“

„Schließen? Schließen? Wir?“ riefen die Wirte be-

troffen durcheinander. „Machen Euere Majestät uns nicht unglücklich!“

„Sie wollen nicht? Nun, es wird auch nicht nötig sein. Behalten Sie offen! Aber da Sie künftig viel weniger Stadtgäste haben werden an den Sonntagen, so ist ja die Sache mit den Festungstoren auch nicht mehr so wichtig. Nicht wahr?“

„Nein! Nein!“ sagten die Wirte erleichtert und gingen. Halb waren sie beschämt, halb beglückt, daß sie doch die Sonntage behalten durften. Sie hatten schon im Ernst gefürchtet... Und auf dem Heimweg lachten sie über den schalkhaften Kaiser.

Müde zog sich Joseph, nachdem er fünf Stunden hindurch Audienzen erteilt hatte, zurück. In hundert verschiedenartigen Fällen mußte er sich ein Urteil bilden, mußte ein erlösendes Wort sprechen, Trost spenden, Hilfe zusagen. Aber die Aufgabe, die er sich gestellt, war lehrreich und lohnend. Er lernte das Volk kennen und die noch unfertigen, in Gährung begriffenen Verhältnisse, in denen die Siedler lebten. Tausend Widerwärtigkeiten und Hemmungen gab es überall; die da und dort länger seßhaften Walachen und Serben wollten nicht beiseite rücken; es setzte Zwistigkeiten, und das Volk bedurfte eines gütigen Beraters, eines väterlichen Freundes. Wo war der?

Joseph ruhte ein wenig und überlegte die Ergebnisse des Tages. Dann schrieb er Briefe nach Wien, berichtete der Mutter und sprach sich in bitteren Worten aus über so manches, was er gesehen und was ihn noch erwartete.

Hierauf las er die Bitt- und Klageschrift der Bauern vom oberen Maroschufer. Er durchblätterte auch die Denkschrift des Hofkammerrates Gottmann, die er stets bei sich hatte, noch einmal... Und endlich ließ er den Präsidenten benachrichtigen, daß er ihn empfangen wolle.

Der Graf ließ nicht auf sich warten. Mit der ganzen Grandezza eines hohen Würdenträgers trat er im spanischen Hofkleid an. Seine Degenscheide war von Gold, die Ringe an seinen Fingern blitzten, und seine tadellose Perücke hätte selbst neben der des Fürsten Kaunitz bestehen können. Der Kaiser sah neben ihm aus wie ein bescheidener Unterleutnant. Er nahm die tiefe Verbeugung des Grafen, die in keinem geringen Gegensatze zu dessen Selbstgefälligkeit stand, mit ironischer Miene entgegen und blickte ihm fest in die unruhigen, schuldbewußten kleinen Augen.

„Herr Präsident, ich wundere mich, daß Sie wieder heimgefunden haben auf Ihren Posten," sagte der Kaiser kalt.

„Euere Majestät mögen mir gnädigst verzeihen. Ich war in Wien und habe nichts vernommen von der heimlichen Reise. Ich war so wenig gefaßt auf eine solche Überraschung..."

„Wer seine Pflichten kennt, für den gibt es keine Überraschungen. Der Präsident einer Provinz muß seinen Schwerpunkt in dem Lande haben, das ihm anvertraut wurde. Sie scheinen ihn anderswo zu haben."

„Gnade, Majestät. Man ist auch Gatte und Familien-

vater. Die Gesundheitsverhältnisse hier haben meine Gemahlin vertrieben. Sie geht mir nicht mehr nach Temeschwar. Sie duldet nicht, daß unsere Kinder herkommen," sprudelte der Graf rasch hervor.

„Seit wann herrscht dieser Zustand?"

„Seit fünf Jahren bin ich bald dort, bald hier. Mein Amt ist mir hart genug geworden, Euer Majestät."

„Ich werde Sie dieser Last entbinden. Sie hätten längst verzichten müssen."

„Majes......"

„Wer sein eigenes Haus nicht regieren kann, der kann auch keine Provinz regieren!" sprach der Kaiser fest und bestimmt.

Eine dunkle Röte stieg dem Grafen bis in die weißgepuderte Perücke empor. Sein Herrengefühl bäumte sich auf gegen diesen Ton, und er sagte:

„Euer Majestät, ich habe naturgemäß auch andere Gründe für meine Rechtfertigung. Und sie wiegen schwer."

„Diese will ich hören. Nehmen Sie Platz, Exzellenz, und sagen Sie mir alles, was Sie wissen."

Der Kaiser setzte sich an den bescheidenen Schreibtisch, den er aus einer der Kanzleien in den Salon hatte schaffen lassen, und wies dem Präsidenten mit einem Wink seiner Rechten einen Fauteuil an. Dann sagte er:

„Ehevor, Herr Präsident, eine kleine, aber dringende Beschwerde des Magistrats. Die Stadt Temeschwar braucht einen Buchdrucker. Es hatte sich einer aus Hermannstadt gemeldet, und Sie haben ihm die Befugnis

verweigert. Weshalb? Ich stoße nicht gern Entscheidungen von Landespräsidenten um."

„Majestät, der Mann kommt aus einer ganz lutherischen Stadt..."

„Er ist katholisch."

„Sagt er, Euer Majestät. Aber wenn jemand zwanzig Jahre unter Lutheranern gelebt hat... Die Glaubenseinheit des Banats ist ein allerhöchster Befehl..."

Der Kaiser erhob sich und ging rasch an die Nebentür, öffnete sie und sprach: „Hauer — die Druckerei wird bewilligt!"

Dann kehrte er zurück. „Behalten Sie Platz und beginnen Sie," sagte er trocken.

„Euer Majestät, ich bin ein wenig aus der Contenance und weiß nicht, ob ich... Meine Meriten um das Land sind an allerhöchster Stelle oft in komplementuöser Weise anerkannt worden..."

„Ich weiß, daß mein höchstseliger Vater Sie schätzte, Herr Präsident, und will es nicht vergessen."

„Ja? Das erleichtert mir das Herz. Und ich will ohne Scheu sprechen... Nur die Ehrfurcht vor Ihro Majestät der Kaiserin, die diese Provinz liebt und an deren Zukunft glaubt wie an ein Sakrament, hat mich hier festgehalten. Sie hat mich auch abgehalten, manches zu sagen. Da Euere Majestät nun ebenfalls dero Interesse diesem Lande zuwenden, möchte ich doch aussprechen, daß es diese Liebe nicht lohnen wird."

„Wie?"

„Es zu behaupten, ist militärisch wichtig. Aber sonst?

Meine Visitationen haben mich immer mit Grausen erfüllt. Das Andenken des Grafen Mercy in Ehren! Er hat Phantasien verwirklichen wollen. Es ist aber nichts gelungen!"

„Meinen Sie? Sie setzen mich in Erstaunen!"

„Das Meiste ist zugrunde gegangen. Was noch besteht, muß folgen. Die Spanier sind fort. Die italienischen Reisbauern und Seidenzüchter sind fort. Die Walachen sind ein faules, wildes, bedürfnisloses Volk und zu nichts zu brauchen. Die Serben gleichen ihnen, leben mit den Schweinen in einem Raume. Nur in der Militärgrenze, nur mit dem Stock sind die beiden Völker zu erziehen!"

„Und die Deutschen, Herr Präsident?"

„Laufen da und dort auch schon davon. Es kommen ja beständig neue Einwanderer, aber das Land ist ihr Grab. Zwischen Marosch, Theiß und Donau gelegen, zum großen Teil Tiefland, zur Hälfte versumpft, — ich fürchte sehr, es wird ihm nicht aufzuhelfen sein."

„Und mit solchen Gesinnungen blieben Sie hier Präsident? Das sagten Sie der Kaiserin nicht?"

„Ich schonte dero landesmütterliches Herz und arbeitete in ihrem Dienst..."

„Ach, Sie arbeiteten! Was denn, bitte?"

Der Graf überhörte den Spott und fuhr fort:

„Ich gründete mit dem Großhändler Markovics eine Handelsgesellschaft. Man muß hier mit Armeniern und Griechen arbeiten, nur sie verstehen den Handel, alle anderen sind unbrauchbar. Die höchstselige Majestät war uns gnädig gesinnt, aber die Regierung verweigerte

alles. Sie hatte nur Geld für die Kolonisierung, nicht für die Verwertung der erzeugten Rohprodukte. Da ließ ich die Geschichte sein. Mit Bauern allein kann man kein Neuland kultivieren. Namentlich wenn diese Bauern keine Arbeiter finden, keine Helfer. Ich habe ihnen die Wiener Schüblinge zugeführt zur Zwangsarbeit, aber man war empfindlich beim Magistrat und wollte kein Gesindel im Lande. Also ließ ich auch das sein. Die Bauern blieben ohne Arbeiter, und so wie die Fabriken des Grafen Mercy ist auch unsere Handelsgesellschaft zugrunde gegangen."

„Nur einer blieb obenauf — der Großhändler Markovics!" rief der Kaiser. „Er und seine Spießgesellen gedeihen!"

„Ja," erwiderte der Präsident etwas betroffen von dem Hohn, „diese Leute verstehen ihr Geschäft."

„Warum verstanden Sie das Ihre nicht, Herr Präsident?" sprach der Kaiser scharf, indem er sich erhob. „Ich sehe, man hat hier bloß einen repräsentativen großen Herrn als Präsidenten hergesetzt; dieses Land braucht aber einen Arbeiter, einen tüchtigen Beamten. Sie haben die Werke des Grafen Mercy zugrunde gehen lassen, weil Sie kein Verständnis dafür hatten. Er wollte die Rohprodukte hier im Lande verarbeiten, Sie aber ließen sich von Händlern bereden, sie auszuführen. Darüber versäumten Sie Ihre nächsten Pflichten, Walachen und Serben zur Arbeit zu erziehen, nicht aber Gesindel einzuschleppen; hier galt es, das einmal Geschaffene zu erhalten. Erhalten und behaupten, was man hat! Das war die Aufgabe.

Sie sprechen von der Versumpfung des Landes und haben, anstatt neue Kanäle vorzuschlagen, den einzigen, den Ihnen Graf Mercy gebaut hat, halb versanden lassen. Damit haben Sie die Versumpfung gefördert und dem Lande den schiffbaren Weg zu den großen Wasserstraßen versperrt. Damit haben Sie die Bauern rettungslos dem Händlertum ausgeliefert mit all ihren Erzeugnissen. Sind Sie sich dessen gar nicht bewußt, Herr Präsident? In diesem Lande sitzen heute schon mehr als vierzigtausend deutsche Bauern, was Sie gar nicht genau zu wissen scheinen, die Getreide erzeugen und andere Früchte, aber sie ersticken im Überfluß. In Böhmen droht eine Hungersnot, und hier wird das Getreide in die Marosch geschüttet, weil die Administration versagt und ihre Pflicht nicht erfüllt. Der Appell der armen Bauern findet einen tauben Präsidenten oder einen abwesenden. Die Wucherer triumphieren jenseits der Banater Grenze. Herr Präsident, ich habe in diesen zehn Tagen mehr vom Lande gesehen und seine wahre Not besser kennen gelernt, als Sie in zehn Jahren. Anstatt für das Land und meine Bauern, haben Euere Exzellenz hier für die Händler gearbeitet, haben unlautere Elemente dem Kaiser empfohlen zu Lieferungen, haben diese Elemente selbst bei der Hofwirtschaft in Wien akkreditiert. Jetzt bewuchern sie das Volk mit dem Nimbus von Hoflieferanten! Ich werde in Wien eine Untersuchungskommission gegen Sie einsetzen lassen und enthebe Sie indessen von einem Amte, das Ihnen offenbar lästig ist und für das Sie so gar keine Eignung besitzen."

Der Graf war zuerst wie gebrochen unter der Wucht dieser Vorwürfe zusammengeknickt. Dann aber richtete er sich auf und hörte steif und kalt die bitteren Worte des Kaisers an. Er kniff den Mund zusammen und schwieg.

„Da Sie mir nichts zu sagen haben, Herr Graf," sprach der Kaiser nach einer Pause, in der er auf eine Entgegnung gewartet hatte, „können Sie sogleich wieder nach Wien reisen; ich halte Sie nicht zurück!"

Er nickte, wandte ihm den Rücken und ging in das Zimmer der Sekretäre.

Der junge Volkskaiser.

Seit Tagen war der Kaiser fort. Nachdem er auf seiner Fahrt nach Groß-Becskerek die Serben in ihrem ganzen Urzustand kennen gelernt hatte, wünschte er endlich auch die Walachen, über die man so viel Übles verbreitete, kennen zu lernen. Und ein Ausflug nach den Bergwerken im Osten der Provinz wurde damit verbunden. Sein Adjutant und der Kammerdiener begleiteten ihn; auch ein Rat der Landesadministration und ein Dolmetsch wurden mitgenommen. Als solcher fand sich ein junger walachischer Pope, der auf der lateinischen Schule der Jesuiten in Temeschwar ein wenig deutsch gelernt hatte. Er war zu Tode erschrocken, als ihm der Rat von der Administration den Antrag machte. Wie? Er sollte würdig befunden werden zu solch einer Aufgabe? Mit dem mächtigen Kaiser sollte er, just er, fahren dürfen? Er wagte es nicht, er dankte vielmals. Das Wort würde

ihm versagen. Erst als der Rat ihm vorstellte, wie wichtig das für sein ganzes Volk sein könne, fand er sich bereit. In orientalischer Verzückung warf er sich auf die Knie, als er dem Kaiser vorgestellt wurde; Tränen hatte er in den Augen. Die schlichte Güte des Kaisers beruhigte ihn und gab ihm die Fassung wieder. Und jetzt saß er im Reisewagen des Rates... Der Adjutant, der Rat und der Kammerdiener hatten scharf geladene Pistolen und viel Munition bei sich; der junge Priester aber, der diese Ausrüstung bemerkte, lächelte nur darüber. Aber es war etwas Wehmütiges um dieses Lächeln. Eine solche Meinung hatte man von seinem armen Volke in der Umgebung des Kaisers? Man konnte glauben, daß ein Rumunj sich an der geheiligten Person vergreife? Er bekreuzte sich vor dem bloßen Gedanken.

Sie fuhren durch deutsche Siedlungen. So jung diese zu sein schienen, überragte die meisten doch schon ein Kirchturm. Die Dörfer waren in breiten Straßen gleichmäßig angelegt; vor jedem Hause, das seine zweifenstrige Schmalseite mit dem Spitzgiebel nach außen wendete, standen junge Maulbeerbäume; die eingezäunten Höfe mit den verriegelten Toren boten ein Bild der Geschlossenheit und Festigkeit. Die Wände der strohgedeckten Häuser leuchteten in weißem Kalkanstrich; vor den Fenstern gab es Blumen, und alte Mütterchen, die sich auf den Hausschwellen sonnten, hüteten die zahlreichen Kinder. Quer über so manchen Hof dehnte sich rückwärts schon eine Scheuer mit dem Pferdestall; Schweine hörte man grunzen und Hennen gackerten überall. Leer waren die

Dörfer, nur da und dort hörte man einen Schmied den Hammer schwingen; voller gebückter Menschen aber waren die Felder ringsum. Sie hoben wohl die Köpfe und schauten aus nach den Herrschaftswagen, die da vorbeifuhren, aber viel Zeit hatten sie nicht für müßige Neugierde. Da bauten sie Kartoffeln und Kukuruz an, dort säuberten sie das junge Getreide von dem Unkraut, das so überreich gedieh und sich nicht wollte ausrotten lassen, obwohl man es doch in jedem Frühling mit den Wurzeln ausriß, ehe es Samen bilden konnte. Es wahrte seine älteren Rechte auf diesem Boden mit all der geheimnisvollen Zähigkeit, die dem Unkraut und den Weltübeln eigen. Ihr Same fährt mit der Windsbraut über die Erde und findet überall seinen Nährboden.

Der Kaiser störte niemanden. Er erquickte sich an dem freundlichen Bilde und fuhr seine Straße weiter. Die brauchten ihn nicht; die bauten sich ihre Welt selber auf in dem fremden Lande und schufen ihren Kindern eine Heimat. In der Mittagssonne lagerten friedlich ihre Kühe und Pferde auf der Hutweide draußen, die durch den hohen Brunnenschwengel kenntlich war. Und die Hirten schöpften Wasser in die Tröge für die Tiere. Mit langen Peitschen waren sie bewaffnet, und Schäferhunde liefen ihnen als Helfer zur Seite, denn es gab in jeder Herde genäschige Durchgänger, die es nach den Saaten gelüstete. Da mußte strenge Zucht geführt werden. Dem Kaiser gefielen die malerischen Hirtengestalten, aber sie setzten ihn auch in Verwunderung. Das waren doch keine Deutschen? Nein, sagte der Pope, es seien den

Deutschen dienende Walachen. Die Schwabatz hätten keine Geduld für das Hirtenleben. Die seien zu fleißig...

Man kam durch walachische Dörfer. Dem Kaiser fiel sogleich auf, wie belebt die waren, und wie leer die Felder. Und der Rat machte aufmerksam, wie sie Kartoffeln anbauten. Mit einem Stock bohrten sie ein Loch in die Erde und legten eine Kartoffel in das Loch... Nur mit Hemden bekleidet, die bunten Katrinczen*) vorgebunden, die schwarzen Haare gefettet, standen die Frauen barfuß vor den windschiefen Häusern in den Dorfgassen und klatschten mit den Nachbarinnen. Auf der Straße wuchs Gras. Kinder, Ziegen und junge Schweine tummelten sich umher; die Hütten waren planlos hingestellt, kein Zaun friedete ihre Umwelt ein, und man hätte schwer entscheiden können, was zu diesem, was zu jenem Haus gehörte. Der Kaiser war ausgestiegen und ging zu Fuß durch das Dorf, den jungen Popen an der Seite. Er wollte nicht genannt sein. Aber er fragte viel. Alles starrte vor Schmutz und Unkultur, aber die hübschen Weiber schienen geschminkt zu sein... Aus was die Hütten gebaut wären? Aus Holzpfosten, die Wände aus Weidengeflecht mit Lehm beworfen. Warum nicht aus Lehmziegeln? Die zu machen, lerne man jetzt erst von den Deutschen. Was die Stange mit dem weißen Tuch an jenem Haus bedeute? Der Pope blickte hin und sagte, dort sei ein junges Mädchen gestorben. Wie? Weiß sei die Trauerfarbe? Weiß für die Ledigen, rot für die

---

*) Selbstgewirkte und mit orientalischen Mustern bestickte Schürzen.

Verheirateten, sagte der Dolmetsch. Kein Rumunj trage jemals etwas Schwarzes an sich. Der Kaiser wünschte die Tote zu sehen. Rasch fragte der Pope die Leute, woran das Mädchen gestorben wäre. „Am Fieber,“ hieß es.

In einem lichten, ungestrichenen Brettersarg lag die Tote blaß und hell, das Gesicht durchsichtig wie aus Wachs im Rahmen ihrer reichen dunklen Haare.

Der Pope hatte schon, als er die Leute fragte, den Hut vom Kopf gerissen, denn sie waren alle barhaupt und bewiesen dadurch, daß sie zu den Trauernden gehörten. Den Adjutanten bat der Pope, den Hut abzunehmen, an den Kaiser wagte er die Bitte nicht. Aber dieser entblößte von selbst das Haupt, als er die Schwelle der Hütte betrat und den Sarg erblickte. Der Pope atmete auf, denn es hätte die Leute schwer gekränkt, wenn man bedeckten Hauptes in die Nähe der Toten gekommen wäre. Sie bedeckten ihre Häupter sechs Wochen nicht, wenn ihnen jemand starb.

Stumm stand der Kaiser vor der unbekannten jungen Toten. Der edle Schnitt ihres Gesichtes überraschte ihn ebenso wie die schlanken, schönen Hände. An den Frauen auf der Straße, die ihre Augen nach ihm rollten, hatte er die antike Rasse nicht so sehr erkannt wie an dieser Toten. Es war also doch etwas an der Sage, daß dieses Volk noch ein Splitter wäre vom römischen Dacien des Trajan? Als er den jungen Popen gefragt hatte, warum er sich Rumunj nenne, erhielt er zur Antwort, daß sich alle Walachen so nennen. Sie seien Romäer. Freilich

wisse das Volk nicht, was das wäre... Nun, das Mädchen im Sarg war eine Römerin... Der Kaiser fragte leise, weshalb man dem Kinde einen Stock in den Sarg gelegt habe. Und was sie in der geschlossenen Linken halte? Den Stock brauche sie, um über den Jordan zu wandern. Den Kreuzer, den sie so fest in der Linken halte, müsse sie dem Pförtner des Himmels geben, dem heiligen Petrus, sonst lasse er sie nicht ein. Das gefaltete Linnen aber, das unter ihrem Kopfe liege, benötige sie, um sich am Jüngsten Tage zu bekleiden...

Der Hausvater, ein alter Mann von hohem Wuchs und mit zottiger Mähne, trat herzu und blickte starr nach dem Fremden. Der Kaiser ließ ihn fragen, ob er noch andere Kinder habe. Sechs Söhne und zwei Töchter, die Tote sei sein Jüngstes gewesen. Und was seine Söhne täten, womit sie sich beschäftigten, fragte der Kaiser, während er in den Hof hinaus trat. Der Älteste, der schon erwachsene Kinder habe, sagte der Walache, sei Hirte bei den Schwaben. Drei haben die Werber eingefangen zu den Soldaten. Gefangen, wie man Hunde fängt. Die anderen zwei aber seien in die Waldberge geflüchtet und halten sich dort verborgen. Die werde man, beim Domne Zeu, nicht auch noch einfangen. Lieber sollen sie Räuber werden als Soldaten des Kaisers.

Als der Pope ein wenig zu zögern schien mit der Übersetzung, blickte ihn der Kaiser so streng und befehlend an, daß er stotternd alles verdolmetschte.

Der Kaiser ließ dem Mann sagen, daß er und seine Söhne unrecht täten; es gäbe für sie nichts Besseres als

Soldaten des Kaisers zu werden und etwas zu lernen... Dann wollte der Kaiser wissen, wovon man lebe. Wovon? Von Mamaliga, von Kukurutzbrot, von Schweinefleisch und Ziegenmilch. Was Gott eben gebe. So viel man brauche, wachse jedes Jahr. Wer mehr baue, als er brauche, versuche Gott. Gott sei gütig.

Der Kaiser ging nachdenklich voran. Dann winkte er den Popen an seine Seite in den Wagen. Was er da gesehen und erfahren hatte, habe ihn sehr betrübt. Das sei wohl der allgemeine Kulturzustand der Walachen? Der junge Priester konnte es nicht leugnen. Wo sein Volk auf Herrengütern sitze, sei es in Sklaverei; wo es frei sei, arbeite es nichts. Niemand habe es ja dazu angehalten. Es sei arm, es habe keine Kirchen, von Schulen wisse es nichts, es lebe im Urzustand, aber sittlich. Und bösartig wäre es gewiß nicht. Vielleicht werde das Beispiel der Schwaben nützlich sein, vielleicht werden diese Nachbarn es erwecken.

„Das hoffe ich! Man wird die Walachen mehr besteuern, dann werden sie arbeiten lernen," sagte der Kaiser.

Und es war ihm in den Totenbräuchen und in den Reden des Alten manches aufgefallen. „Was seid ihr für Christen?" fragte er. „Euere Majestät, der größere Teil von uns gehört zur griechisch-orientalischen Kirche, der kleinere ist uniert mit Rom und sieht im Papst sein geistliches Oberhaupt auf Erden. Aber es steckt auch noch Heidentum in uns aus uralten Zeiten... Der Weg über den Jordan, den unsere Toten nehmen, das ist die Fahrt

über den Acheron, und der Kreuzer für den Petrus, das ist der Obolus für den Fährmann Charon.

„Ich habe es wohl bemerkt,“ erwiderte der Kaiser. „Aber was war das für eine Beteuerung des Alten, als er von seinen geflüchteten Söhnen sprach?“

„Euere Majestät, er schwur beim Domne Zeu, und das ist die höchste Beteuerung, die der Rumunj kennt. Wir übersetzen es „Beim Herrn Gott“, aber es heißt anders, es ist ganz heidnisch.

„Beim Herrn Zeus?“ fragte erstaunt der Kaiser.

„So ist es, Euere christliche Majestät. Lassen Sie es mein armes Volk nicht entgelten! Mehr als zwei Jahrtausende liegen hinter diesem Wort.“

„Mein Herr Pope,“ sagte der Kaiser, „diese Vergangenheit macht mir Ihr Volk interessanter, als Sie glauben. Seine heutige Verkommenheit hat für mich etwas Ergreifendes. Sollte es denn aus ihr nicht wieder herauszuführen sein? Ich kann nur Völker in meinem Staat brauchen, die für die Gegenwart leben, die eine Zukunft haben. Widmen Sie Ihr Leben dieser Aufgabe. Ich will Ihnen Zeit lassen, und wenn ich wieder einmal in das Banat komme, erwarte ich Ihre Vorschläge. Jede Hilfe, die ich leisten kann, will ich leisten.“

„Eurer Majestät Gnade ist grenzenlos,“ erwiderte der Pope. „Ich bitte um einen kleinen Posten bei der Administration in Temeschwar und will studieren und arbeiten für mein Volk. Unsere Kultusangelegenheiten werden dort nicht verwaltet; wir sind so wie in Hungarn

verachtet und verstoßen auch im Banat. Unsere meisten Popen sind Analphabeten."

„Ist das möglich? Nun, ich werde Ihnen einen Wirkungskreis geben. Wie ist Ihr Name?"

„Trajan Angelescu, Majestät."

„Ihr Volk braucht Priester und Lehrer, wenn es sich wieder erheben soll. Nur Aufklärung und Erziehung kann da helfen. Wenn ich wieder in das Banat komme, werden Sie mir berichten!"

Der Kaiser schloß dieses Gespräch. Er wollte jetzt den Rat an seiner Seite haben, denn man kam in die Berge.

* * *

Das hatten die Wirte von Temeschwar, die der Vorstädte mit inbegriffen, noch nicht erlebt. Eine kleine Völkerwanderung war über sie und ihre Wirtschaften hereingebrochen; sie wußten nicht ein und nicht aus mit den vielen Gästen, den Fuhrwerken und Pferden, die sie zu versorgen hatten. Was Torsperre! Was Pestgelübde! Wenn immer ein Kaiser da wäre, würde man in einem Jahr reich, auch wenn die Woche nur sechs Tage hätte.

Ein ungeheueres, stetig wachsendes Aufsehen machte diese Reise des deutschen Kaisers, des Mitregenten der Königin von Hungarn und Böheim und aller österreichischen Erbländer. Und während Joseph auf seinem Ausflug nach dem gebirgigen Osten verweilte, versammelten sich immer mehr Neugierige und Bedrückte in Temeschwar; auf Bauernwagen und in Herrschaftskutschen,

mit Eselwägelchen und Ochsengespannen kamen sie daher, und die Torwache mußte endlich den Zuzug sperren und die Gefährte in die Vorstädte verweisen, denn es war nirgends mehr Platz in der Festung. Aus dem ganzen Banat und der Batschka, aus der Militärgrenze und aus der „Schwäbischen Türkei“, ja aus den fernsten Komitaten Ungarns waren Schwaben herbeigekommen, um ihren neuen Kaiser zu sehen. Aus Ofen und Pest kamen Deputationen, um den Kaiser zu bitten, er möge auf der Rückreise auch bei ihnen verweilen und ein wenig Ordnung schaffen; aus Siebenbürgen gab es Gäste, die dasselbe wünschten. Und alle im Lande ansässigen Völker waren vertreten; es ging zu wie beim Turmbau zu Babel.

Mit glücklichem Erstaunen hatte man im Volke vernommen, wie der Kaiser mit dem Vizegespan von Ketschkemet geredet, wie er den Landespräsidenten des Banats abgesetzt, wie leutselig er mit den Armen sprach und jedem zu seinem Rechte verhalf. Es war, als wäre ein neuer Heiland erstanden, die Drangsale der Mühseligen und Beladenen zu mildern und die Pharisäer und Händler aus den Tempeln zu jagen. Und mitten hinein in diese Volksbewegung schoben sich Tag für Tag neue Zuzüge von deutschen Einwanderern, die von der ständigen Besiedlungskommission, die im Erdgeschoß des Präsidentschaftsgebäudes ihren Sitz hatte, empfangen, mit Zuweisungsurkunden versehen und weiterbefördert wurden. Bis in diese Räume langte der Arm des Hofkammerrates von Gottmann; alle, die seine Wiener Kom-

mission mit Reisedokumenten versah, waren hier der besten Aufnahme sicher. Sie wurden auf leere Hausstellen in schon bestehende Gemeinden gesetzt oder in neu zu erbauenden Dörfern angesiedelt. Für die Wartezeit aber hatten sie Anspruch auf Unterstützung. Zweifelhaft blieb immer nur die Lage derer, die sich auf privaten Herrschaftsgütern ansiedeln ließen und den Versprechungen trauten, die Agenten ihnen machten. Aber auch aus nahen hungarischen Komitaten und selbst aus Slawonien kamen herrschaftliche Werber herbei und verlockten oft die Ungeduldigen, denen die Wartezeit zu lange wurde. Auch der Markovics aus Arad, dem das Ärario an Zahlungsstatt für geliefertes Getreide ein halbes Komitat gegeben hatte, wollte deutsche Siedler, und seine Agenten suchten sie hier. Das war bequemer und billiger. Aber der Bonifazius Stoder war ihnen auf die Fährte gekommen und warnte die kaiserlichen Kommissäre.

Bei den „Sieben Kurfürsten", dem anheimelnden Ziel aller Schwaben aus dem Reich, war für keine Fliege mehr ein leeres Plätzchen zu finden, seitdem der Kaiser im Lande weilte. Die Frau Theres hatte so etwas in vierzig Jahren noch nicht erlebt. Sie strahlte vor Eifer und Vergnügen. Ganz jung fühlte sie sich wieder in dem Trubel. Zwei Töchter und ein Schwiegersohn, der sein Kaufmannsgewerbe aufgab und sich dem Wirtsgeschäft zuwandte, unterstützten sie. Den Gedanken, die „Sieben Kurfürsten" dereinst der Lena als Mitgift zu geben, der Tochter des einzigen Sohnes, der ihr aus der Pestzeit geblieben war, mußte Frau Theres ja fahren lassen. Er,

der dem Vater so ähnlich war, starb früh, und die Lena war verzärtelt und verbildet worden von der Großmutter. Kein Pleß wird die „Sieben Kurfürsten" einst weiterführen. Das war nicht zu ändern, und die Frau Theres machte sich auch keine Gedanken mehr darüber. Sie dachte jetzt nur noch an die Mitgift für die Lena. Denn die Kinder wollten ihre Verlobung noch während des Aufenthaltes des Kaisers geschlossen sehen. Nicht in aller Stille in Wien, nein, hier, im Sonnenglanze dieser Tage wollte die eitle Lena ihre Brautschaft kundbar gemacht sehen. Ein Strahl von all dem Licht, das vom Kaiser ausging, fiel ja doch auch auf sie. Rudolf hatte jetzt mehr freie Zeit für sie. Seine Sendung, den Markovics herbeizuschaffen, war geglückt; der wohnte bereits mit seinem Sohne Jancsi beim „Goldenen Hirschen" und wartete auf den Kaiser. Und auch dessen Schwiegersohn, der Türkenmüller, war aus Wien herbeigeeilt, wo er beim Obersten Hofkriegsrat vorsprach und sich bei den neuen Machthabern der Hofkuchel umtat um die fernere Gewogenheit. Der Hofkriegsrat hatte ihm den Rat gegeben, schleunigst heimzureisen ins Banat, zum Kaiser. Über den Sturz des Grafen Perlas, der Temeschwar in aller Heimlichkeit wieder verlassen hatte, waren diese Herren nicht wenig betroffen. Sie fühlten, daß da ein Wind wehe, der schwer in ihre Segel zu bekommen sein wird.

Was kümmerte sich Lena um all diese Vorfälle? Sie hatte, solange der Kaiser abwesend war, ihren Rudolf fast ganz für sich, und auch die Beaufsichtigung ihres Beisammenseins hörte auf in dem großen Getriebe.

Die schönen Maitage lockten zu Ausflügen nach dem Jagdwald und dem „Pumperwäldchen“, wo die Schießstätte der Bürgerwehr sich befand, und man lernte sich erst jetzt so recht kennen. Die Schönheit ihrer verlästerten Heimat wollte Lena dem Freunde zeigen, denn sie liebte diese weiten, sonnbeglänzten Fluren, diese blühenden Felder rings um die strenge Festung. Und ihr Auge erfreute sich an jedem Markttag beim Anblick all der bunten Trachten, die sich in diesem Landschaftsbild entfalteten. Neben den vielfältigen und zum Teil so ernsten Trachten der deutschen Männer und Frauen flitterten die Serbinnen und Walachinnen einher, die Bulgarinnen aus Vinga, und auch die lothringischen Französinnen aus Charleville, Solteur und St. Hubert waren in diesen Tagen neben den elsässischen deutschen Mädchen und Frauen in der Stadt zu sehen. Im Winter aber gab es Bürgerbälle, die auch die Offiziere gerne besuchten, und die Komödianten vom Kärntnertor-Theater in Wien spielten ab und zu auch in Temeschwar. Was wollte man mehr? War diese Stadt nicht so interessant wie irgendeine? Rudolf hatte Verständnis für all diese Reize, sie waren ihm vom Rhein her nicht fremd, doch fand er sie hier ins Orientalische und Exotische gesteigert... Ganz leise hatte ihm der Geheimsekretär des Kaisers, dem er sich anvertraute, nahegelegt, in die Dienste der Landesadministration des Banats zu treten. Der Kaiser würde das gewiß genehmigen und der Hofkammerrat in Wien sich freuen, einen Mann seines Vertrauens im Banat zu haben... Warum nicht? Es gab auch hier eine

Karriere. Und vielleicht war sie noch rascher zu machen als in Wien. Noch hatte er Lena mit keinem Worte von dieser Möglichkeit gesprochen. Er fürchtete, sie mit solchen Plänen zu erfüllen, so lange er selber unschlüssig war. Seine Zukunftsideale lagen einst am Rhein. Dann übersiedelten sie nach Wien. Und jetzt sollten sie neuerlich ihre Ziele wechseln und ihn so weit abführen von der Bahn, die ihm vorgezeichnet war? Er schwieg. Aber es arbeitete heimlich in ihm, und jeder neue schöne Tag an der Seite der Geliebten, die so gerne hier verblieben wäre, brachte ihn dem Entschlusse näher. Lena besaß ein schönes Landhaus in der Vorstadt Mehala, ganz draußen beim Präsidentengarten, in dem einst die Sommerresidenz des türkischen Paschas lag. Und dort hatte sie ihre Kindheit verbracht. Sie bekam auch ein Stadthaus mit beim Siebenbürgertor, und von da war es ein Spaziergang nach den Ämtern im Präsidentschaftsgebäude. Eine enge Welt, aber für Zufriedene, für Glückliche weit genug... Wie wunderlich, daß Frau Theres und daß Lena noch nicht auf denselben Gedanken gekommen waren wie der Herr von Hauer.

* * *

Voll Zuversicht und mit so manchen Erfahrungen bereichert, kam der Kaiser aus dem Osten wieder nach Temeschwar zurück. In diesen schönen, einsamen Banater Bergen gab es ja Silber; da gab es Eisen und Kohle! Und in den Bächen wuschen die Zigeuner Gold. Wer kennt den Reichtum dieses Landes?. Er wird Mineralogen

ins Banat senden, Fachmänner aus dem Bergbauwesen; sie sollen entscheiden, ob es sich lohne, die alten Werke der Römer wieder in Betrieb zu setzen. Er selber, der Kaiser, glaubte wohl, daß es sich lohnen wird.

Auch eine sein Innerstes bewegende Erfahrung brachte er mit von dieser Reise, ein Erlebnis, das eine Beschämung, die er nie mehr vergaß, in ihm weckte. Als sein Reisewagen sich zur Rückfahrt nach Temeschwar in Bewegung setzen wollte — der Kaiser hatte gerade noch die Huldigung des Bischofs von Werschetz entgegengenommen — stürzten drei Kinder, zwei halbwüchsige Knaben und ein Mädchen, sich mit Geschrei vor seine Pferde. „Gnade! Gnade! Gnade!“ riefen sie unaufhörlich und wollten sich lieber zertreten lassen, als den Kaiser fortfahren sehen, ohne daß er sie gehört hätte. Die Menge, die dem abfahrenden Kaiser soeben ihr Vivat! zugerufen hatte, geriet in Aufruhr; einige Leute wollten die Schreier mit Gewalt entfernen, aber der Kaiser stieg aus und ging zu den Kindern. Er hörte sie an... Kaum glaublich war, was er da erfuhr. Aber auch der Rat, den er sich aus der Banater Landesadministration mitgenommen hatte, kannte den Fall. Er bestätigte, was die Kinder erzählten. Es waren einige deutsch-evangelische Bergleute aus der Zips vor Jahren ins Banat gewandert, obwohl dies den Evangelischen verboten war. Und als man dort endlich doch entdeckte, welcher Religion sie angehörten, stellten die Behörden sie vor die Wahl, katholisch oder über die nahe Grenze nach Siebenbürgen abgeschoben zu werden. Sie beharrten bei ihrem Glauben. Da wies man sie aus,

aber ihre Kinder behielt man zurück, die sollten im Lande katholisch erzogen werden. Joseph hielt das für unmöglich. Das sei ein Märchen aus der Zeit der Gegenreformation. Doch der Rat bestätigte es achselzuckend; Graf Perlas habe die Glaubenseinheit des Banats im allerhöchsten Auftrag zu wahren gehabt und er duldete keine andersgläubigen Seelen im Lande. Aber warum schickte man die Leute nicht wieder in die Zips zurück und ließ ihnen die Kinder? Der Rat wußte es nicht... Und da lagen nun drei dieser geraubten Kinder vor dem Wagen des Kaisers. Nur zu ihren Eltern wollten sie wieder. Sonst begehrten sie nichts.

Der Kaiser hob die Zitternden auf und versprach ihnen die Erfüllung ihrer kindlichen Bitte. Dem Rat aber übertrug er die Aufgabe, die Eltern suchen zu lassen. So etwas sollte mit seinem Wissen nicht mehr geschehen...

Ein Berg von Briefen, Akten und Bittgesuchen erwartete den Kaiser in Temeschwar. Briefe der Mutter, ein süßer Erstlingsbrief seiner kleinen Resi, ein Schreiben Mimis und Alberts. Das vielfältige Echo seiner Reise! Ermahnungen und Klagen der Mutter! Sie hatte den Grafen Perlas schon empfangen... Nachsicht und Milde forderte sie für die Männer ihrer Wahl. Joseph werde sich keine Freunde erwerben im Leben, und das machte sie unglücklich... Mehr als jeder andere Mensch bedürfe der Monarch der Freunde, der Mitarbeiter, diese aber hätten das Recht auf Vertrauen. Unbedingtes Vertrauen. So hitzig zu handeln sei unköniglich. Und alle Befürchtungen, die sie an seine Reise geknüpft hatte, schienen sich

erfüllen zu wollen. „Kehre bald zurück,“ schloß sie, „Du bringst mir ja meine Länder in Verwirrung ...“ Er legte den Brief achtungsvoll beiseite und ging an die hundertfältigen Aufgaben, die ihn noch erwarteten, empfing Abordnungen und Einzelpersonen, nahm immer neue Wünsche und Bittgesuche entgegen und wurde nicht müde in seinem persönlichen Verkehr mit dem Volke. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich am Fenster der Menge, die den Domplatz füllte, und mittags wagte er sogar einen Spaziergang nach dem Paradeplatz, wo die Wacheablösung in diesen Maitagen mit Musik stattfand. Sein Adjutant genügte ihm als Schutz vor den andrängenden Massen, und er freute sich sogar seiner Popularität, wenn er ins Gedränge kam. Die Frauen schwärmten ihn an und plünderten alle Wiesen der Umgebung, um ihm die Veilchen zu Füßen zu legen, die im Schatten der Festungswälle noch blühten. Sie hatten erfahren, daß er diese bescheidene Blume liebe.

Zuletzt blieben ein paar ernste Angelegenheiten übrig, die geschlichtet sein wollten. Die vielfachen Wünsche des Magistrats, die Klagen gegen den Markovics und den Türkenmüller, die neuen Aufgaben für die Landesadministration ... Die schlichte Schrift des Bauern vom oberen Maroschufer ging dem Kaiser besonders nahe. Sie enthielt keine leeren Anklagen, sie zeigte zugleich einen Weg, wie man der Lästigen ledig werden könnte. Er hatte namentlich die Hinweise auf die Marktvorgänge und auf den Müller Achmet Endely von den Räten überprüfen lassen und es stimmte alles. Der Altrichter von

Rosental war kein Schwätzer. Und so hatte ihn der Kaiser jetzt ein zweites Mal empfangen und angehört. Lange angehört und seine Freude an dem Manne gehabt.

„Euere gnädigste Majestät, Herr Kaiser," sagte dieser Bauer, „was solle mer in dem Land, wann mer's nit liebe kenna? Schon rede manche davon, m'r müßt' wieder auswandre, weil's kein Schutz git und koin Recht. Andre sage: ‚Baue mer halt nar so viel an, als m'r selber fresse, und lege mer uns uf die faul' Haut wie die Walache. Wer werd far Betrüger schaffe?' Herr Kaiser, der Bauer will a ein' Lohn han far sei' Müh' und Plag'. Mer sehe 's ganze Jahr koin Geld. Alles häwe mer, nar koin Geld. Der Steuerbot' find nix bei uns. Frucht und Korn nimmt er nit. Er soll's nehme! 's Ärario soll sich große Schüttböde baue und uns anstatt Geld Getreide abnehme. Besser, als wie der Markovics nimmt's oder mer schütte 's in die Marosch. Und so bitte mer um gnädige Hilf'. Mer verliert die Achtung vor dem Himmelssege, wann er nix gilt. Mer verliert die Lieb' und Treu' zu sei'm Acker, mer verlernt 's Arweite, wann aller Schweiß umasunscht vergosse werd'."

„Mein lieber Vetter Trauttmann," sprach der Kaiser, „redet allen Mut zu. Keiner soll verzagen. Ihr seid Pioniere des Kaisers hier, und es wird Ordnung gemacht, das verspreche ich Euch heute noch einmal. Aber hört gut, was ich Euch jetzt sage. Hier wächst alles im Überfluß, in anderen meiner Länder gibt es manchmal Hungersnot. Das auszugleichen ist die Aufgabe, an der wir arbeiten müssen. Behütet euere Vorräte; es wird

der Tag kommen, wo wir sie holen und bezahlen. Und sagt den Leuten dieses: Wer noch einmal einen Sack Getreide ins Wasser schüttet, den lasse ich mit Schimpf und Schande aus dem Lande hinauspeitschen... Antwortet mir nichts! Ich danke Euch und werde das Meine tun!"

Als der Altrichter gegangen war, rief der Kaiser nach dem Sekretär Dr. Weißkirch.

„Sie haben den Markovics für heute hierher befohlen?"

„Zu dienen, Euer Majestät."

„Was ist's mit dem sogenannten Türkenmüller?"

„Er bittet um Audienz und wartet bereits."

„Soll warten... Setzen Sie sich hierher und notieren Sie sich für die Hofkammer: a) Dringende Erwägung, ob nicht die Kammer auf ihren Dominien Schüttboden und Mühlen errichten, Steuern in natura einheben und die Vorräte selber verwerten sollte... b) Dringende Erwägung, ob die Wasserstraße durch den wieder schiffbar zu machenden Begakanal nach der Theiß und der Donau nicht mit der Elbe zu verbinden wäre, damit ein Weg nach Böhmen ehebaldigst gefunden werde... c) Errichtung einer Kulturstelle für Angelegenheiten der Walachen im Banat... Haben Sie?"

„Walachen im Banat," erwiderte Dr. Weißkirch.

„Und d)," fuhr der Kaiser fort, „ernstliche Prüfung der Frage, wie das Händlertum im Lande den Armeniern und Griechen, denen man allerorten als Hausierern mit Wagen und Pferden begegnet und die für Putz und

Land den Weibern Getreide abnehmen, entrissen werden könnte."

Als der Sekretär fertig geschrieben hatte, sagte der Kaiser lächelnd: „Unser Journal wird immer inhaltsreicher. Scheiden Sie nur gleich alles von Anbeginn, was nicht zusammengehört; sonst haben die Herren in Wien drei Jahre Arbeit mit unseren Reiseergebnissen. Achten Sie namentlich auf das, was wir gleich hier der Administration auftragen können.. Ich danke Ihnen," schloß er, „bin sehr zufrieden mit Ihnen... Jetzt den Markovics!"

Der Kaiser machte einen raschen Gang durch das große Zimmer. Er trat an ein Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheibe. Dabei erinnerte er sich des Briefes seiner Mutter. „So hitzig zu handeln sei unköniglich," schrieb sie ihm. Nun, er wollte sich in Zucht nehmen, denn er fühlte, daß er diesem Manne nicht ohne Voreingenommenheit gegenüber stehen werde.

Petrus Markovics war eingetreten. Ein reich gekleideter, robuster, dunkler Mann; hoch in den Fünfzig, der Bart schon etwas angegraut. In seinem gebräunten, breiten Gesicht zwei hervorquellende, rollende schwarze Augen, die immer auf dem Fang nach etwas aus zu sein schienen.

Der Kaiser wendete sich und sah den Großhändler prüfend an. Dann sagte er: „Treten Sie näher!"

Der Markovics war knapp an der Türe stehen geblieben und kam näher.

„Sie waren wohl manchmal in Wien?"

„Zu dienen, Euer Majestät.“

„Mit wem haben Sie dort verkehrt?“

„Mit Herren aus der hungarischen Hofkanzlei, Euer Majestät, und mit meinen Agenten.“

„Sind Sie jemals von dem höchstseligen Kaiser empfangen worden?“

„Niemals, Euer Majestät. Er hat mir seine Aufträge durch Personen seines Vertrauens zukommen lassen, und ich habe mich nur mit diesen verrechnet.“

„Er gab Ihnen den Auftrag, auch für die Armee des mit uns im Kriege stehenden Königs von Preußen zu liefern?“

„Er nicht, Euer Majestät.“

„Aber Sie haben das doch verbreitet!“ rief der Kaiser mit erhobener Stimme. „Sie haben Geschäfte gemacht mit seiner angeblichen Gunst!“

„Halten zu Gnaden, Euer Majestät, es wird viel geredet in der Welt.“

Der Kaiser trat nahe vor ihn hin.

„Haben Sie jene Lieferungen für die Armee unserer Feinde mit den Vertrauensmännern des Kaisers verrechnet? Ja oder nein?“

„Nein, nein, Euer Majestät,“ stotterte Markovics, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. „Es war mir bloß gestattet worden, Futtermittel auch für die Preußen zu liefern. Es geschah auf eigene Rechnung.“

„Ah!“ rief der Kaiser, und in seinen blauen Augen blitzte es unheilverkündend auf. „Und Sie haben den

Namen meines erhabenen Vaters in Ihre schmutzigen Geschäfte gezogen?"

„Ich nicht, Euer Majestät, ich nicht!"

„Wer tat es?"

„Euer Majestät, ich werde niemanden unglücklich machen. Die taten es, die Prozente von mir genommen haben... Sie taten es, damit sie mehr von mir erhalten."

„Ich werde sie zu finden wissen!" sagte der Kaiser und trat an seinen Schreibtisch, um sich ein Wort zu notieren. Dabei beruhigte er sich. Sein Gemüt schien erleichtert worden zu sein von den erhaltenen Aufklärungen. Es war, als weiche ein Druck von ihm...

Er trat wieder vor Markovics hin.

„Und nun zur Hauptsache... Was treiben Sie da im Lande für Geschäfte?" fragte der Kaiser, und seine Augen hielten ihn fest. „Ich bin genau unterrichtet über Sie. Ganz genau. Sie sind Armenier?"

„Nur halb, Euer Majestät. Mein Vater war Serbe."

„Aber all die armenischen und griechischen Händler sind Ihnen untertan. Sie dirigieren den gesamten Handel im Lande und bilden Preise nach Belieben. Und Sie entziehen sich den Maßregeln der Administration des Banats, weil Sie selber jenseits der Grenze sitzen. Sie wuchern mit dem Schweiß der deutschen Bauern, die der Kaiser ins Land rief, damit sie es zur Blüte bringen; Sie spielen Vorsehung, Sie treiben mir die Leute zur Verzweiflung, zur Auswanderung. Und da Sie durch einen beklagenswerten Schritt der hungarischen Hofkanzlei selber zu einem großen Landbesitz gekommen

sind, so locken Ihre Agenten dieselben Leute, denen Sie im Banat das Aufkommen unmöglich machen, mit großen Versprechungen hinüber auf Ihr eigenes Ödland. Sie sind ein Schädling, ein Blutsauger. Was soll ich mit Ihnen beginnen?"

„Gnädigste Majestät, großmächtiger Kaiser —"

„Lassen Sie diese leeren Worte! Verantworten Sie sich kurz und bündig!"

„Majestät, ich bin ein Geschäftsmann," sagte Markovics demütig, „habe eine große Familie, und viele Leute stehen in meinen Diensten. Ich muß verdienen und zahle große Abgaben. Seitdem Friede ist, sind alle Preise niedrig. Nichts ist etwas wert. Soll das Getreide verfaulen bei den Bauern? Ich nehme es ihnen billig ab und bewahre es in meinen Speichern, die ja keine Zinsen tragen, bis Euer Majestät es benötigen. Wenn in Böhmen nichts wächst, dann rufe man den Markovics, und er wird seine Schuldigkeit tun."

„Es fehlt Ihnen nicht an Selbstgefühl. Nun, ich weiß den redlichen Handel zu schätzen. Aber ich werde den Wucher verfolgen und die Spitzbuben hängen lassen, die mir die Bauern auf dem Markt zur Verzweiflung treiben und das Getreide dann hinterrücks den Weibern als fahrende Hausierer herauslocken. Die Ware, die man zuerst entwertet hat, die holt man sich auf Schleichwegen. Wie nennen Sie so etwas?"

„Geschäft, Majestät, Geschäft... Warum hat Temeschwar keinen Markt? Warum schafft man mir keine Konkurrenz? Der Herr Graf Perlas hat die Sache auch

nicht verstanden. Er hat seinen Kanal versanden lassen, wir aber haben bei Arad die Marosch."

„Sie verspotten jetzt den gestürzten Präsidenten, den Sie selber in Ihre Geschäfte verwickelt haben?"

„Gott behüte, Majestät, ich spotte nicht. Ich wollte ihm immer helfen, weil er mich einst dem Kaiser empfohlen hat. Aber was verstehen die Grafen von Geschäften?"

„Kommen wir zu einem Schluß. Ich verbiete den Bauern künftig, mit ihrem Getreide nach Arad zu fahren. Der Markt wird diesseits der Marosch sein, in dem deutschen Neu-Arad. Was werden Sie den Leuten für Preise machen?"

„Euer Majestät, gar keine. Erst wenn das hohe Ärario mir meine Vorräte abnimmt, kann ich wieder kaufen."

„Ich soll Sie wohl bitten?"

„Majestät!"

„Und wenn ich den Antrag des Hofkriegsrates genehmige und gestatte, daß Ihnen Getreide abgenommen wird für Böhmen, was dann? Werden Sie die Preise, die wir zahlen, in Einklang bringen mit denen, die Sie hier an die Bauern bezahlen?"

„Werde mich bemühen," sagte der Geriebene demütig, aber ein Zug von Spott und Schadenfreude umspielte seinen breiten Mund.

„Bemühen? Ich werde Sie strenge kontrollieren lassen. Und ich sage Ihnen folgendes: Wenn ich noch eine Klage gegen Sie erhalte, wenn ich noch von einer Spitzbüberei Ihrer Agenten und Helfershelfer höre, werde ich Sie unerbittlich zur Verantwortung ziehen. Fünfhundert

Metzen Weizen haben die Rosentaler Bauern aus Verzweiflung über Ihre Angebote in die Marosch geschüttet. Dafür gebühren Ihnen und Ihrer ganzen Sippe fünfhundert Stockstreiche. Zweifeln Sie nicht daran, daß Sie sie bekommen werden, wenn sich etwas Ähnliches noch einmal ereignet... Ich habe gesprochen!"

Der Kaiser wendete dem erschrockenen, bleich gewordenen Händler den Rücken, und dieser entfernte sich schleunig und still. Auf ein Klingelzeichen trat der Geheimsekretär Hauer ein.

„Bitte, den Akt für den Hofkriegsrat!"

Der Geheimsekretär brachte ihn, und Joseph schrieb seinen Namen unter die Erledigung. „Noch brauchen wir diesen Menschen! Noch können wir ohne ihn nicht arbeiten!" sagte der Kaiser... „Der Doktor Weißkirch soll die Beamten der Administration und den Magistrat für morgen zu mir bescheiden! Und ich denke, übermorgen reisen wir.

Hauer verneigte sich stumm und ging.

Achmet Endely wurde zum Eintritt befohlen.

Der Kaiser musterte den stattlichen Mann und kam dann langsam auf ihn zu.

„Sie also sind der sogenannte Türkenmüller."

„Das Volk nennt mich so, Euer Majestät, weil meine Eltern — —"

„Ich kenne deren Geschichte, habe sie mir von den alten Leuten aus Rosental erzählen und auch amtlich bestätigen lassen... Sie sind der Schwiegersohn des Groß-

händlers Markovics und nehmen teil an seinen Geschäften."

„Euer Majestät, ich bin Müller."

„Und er ist Getreidehändler. Ich weiß. Da arbeitet sich's gut in die Hände. Ich frage Sie: warum sind Sie nicht einfacher, warum sind Sie zehnfacher Müller?"

„Euer Majestät, die Landmühle meines Vaters hat, seitdem das Land ringsum kultiviert wird, nicht mehr so viel Wasser wie früher. Die Bauern leiten viel Wasser auf ihre Wiesen und Äcker. Mein Geschäft erforderte eine Erweiterung durch Wassermühlen."

„Zugegeben. Aber sie haben allmählich sämtliche Mühlen in der Marosch in Ihren Besitz oder in Ihren Pacht gebracht. Warum?"

„Weil ich Mehl bis nach Böhmen, ja bis nach Tirol liefere, Majestät. Das Banater Brot ist gesucht."

„Auch nach Wien liefern Sie, ich weiß alles. Aber wie kommt es, daß nun sämtliche Mühlen, auch die, die viel minderes Mehl liefern als Ihre Landmühle, denselben Preis fordern wie diese Landmühle?"

„Ich habe überall bessere Steine eingeführt."

„Sie, Herr Endely, die Schiffmühlen in der Theiß und in der Donau mahlen um ein Zehntel. Ihre Landmühle hat übermütiger Weise ein Drittel eingeführt. Sie war ein Luxus. Und da die Leute für ihr Getreide ohnehin keine Preise erzielten, so gaben sie das Drittel. Es lag nichts daran. Jetzt haben Sie das zur Norm gemacht für sämtliche hiesige Mühlen, und wenn der Preis des

Getreides eines Tages steigt, werden Sie ein noch größerer Wucherer sein als Ihr Schwiegervater."

„Majestät, ich bitte zu erwägen, wie viel Geld ich in all diesen Mühlen anlegte. Mein und meines Vaters ganzes Vermögen."

„Hat Ihnen das wer geschafft? Haben Sie dieses bescheidene Gewerbe nicht in Frieden lassen können? Müssen zehn Müller Knechte werden, damit einer reich wird?"

Endely schwieg tief betroffen.

„Ich mache Ihnen in Güte einen Vorschlag. Sie werden in allen Wassermühlen wieder um ein Zehntel mahlen lassen so wie früher."

„Majestät, dann verdiene ich nichts."

„Das will ich ja. Dann werden Sie die Mühlen wieder denen überlassen, denen sie früher gehört haben und die bescheiden und ehrlich davon lebten."

Endely biß die Zähne zusammen. Er wollte nicht nein sagen und schwieg.

„Sie weigern sich? Nun, dann wird meine Landesadministration einmal untersuchen, wem der große Besitz eigentlich gehört, auf dem Ihre Landmühle steht. Die Herren sagen, er gehöre von Rechts wegen der Gemeinde Rosental und sei nie in Ihres Vaters Eigentum übertragen worden."

„Majestät," antwortete tief erschrocken der Müller, „mein Vater hat ein schweres Schicksal gehabt; er war kaiserlicher Soldat, war sechzehn Jahre gefangen und hat

sich verbittert in einer Wildnis niedergelassen, die er kultivierte."

„Das wissen wir. Und er wurde deshalb geschont. Es kam ihm sogar die Gemeinde zu Hilfe. Sie baute ihm die Mühle. Aber verdienen Sie dieselbe Schonung wie er? Wo sind Ihre Leistungen? Fragen Sie sich das! Sie sind mit aller Welt verfeindet und arbeiten mit Markovics an der Auswucherung meiner Bauern. Man wird Sie entfernen!"

„Seien Euer Majestät gnädig. Ich will mich von den Wassermühlen nach und nach trennen und die alten Mehl- und Mühlpreise wieder gelten lassen."

„Dann ist's gut," sagte der Kaiser ... „Ich komme in einiger Zeit wieder ins Banat. Wehe jedem, über den ich dann noch eine derartige Klage vernehme!"

Der Endely war entlassen.

Dem Sekretär Dr. Weißkirch aber diktierte der Kaiser: „Das Verfahren gegen den sogenannten Türkenmüller ist zu suspendieren und mir in Erinnerung zu bringen, wenn ich wiederkomme. Er ist strenge zu überwachen."

Dann sagte der Kaiser: „Es ist spät, Herr Doktor, gehen Sie zu Tisch. Ich habe die Herren heute übermäßig in Anspruch genommen."

„Euer Majestät, darf ich um die Gnade bitten, heute nicht mehr im Dienst zu erscheinen?"

„Gewährt, lieber Herr Doktor! Aber was gibt es denn?"

„Ich verlobe mich heute abend!"

„Sapperlot, Sapperlot, Sie sind hitzig! Hier in

Temeschwar haben Sie Zeit gehabt, eine Braut zu suchen?"

„Euer Majestät, die Enkelin der Kurfürstenwirtin war einen Winter in Wien..."

„Ach so! Darum also Ihre Leidenschaft für das Banat.. Ach so! Na, da wünsche ich Glück. Aber einladen hätten Sie mich auch können."

„Euere Majestät sind überall eingeladen wie die Sonne."

„Machen Sie mir keine orientalischen Komplimente! Und eilen Sie jetzt zu Ihrer Braut!" sagte der Kaiser lachend. —

Abschied.

Mit tschindadra, tschindadra und bum, bum, bum marschierte die Musikkapelle von der Siebenbürger Kaserne her durch die Stadt, um dem Kaiser ein Ständchen zu bringen vor dem Präsidentschaftsgebäude auf dem Domplatz. Es gab ja, seitdem er hier weilte, jeden Abend einen musikalischen Zapfenstreich, aber heute gesellte sich ein Fackelzug der Bürgerschaft hinzu, der vom Stadthause auf dem Paradeplatz seinen Ausgang nahm.

Der Kaiser arbeitete noch mit Hauer in seinem Salon. Er diktierte ihm Briefe, Projekte, Erledigungen und schien unerschöpflich zu sein an Gedanken. Dazwischen machte er kleine Pausen und redete über dieses und jenes mit dem erprobten Geheimsekretär. Dieser suchte manches harte oder allzu rasche Urteil seines Herrn zu mildern. Er nahm auch die Beamten der Landesadministration,

über die der Kaiser bei dem heutigen Empfang beinahe den Stab gebrochen hatte, in Schutz; es fehlte an nichts als an der Führung. „Und an einer kleinen Auffrischung aus Wien!“ sagte der Kaiser. „Hier ist Sumpfboden.“

„Da möchte ich mir gestatten, Euerer Majestät Aufmerksamkeit auf Doktor Weißkirch zu lenken.

„Aha!“ sagte der Kaiser mißtrauisch. „Der möchte bei seiner Braut hierbleiben, was?“

„Nein, Euer Majestät, er will nicht. Ich habe ihm geraten, daran zu denken, aber er sträubt sich. Sein Hofkammerrat würde ihn als einen Undankbaren ansehen, meint er.“

„Und der scheint ja etwas zu halten von ihm... Nun, nun...“

Während der Kaiser auf und nieder ging, schwoll die Marschmusik unter den Fenstern immer kraftvoller an. Und er bemerkte jetzt auch einen ungewohnten Lichterglanz. Völlig überrascht wendete er sich um: „Was ist denn das heute?“

Hauer erwiderte demütig: „Eine Huldigung der Bürgerschaft für Euere Majestät. Die Herren werden dann um eine Audienz bitten.“

„Hauer! Hauer! Seit wann planen auch Sie Verschwörungen gegen mich? Sie wissen doch, daß ich dergleichen Spektakel nicht mag.“

„Der letzte Abend, Euere Majestät!“ sprach Hauer bittend. „Es war doch ein so großes Ereignis für das Land!“

„Nun, wenn dieser Kelch nicht an mir vorüber gehen will...“

Der Kaiser zuckte die Achseln und trat ans Fenster. Das Bild war schön. Auf dem weiten dunklen Platz schwankten die Fackeln in einem Bogen heran gegen das Haus, in allen Fenstern rundum brannten Lichter, und die Musik spielte die vaterländischen Weisen vom Prinzen Eugenius und dem General Laudon. Die Fahnen der Zünfte und Vereine ragten über die Köpfe der dichtgedrängten Menschenmassen empor, es schienen sogar Kirchenfahnen darunter zu sein.

„Vivat Josephus!" „Vivat Josephus!"

Es war ein tausendstimmiger Chor, der da heraufbrauste und die Fenster klirren machte. Der Kaiser neigte das Haupt und dankte.

Rückwärts war der Adjutant eingetreten und näherte sich dem Kaiser.

„Euer Majestät, der deutsche Magistrat von Temeschwar läßt untertänigst bitten."

Der Stadtrichter, Anton Kulterer, sein Stellvertreter Adam Edelshauser und die Räte des Magistrats, alle in würdiger Amtstracht, traten ein; in ihrer Mitte ein liebliches kleines Mädchen, das einen Blumenstrauß trug, und ein elfjähriger Knabe mit blitzblanken Augen, der ein weißes Blatt in Händen hielt. Alle verneigten sich tief vor dem Kaiser. Der Knabe trat vor und sprach:

„O Kaiser Du, aus Habsburgs Stamm,
Du unsers Herzens Wonne,
Du kamst zu uns ins ferne Land
Und leuchtest hier als Sonne.

Nun gehst Du wieder heim nach Wien,
Wo Maria Theresia thronet,
Wo alle Freude, alle Lust
Und alle Schönheit wohnet.

Wir Knaben werden Männer einst,
Wir bleiben hier auf Posten.
Und kommt der Türke wieder 'mal,
Wir jagen ihn nach Osten.

O denk' an Deine fernste Stadt,
Vertrau' auf unsre Treue,
Wir Schwaben werden immerdar
Sie schützen Dir aufs neue.

Wir beten alle, jung und alt,
In frommer, deutscher Weise,
Daß Gott Dir die Gesundheit gibt
Und eine glückliche Reise."

Und stramm überreichte der Bube dem Kaiser sein Gedicht, das er schön auf ein großes Blatt geschrieben hatte.

„Bravo, Bravissimo!" rief Joseph heiter und legte seine Rechte auf das blonde Haupt des Knaben. „Wie heißt du denn?"

„Johann Friedel, Euere Majestät, in Temeschwar geboren."

„Und wer hat dir denn das schöne Gedicht gemacht?"

„Ich selber, Herr Kaiser."

„Was? Dein Lehrer hat dir aber ein bissel geholfen."

„Niemand, Herr Kaiser!"

„So... Und was willst du denn einmal werden?“

„Buchhändler oder Dichter.“

„Bravo, junger Freund. Werde Buchhändler, das wird praktischer sein. Ich danke Dir für Deinen schönen Abschiedsgruß. Diese fünf Dukaten soll Dir die Mutter in die Sparbüchse legen!“

Nun nahm der Kaiser auch die Blumen des schüchternen kleinen Mädchens, das seinen Spruch offenbar verschluckt hatte, denn das Weinen war ihm nahe. Auf die Frage, wie sie heiße, antwortete die Kleine: „Resi, Herr Kaiser!“

„Das ist ein schöner Name. Ich hab' auch so eine kleine Resi daheim,“ sagte Joseph gütig und beschenkte das Kind.

Und jetzt wandte sich der Kaiser, nachdem er den Strauß auf den Tisch gelegt hatte, dem Stadtrichter zu.

„Ich danke den Herren für die Ehrung, die Sie mir da überraschender Weise bereitet haben.“

„Euer Majestät, gnädigster Kaiser und Herr!“ begann der Stadtrichter und Bürgermeister. „Die Bürgerschaft dieser Stadt und die ländliche Bevölkerung des Banats danken untertänigst für dero Gnade und Huld. Unauslöschlich wird das Gedenken an diese schönen Tage in uns allen fortleben; unsere Urenkel noch werden voll Dankbarkeit aufhorchen, wenn man ihnen erzählen wird vom jungen Kaiser Joseph, der just von allen seinen Ländern und Völkern gerade dieses Neuland zuerst mit seiner Anwesenheit beglückt hat. Wir fühlten wohl, daß er hier am nötigsten war. Er hat das gebeugte Recht wieder

aufgerichtet in unserer Mitte, er hat unseren Glauben gestärkt an die Zukunft des Banats. Heil ihm und seinem edlen Hause! Vivat Josephus secundus! Vivat! Vivat!"

Als das Hoch verklungen war, antwortete der Kaiser schlicht und kurz:

„Werter Herr Stadtrichter, geehrter Magistrat, ich danke Ihnen auch für diese Worte und wünsche sehr, daß meine Anwesenheit von guten Folgen begleitet sein möge für das Land. Und ich werde mich eines Tages überzeugen davon, ob es so ist. Eine Provinz, wie diese, die noch wächst und wird, ist der kaiserlichen Sorge bedürftiger als andere alte Kronländer; darum bin ich zuerst hierher gekommen. Ich bin nicht so unzufrieden mit dem, was ich gesehen und erfahren, wie es scheinen mag, aber es bleibt noch viel zu tun, viel gutzumachen, was versäumt worden ist. Helfen Sie mir alle zum Gelingen des Ganzen. Im Banat wächst schon heute deutsches Brot für die ganze Monarchie. Behüten Sie mir Hand in Hand mit der Landesadministration das goldene Zukunftsland! Schaffen Sie dem Bauer einen redlichen Markt in Ihrer Stadt. Der ehrliche Handel wird jeglichen Schutz finden; wehe aber dem Wucher und dem Volksbetrug! Helfen Sie auch mit an der Schiffbarmachung der einzigen Wasserstraße, die wir haben. Was Sie für das Land tun, das tun Sie auch für sich als Hauptstadt. Und Ihre eigenen städtischen Wünsche werden jederzeit bei mir Gehör finden. Ich habe diese Stadt und Festung lieb gewonnen in diesen Tagen und bitte

Sie, allen Bewohnern derselben meine Grüße zu überbringen."

Und der Kaiser reichte jedem einzelnen die Hand zum Abschied. Auch dem jugendlichen Dichter reichte er sie. „Ich werde mich schon einmal erkundigen, ob der kleine Friedel ein braver Buchhändler geworden ist," sagte er zu ihm. Dann hob er die bildhübsche kleine Resi zu sich empor und gab ihr einen Kuß. „Sag' mir, Resi, wer ist denn dein Vater?" fragte er. „Stadtschreiber," sagte das Kind. „Und wie heißen ihn denn die Leute?" „Fridolin" — stotterte die Kleine — „Fridolin Hergenreither". „Und was wirst du ihm sagen, wenn du heimkommst?" Schalkhaft erwiderte die Kleine: „Vatti, der Thaiser hat mir ein Bussi geben!"

Lachend setzte Joseph das Kind nieder. Die deutschen Männer aber, die Zeuge dieser Szene waren, hatten Wasser in den Augen, als sie den Saal verließen.

* * *

Von vielen Wundern waren diese Kaisertage in dem kolonialen Lande begleitet; aber als das größte schien dem Altrichter Ferdinand Trauttmann zeitlebens, daß er seinen Bruder Philipp aus den Zehntausenden deutschen Leuten herausfand, die sich in Temeschwar ein Stelldichein gegeben. Seit fünfunddreißig Jahren hatten sie sich nicht gesehen... Als einer der ersten zog der Philipp einst fort aus Bobenheim in der Rheinpfalz, mit Wagen und Pferd und Kind und Kegel; und der lustige Matz blies den Dudelsack, als sie auszogen, damit sie nicht

verzagt wurden beim Abschied. Und da Philipp Trauttmanns Fahrt ins gelobte Land glückte, zog er so manchen hinter sich her. Zuletzt auch den Bruder. Aber, wie weit waren sie getrennt! Was lag nicht alles zwischen ihnen ...

Und jetzt fanden sie sich auf dem Domplatz in Temeschwar wieder. Und seit Stunden saßen sie im Bauernstübchen bei den „Sieben Kurfürsten". Herrgott von Mannheim, was gab es nicht alles zu verzähle und zu plaudere. Leben alle vier Kinder? „Sechse, sechse!" sagte Philipp. Und alle lebten. Und die Evi? Das brave Weib? Lebt sie auch noch? „An der Pescht g'schtorbe ... viel zu früh!" Aber die Tochter, die Trudel, habe geschafft für drei und alles zusammengehalten.

Sie umarmten sich nicht, sie küßten sich nicht, als sie einander erkannten, aber in die Augen blickten sie sich tief und die Hände legten sie ineinander. Alt waren sie geworden, aber nicht müde. Noch gingen sie aufrecht einher, und auch zu bereuen hatten sie nichts, denn es erging ihnen wohl in der neuen Heimat. Saß auch der eine jenseits der Donau in der Schwäbischen Türkei und der andere im Banat, es lebte jeder im Verbande mit Volksgenossen auf eigener Scholle. Und dem deutschen Kaiser waren sie untertan. Eines nur lag zwischen ihnen ...

Philipp Trauttmann war nicht allein nach Temeschwar gereist, um den jungen Kaiser zu sehen, er hatte einen Sohn an der Seite, den Ferdinand, der einst, noch in Bobenheim, in der Taufe nach dem Bruder genannt wurde, den man jetzt wieder gefunden hatte. Der schwächliche Knabe taugte nie zum Bauern, er lag den ganzen

Tag über der Bibel, die man über die österreichische Grenze geschwärzt hatte, er wurde früh der Schriftgelehrte der Familie. Vier Bauern gab Philipp Trauttmann der Schwäbischen Türkei, den Ferdinand aber tat er auf das evangelische Lyzeum zu Preßburg, den ließ er einen Gottesgelehrten werden. Und nun saß er als Pastor in der Gemeinde Murgau, und es erging auch ihm ganz wohl. Man war geduldet in jener Ecke Hungarns; niemand kümmerte sich um die kleine deutsche Protestantenschar.

Und der Pastor war mit dem alten Vater ins Banat gekommen, er saß bei ihnen im Bauernstübchen. Blond wie die Mutter, zart von Körper, aber zäh und herb im Wesen, blickte er aus stahlgrauen Augen forschend und fragend in die Welt. An dem Gespräch zwischen Vater und Oheim nahm er wenig teil. Obwohl er sich gern an die Zeiten erinnerte, da er als Knabe die Briefe der Eltern in die alte Heimat schrieb, war seine Teilnahme für den Oheim doch fühlbar erkaltet von der Stunde an, wo auch er sich auf die Wanderung nach dem Banat begab. Mit ihm war das Band entzwei gerissen, das sie alle mit Deutschland verknüpfte. Und der Student kam nicht hinweg über das, was er ahnte und was ihm dann als Gewißheit mitgeteilt wurde. Seine Sprödigkeit, sein evangelischer Eifer hatte denn auch zur Einschläferung des Briefwechsels zwischen den Brüdern geführt. Kein Wort wurde heute über den Gegenstand gesprochen; es war, als scheute man sich, an diese seelische Wunde zu rühren.

Längst hatte es den Philipp gereut, daß er sich nicht mehr um den Bruder bekümmerte. Und es zog ihn schon immer nach dem Banat. Aber die Anregung zu dieser Fahrt kam von dem Sohn, dem Pfarrer. Er hatte eine Mission übernommen für diese Fahrt. Und es verlangte ihn auch darnach, diesen neuen Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von dem man sich so seltsame Dinge erzählte. Und er sah ihn, er war in Audienz. Der Pastor Trauttmann führte die armen Schwarzwälder zu ihm, die vor Jahrzehnten vom Baron Parkoczy gewaltsam waren angesiedelt worden in der Baranya. Hörig und leibeigen wurden sie, weil sie den Zeitpunkt versäumten, abzuwandern, weil sie sich halten ließen durch leere Versprechungen. Und sie baten um nichts als die Gnade, der Kaiser möge auch ihrer gedenken, möge auch die Schwäbische Türkei einmal besuchen so wie das Banat. Der Kaiser nahm die Schrift entgegen, die ihnen der Pfarrer aufgesetzt, und versprach, nächstens auch den hungarischen Fragen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Und der Kaiser gefiel dem Pastor. Das war der rechte! Von dem erwartete er viel. Denn es könne nicht anders sein, der müsse auch in Sachen des Glaubens heller sehen...

Und so fanden sich zuletzt die beiden Ferdinande, der evangelische Neffe und der katholische Oheim, im Lobe Josephs. Was der Altrichter vom Kaiser zu erzählen hatte, das erquickte den Bruder Philipp und es bestärkte den Pastor in seinem Glauben an ihn. Es werde der Tag kommen, prophezeite er, wo man unter Joseph auch im Banat werde evangelisch leben können. Er sagte es

nicht ohne Beziehung. Aber der Altrichter von Rosental antwortete darauf nicht. Er sah hinweg über die innere Kluft, die zwischen ihnen lag; ihm war die Nähe des Bruders zu teuer und zu kostbar für trennende Gedanken. Und gleich nach dem großen Zapfenstreich und dem Fackelzug wollte er einspannen lassen und mit den lieben Gästen heimfahren zu seiner alten Annemarie.

Und sie waren damit zufrieden. Die Freude durften sie ihm nicht verderben.

* * *

Der weite Domplatz war wieder still geworden und menschenleer. Wie ein Spuk war alles verflogen, wie eine Luftspiegelung hatte es sich aufgelöst in nichts. Nur die rundum in den Fenstern noch flackernden Lichtlein erinnerten an das Festliche des Abends. Der Kaiser hatte seine Herren längst entlassen, er war allein; nur der Thomas stand noch im Dienst. Noch einmal hatte sich Joseph an seinen Schreibtisch gesetzt, um das und jenes durchzunehmen und zu ordnen, denn auf der Rückreise waren ja neue Eindrücke zu erwarten, und es mußte alles gesondert festgehalten werden... Da kam ihm auch die Post wieder in die Hände, die ihm der Kurier aus Wien gebracht, und der Brief der Mutter... „Kehre bald zurück, Du bringst mir ja meine Länder in Verwirrung," schrieb sie ihm. Er spöttelte nicht, er seufzte. „Mutter, Mutter, was wird das für ein harter Kampf werden zwischen deiner und meiner Welt!"

Die Klingel rief Thomas herbei, und Joseph verlangte

seinen Mantel und Hut. Seinen Mantel und seinen Hut.

„Immer wieder allein, Majestät ...? Und heute ...?“ sprach Thomas warnend, indem er dem Kaiser seinen eigenen Mantel über die Schulter hing.

„Ganz allein,“ erwiderte der Kaiser und stülpte sich lächelnd Thomas’ Hut auf den Kopf. „Leg’ dich schlafen indessen.“

„Gott behüte!“ sagte Thomas und leuchtete seinem Herrn über die breite Treppe hinunter. Die Torwache schaute auf, ob sie nicht ans Gewehr treten sollte, aber vor jedem Beamten, der da noch spät ausging, brauchte sie das nicht zu tun. Unerkannt verschwand Joseph im Halbdunkel der spärlich beleuchteten Gassen, in denen noch der üble Dunst der Fackeln lag.

Gedankenvoll schritt er dahin. Der Abend war kühl und feucht, und er hüllte sich enger in seinen Mantel. Alle Menschen, denen er begegnete, redeten vom Kaiser, von dem Fackelzug, der Musik und der Beleuchtung. Es war eine gute Stimmung in ihnen, eine Art Stolz auf ihre Stadt. Und in allen Gastwirtschaften, an denen er vorbeikam, klangen die Gläser aneinander. Die Festungstore schienen noch offen zu sein, denn so mancher ländliche Wagen holperte in ihrer Richtung von dannen, vollbeladen mit laut redenden Leuten, die wohl alle nur die Neugierde herbeigelockt hatte. So manche Nymphe, die durch die Gassen strich, streifte an ihres Kaisers Mantel, manch ein lockendes Auge guckte ihm unter den Hut. Und es waren serbische Worte, die die Dirnen flüsterten.

Aber dieser schöne, gnädige Gospodar war taub; im Eilschritt durchmaß er die ganze Stadt.

Sein Weg hatte kein Ziel, hatte keinen anderen Zweck als den der Bewegung, der Auffrischung nach ermüdenden Geschäften. Aber auch dunkle Wege haben ihr Licht, und geschlossene Augen sehen viel.

Die Wache machte im Schritt die Runde durch die Festung, und manch ein Schattenbild flüchtete vor ihr in dunkle Nischen. Da rasselte ein Schlüssel im Tor, dort tappte ein schwerer Torkeltritt über das Pflaster. Um die Kirchtürme kreisten Eulen und riefen sich Liebeslaute zu. Eine melancholische Flöte tönte von ferne her, und der einsame Wanderer horchte auf. ...Sieh da, der blies das Ännchen von Tharau! Ein deutsches Gemüt... Es war viel Musik in Joseph, und jede Harmonie mutete ihn an. Ein Ständchen? Die Gasse lief hinaus gegen die Wälle, gegen das Prinz Eugen-Tor, und er folgte ihrem Zug.

Da stieß er zu seiner Verwunderung auf ein Lager vieler ländlicher Menschen. Zwischen dem inneren Wall der Festung und den Stadthäusern kauerten sie auf Streu, hatten Päcke und Reisesäcke unter den Köpfen, da und dort war ein Zelttuch gespannt gegen den Tau der Nacht. Säuglinge weinten, Männer schnarchten, Weiber schwätzten. Auch ein paar Planwagen mit hohen Dächern standen am Wall, und die Pferde fraßen die Streu unter den Leibern der Lagernden. Von dorther tönte noch immer die Flöte. Hockende Männer plauderten leise miteinander. Joseph trat an eine solche Gruppe her-

an, bot ihnen einen „Guten Abend, Landsleute“ und fragte, was das für ein Lager wäre. Deutsche Einwanderer waren es. Man hatte sie noch vor Abend in die Festung hereingelassen, aber da die Stadt so voll war und es nirgends einen Platz gab, so mußten sie hier nächtigen. „Es soll ja gar der Kaiser in der Stadt zu B'such sein,“ sagte einer, „und do sin halt viel Gäscht kumme.“ Und sie waren ganz zufrieden mit ihrem Lager. Es gab schlimmere auf der sechswöchigen Reise. Jetzt seien sie beinahe am Ende der Fahrt, denn man wird sie wohl hier bald ansiedeln.

Joseph hockte sich zu ihnen nieder auf einen Reisesack, den ein Alter ihm hingeschoben hatte, und plauderte mit den Leuten. Der Flötenspieler war verstummt und kam auch heran. Sie alle wollten von dem Herrn aus der Stadt erfahren, wie es denn nun wäre, ob denn noch Platz sei für sie auf den Kameralgütern des Kaisers und ob keine Täuschung wäre in all den Versprechungen, die man ihnen gemacht. Er konnte sie beruhigen. Sie seien dem guten Ziel ganz nahe und fänden überall zufriedene Landsleute. Sie glaubten es ihm so gerne. Viele von ihnen hatten Briefe in der Tasche von Freunden, die sie riefen. Die konnten doch nicht lügen. Denen mußte es doch gut gehen. Das Leben wollte überall verdient sein, und sie waren bereit, jede Müh' und Plag' auf sich zu nehmen, wenn sie nur dann auch in Frieden ernten konnten.

„Und wo seid ihr denn her, Landsleute? Was hat euch denn fortgetrieben in die Welt?“

„Aus Baden, Herr Landsmann; beinahe all' sin mer aus Baden," sagte der alte Mathes Anderer. „Ich bin aus Burmersheim, der Westermann is aus Ötigheim, der Hans Jerg aus Kippenheim, der Martin Enderlin aus Körndringen, der Jakob Horn aus Bötzingen." Er deutete mit den Fingern nach denen, die ihm zunächst waren. „Mit Weib und Kindern sin mer do. Zwahunnert Seele.. 's Lebe is zu deier bei uns. Die Vögte und Beamte zu hart beim Steuerintreibe. Zu viel Leut'! Kein eigener Grund und Bode zu habe far de Nachwuchs."

„Und immer franzö'sches Mellidär im Land," fiel ein anderer ein. „Ob se mit 'm Kaiser gehe oder gege ihn, 's alles eins... Senge se und brenne se nit, fresse se uns doch immer aram. Mer waaß niemals nit, wann m'r was anbaut, wer ernte werd. Nar die Abgabe, die sein sicher. 's is schlimm im deutsche Land. Losgekaaft häwe mer uns mit 'm letschte Geld. Frei wolle mer sin."

„Der jung' Kaiser sollt' sich emol ums Reich au' e bißle umtaun," sagte ein dritter. „Mer geit nit gere aus'm Heimatland." Und seufzte tief.

„Das möchte er gewiß gern," sagte Joseph, „aber die Zeit dafür ist vielleicht noch nicht gekommen... Und nur kein Heimweh, Landsleute. Die deutsche Heimat, die nahmt ihr in euch selber ja mit. Hier baut ihr sie neu auf. Und hier werdet ihr frei sein."

„Ich hab' geheert, mer braucht auch deutsche Gewerbsleut' im Banat," sagte jetzt der Flötenspieler. „Ich bin e Schneider aus Unshurst im Amt Bühl. War auch in

der Fremd' bis Nürnberg und Frankfurt und versteh' mei' Handwerk."

„Dann ist Euer Glück hier schon gemacht!" sagte Joseph. „Ihr blast aber auch die Flöte, und Musikanten sind überall gern gesehen."

„Hab' mer des Ding in Nürnberg gekaaft. Und was ich all's hör', des blas' ich halt nach. Uf der Reis' da her hab' ich so viel Zeit g'han. Alle alte Lieder sein mer in Kopp kumme."

„Er blost wunnerschön, der Maurath Philipp," sagte ein junges Weib, das nebenan saß und einen Säugling an der Brust hatte. „'s werd ei'm ganz andächtig, wann m'r 'n heert."

„Ich kann es bestätigen," erwiderte Joseph.

„Zu gütig, Herr Landsmann," sagte der Schwabe geschmeichelt und legte die Flöte an die Lippen. „Kennt Ihr das?" Und er blies.

Die Wache vom Tor her aber rief scharf: „Jetzt endlich Ruhe dort! 's ist Schlafenszeit!"

Erschrocken setzte der Philipp die Flöte ab.

„Ja, Landsleute, ihr seid in einer Festung," sagte Joseph leise, „und da muß Ordnung sein... Euer wieviel seid ihr?"

„Zwahunnertdrei Seele mit de Kinner, die unnerwegs d'rzu kumma sin," flüsterte der alte Mathes Anderer und deutete nach dem Weib nebenan.

„Nun, gute Nacht, Landsleute. Ich schicke euch morgen früh ein kleines Andenken an diese Stunde... Macht

eurem Kaiser nur Ehre in diesem Lande. Er wird euch nicht vergessen."

„Woher seid denn Ihr, wenn m'r frage därf?" flüsterte der Schneider aus Unzhurst.

„Aus Wien, mein Freund!"

„Ach, aus Wien!" sagten mehrere. „Aus Wien!"

„Seid Ihr am End' e Musikant?" fragte der Schneider.

„Erraten!" entgegnete Joseph. „Ich spiele die Baßgeige in der Kapelle des Kaisers."

„Ach, so 'was!" rief die Magdalena Westermann aus Ötigheim. „Da könnt' Ihr's ehm ausrichte: Mer loss'n recht von Herze grüße, den junge Kaiser. Sagt ehm, mer häwe sei' Motter g'sehe uf Wien!"

„Danke euch. Werde es gewiß ausrichten," erwiderte Joseph.

Der alte Mathes Anderer aber eilte ihm noch ein paar Schritte nach. „Und ein Gebitt hätt' mer halt, Herr Hofmusikus: daß mer beinanner bleiwe in einer G'mein. M'r soll uns nit trenna!"

„Ich werde dem Kaiser auch das sagen. Es wird schon möglich sein. Seid ganz beruhigt!"

„Gude Nacht! Gude Nacht!" riefen die Männer dem freundlichen Stadtherrn nach.

Und sie schliefen beruhigt und erquickt von dieser nächtlichen Begegnung. Am nächsten Morgen aber kam ein Herr und fragte, ob sie die zweihundertdrei Badener Schwaben wären, er habe ebenso viele Dukaten für sie.

„Was der tausend! Ja, von wem denn?"

Von dem Herrn, der sie gestern abend besucht habe...

Es sei ein kleines Wartegeld, denn man werde ein eigenes Dorf für sie ausmessen.

„Herrjeh! Herrjeh!“ rief der Schneider: „Der Musikant, des war der Kaiser! Des war der Kaiser!“

Im Schlosse zu Preßburg.

Im königlichen Schlosse zu Preßburg saßen Albert und Maria Christine als Regenten. Herzog Albert Kasimir von Sachsen-Teschen, Statthalter und Gardekapitän in Hungarn, war jetzt sein voller Titel, und er war auch einer der größten Grundbesitzer des Landes geworden. Nicht seiner Gemahlin wurden all diese Reichtümer zugeschrieben, nein, ihm, dem Eheherrn. So felsenfest war das Vertrauen der Kaiserin in ihn, so sicher war die Mutter, daß ihr Liebling an seiner Seite das höchste Glück des Lebens finden werde. Und Albert täuschte dieses Vertrauen nicht; er wurde Maria Theresias treuester, gefügigster Sohn; auf keinen konnte sie so fest bauen in allen Lebenslagen wie auf Albert. Und Mimi war glücklich.

Statthalter nannte man ihn in Wien, Palatin in Hungarn. Neben dem Primas, dem geistlichen Oberhaupt und dem obersten Richter des Landes, dem Judex Curiae, stand er an Königs Statt als sichtbare Verkörperung der weltlichen Macht. Freilich erhielt er alle seine Weisungen aus Wien, aber es war ihm innerhalb derselben doch ein großer Wirkungskreis eingeräumt, und das Land konnte immerhin glauben, es werde von Preßburg aus regiert

und nicht von den Wiener Ministern. Diese liebte man nicht. Selbst wenn sie im Gefolge Maria Theresias erschienen, wurden sie auf den Landtagen manchmal ausgezischt. Ging ihr Bestreben doch immer dahin, mehr zu holen, als man geben wollte. Aber was man selber haben wollte, das hörten sie nicht. Und ein Jesuit war immer unter ihnen. Nicht riechen konnte der kalvinische Adel diese Gesellschaft. Ein mächtiger Statthalter, der selber regierte, war dem Lande genehmer.

Und eine Hofhaltung, wie für einen regierenden Fürsten, hatte Maria Theresia dem jungen Ehepaar in dem königlichen Schlosse zu Preßburg eingerichtet. Dieser Statthalter besaß einen Obersthofmeister vom höchsten Adel, einen Generaladjutanten und Kammerherren aus gräflichen Häusern. Es gab Kammerfouriere, Hofsekretäre, Kammerdiener, Türhüter, Leiblakaien, Leibärzte und Hofärzte für das Gefolge. Und die Frau Statthalterin war als königliche Hoheit umgeben von Hofdamen und Kammerfrauen, die unter dem Szepter einer Obersthofmeisterin standen; ein Korps von Pagen und Edelknaben diente ihr mit jugendlicher Begeisterung, und zwei Beichtväter aus dem Jesuitenorden verwalteten die Angelegenheiten der Seele. Für Kunstgenüsse sorgte eine Hofkapelle mit einem Kammermusiker als Dirigenten. An der Spitze des reichlichen Beamtenpersonals standen Oberst von Kempelen und Graf Christof Niczky, der aus der hungarischen Hofkanzlei in Wien berufene Günstling des Hofkanzlers Grassalkovich. Die Hofstallungen bildeten eine Welt für sich, und es gab nicht viel Könige, deren

Marställe sich mit dem des Statthalters von Hungarn messen konnten. Einen Thron konnte Maria Theresia der verliebten Mimi nicht gegen ihren Willen geben; eine Hofhaltung größten Stils aber sollte sie nicht entbehren.

Das reizende junge Menschenpaar spielte König und Königin von Hungarn in den weiten Räumen des Schlosses und in denen der biederen Stadt Preßburg. Und sie lernten beide mit Leidenschaft lateinisch, hörten einander die Vokabeln ab und konjugierten und deklinierten wie Gymnasiasten. Das sollte man ihnen nicht nachsagen, daß sie die Staatssprache des Landes, das sie regieren sollten, nicht verstanden. Albert lernte schwerer als Mimi; er bekam immer eine mindere Note von ihr als sie von ihm. Eine Eminenz hatte er ihr neulich geben müssen, als sie ihm eine kleine lateinische Rede aufsetzte, die er in Pest zu halten hatte. Denn dreimal im Jahre mußte er dorthin zu den Sitzungen der Septemviraltafel, wie man den obersten Justizrat des Landes zu nennen beliebte. Selbst Graf Nikolaus Palffy, der Judex curiae, nickte ihm beifällig zu, als er endlich lateinisch zu reden den Mut fand. Der Gestrenge hatte Seine Hoheit gar nicht für so gelehrig gehalten. Er war Alberts Gegner, als er ins Land kam; aber das Verhältnis besserte sich von Tag zu Tag. Und auch daran hatte Mimi, die liebenswürdige Herzogin, ihren Anteil. Sie ging beständig auf Eroberungen aus und war eine sehr geschmeidige Schülerin ihrer Mutter. Diese hatte ihr eine Tagesordnung für ihre Hofhaltung, einen ganzen Lebensplan

mitgegeben. Das Schriftstück war ein Brevier für alle erdenklichen Lagen, selbst für die Intimitäten der Ehe; aber Maria Christine bedurfte dessen nicht; sie war lebensklug und geschult genug, um aus eigenem einem Hofhalt vorzustehen. Auch erfaßte sie die große Aufgabe ihres Gemahls vom ersten Augenblicke an. Sie überwachten sich gegenseitig und erzogen einander für diese Aufgabe. Und da sie sich liebten, gelang es überraschend. Die weise Mutter hatte ihr geraten, jedermann, der eine Bitte habe, anzuhören, jedem freundliche Worte zu sagen, aber nie etwas zu entscheiden. Das sei die Sache des Gemahls. Mit Kavalierstafeln nicht zu sparen! Beim Empfang anwesend sein und dann still verschwinden... Keine Kirche der Stadt sei zu bevorzugen, jedesmal eine andere zu besuchen, damit man alle Geistlichen zu Freunden habe. Jeden Sonntag abend Appartement! Empfang der Exklusiven. Aber Maria Christine ging viel weiter; sie war ein häufiger Gast auf Adelsschlössern, und sie wechselte alsbald auch ihre mitgebrachten Hofdamen aus dem österreichischen Adel und umgab sich mit hungarischen. Die Gräfinnen Staray und Esterhazy verschmähten ihre Dienste nicht. Es war, als diene man der Königin selber. Und jährlich dreimal wurde auch die Ofener Königsburg für kurze Zeit bezogen, und es fanden auch dort Feste und Empfänge großen Stils statt. Von keinem Palatin war je ein solcher Glanz ausgegangen.

Kein Jahr verging, und des Herzogs Statthalterschaft in Hungarn hatte Wurzeln geschlagen in den hohen und niederen Adelskreisen. Die Stadt Preßburg aber lebte

neu auf bei der glänzenden Hofhaltung in dem königlichen Schlosse. Sie war die Krönungsstadt der hungarischen Könige und fühlte sich als solche. Ihre bürgerliche Gesellschaft aber war vollkommen deutsch. Die Stadt besaß in den westhungarischen Komitaten nicht nur ein altes deutsches Hinterland, sie wurde auch von Wien aus besiedelt. Der Handel glänzte mit Wiener Waren; für das Gewerbe galt nur die Wiener Meisterschaft. Und seitdem eine Tochter Maria Theresias hier regierte, kamen auch Künstler und Komödianten von dort und machten Preßburg zu einer Vorstadt von Wien.

Palatin? Der Herzog war es nicht, wenn er auch dessen Amt aufsog und überflüssig machte durch seine Statthalterschaft. Es sei ein heimlicher Schmerz der hungarischen Herren, daß sie einen Statthalter und keinen Palatin hätten, sagte der Graf Niczky eines Tages dem Herzog. Er gab ihm zu verstehen, was man wünschte, wofür man ihm zu Dank verpflichtet wäre. Aber dieser lehnte jede Diskussion darüber ab. Der Statthaltertitel war ja in Hungarn ein fremder, ein österreichischer. Und hinter diesem Titel stak auch eine politische Absicht, eine Umgehung der Verfassung; denn der Palatin war verpflichtet, dem König und der Nation einen Eid zu leisten; der Statthalter, den das Gesetz nicht kannte, leistete diesen Eid nur dem König. So nahe die hungarische Nation dem Herzen Maria Theresias stand, ein Mitglied ihres Hauses konnte sich von ihr nicht in Eid nehmen lassen. Die Grenzen ihrer absoluten Herrschermacht ließ sie nicht verschieben. Und Albert wußte, daß er damit kein Glück

haben würde bei ihr, selbst wenn er sich dafür hätte einsetzen mögen. Auch in Maria Christine lehnte sich alles auf gegen die Zumutung. Und sie hatten auch heute beim Abendessen wieder von diesen Fragen gesprochen. Die Herzogin fand, daß der Herr Hofrat Niczky etwas zu freigebig wäre mit seinen Ratschlägen. Albert möge ihn gemessener behandeln, ihn nicht in alles einweihen. Sogar nach Wien wurde er viel zu oft gesendet. Dieser verstand nicht, wohin sie zielte... „Hat er uns nicht die erste Verstimmung bei Joseph bereitet?" fragte Mimi. „Was hatte er mit dem Banat zu schaffen?"

„Nun, ich finde, daß es dem Kaiser sehr dienlich gewesen wäre, einen Kenner des Landes an seiner Seite zu haben. Was hat er nicht alles angerichtet!" sagte Albert und lächelte. „Meine Herren reden täglich davon."

„Lieber Freund," erwiderte Mimi, „Joseph muß man sich selbst überlassen. Der wird den Herren, die jetzt so viel über ihn reden, noch manche unangenehme Stunde bereiten."

„Sein Debut war etwas demokratisch, das müssen Sie zugestehen."

„Aber gesund! Wie Harun al Raschid suchte er das Volk auf, und wie Salomo fällte er seine Urteile."

„Man möchte eifersüchtig werden, wenn man so etwas hört," lachte Albert.

„Kasimir, Kasimir, Sie sind es!" spottete Mimi und gab ihm einen Kuß. „Über Joseph ist mit mir nicht zu reden... Ich wünsche wohl gespeist zu haben, Herr Statthalter."

Sie traten auf den Altan hinaus. Tief unter ihnen lag die Landschaft hell im Mondenschein. Die Donau breitete ihre Arme aus und bildete eine ganze Welt von Inseln zu Füßen des Schlosses, das wohl der erhabenste Herrensitz des Landes war. Die Grenzstadt Hungarns war Preßburg und doch sein Herz. Es lag für Albert eine sinnbildliche Bedeutung darin, daß Preßburg die Hauptstadt des Landes werden konnte. Der Zug nach dem Westen kam darin so anschaulich zum Ausdruck. Und die Stadt nahm immer die führende Rolle für sich in Anspruch, auch war sie immer ein Sitz der Musen. Der Abglanz des nahen kunstfreudigen Wien lag auf ihr, und dieselben Künstler, die die Kaiserstadt schmückten, woben auch den Schönheitsgürtel der hungarischen Krönungsstadt. Das junge Herzogspaar erquickte sich an ihren alten Kulturschätzen; Albert wurde hier zum Mäzen, das Schloß unter seinen Händen zu einem Museum. Und sein Beispiel trug Früchte; der reiche Adel, die Fürsten Esterhazy voran, wetteiferten mit dem Herzog in der Pflege des Schönen.

Auf dem Rathausturm schlug es die zehnte Stunde, und eine helle Glocke begann zu läuten. Sie läutete die Stadt allabendlich zur Ruhe. Sobald ihre Stimme ertönte, wurden die Tore geschlossen, die der Stadt und die der Häuser. Und der Nachtwächter trat sein Amt an. Bei günstigem Wind hörte man seine Stundenrufe bis herauf in das königliche Schloß.

Ein Frostschauer schüttelte die Herzogin.

„Leichtsinn! Leichtsinn!“ schmälte Albert und lief in

den Saal zurück, um eine Hülle für die geliebte Frau zu holen. Sie dankte zärtlich und schmiegte sich an ihn. Glücklich sah sie zu ihm auf... Nur noch kurze Zeit, und sie werden nicht mehr allein sein in dieser Königsburg... Mimi träumte wie oft von dem künftigen Geschlecht, das ihrem Schoße entspringen sollte. Albert ein Königssohn, sie Maria Theresias Tochter. „Wenn Gott uns einen Sohn schenkt, Albert, was wird er sein?" fragte sie den Gemahl.

„Was er sein wird? Unser Alles und der Abgott seiner Großmutter!"

„Nicht mehr?"

„Was noch?"

„Ich meine — nicht noch etwas?" fragte Mimi, und es war ein seltsamer Ton in dieser Frage. Sie schien in Beziehung zu stehen zu unausgesprochenen Dingen.

„Meine Teure, hören Sie nicht auf diese Einflüsterungen," erwiderte Albert. „Das sind Phantastereien der hungarischen Herren. Selbst wenn mich die Königin eines Tages zum Vizekönig von Hungarn erheben würde, so wäre das doch kein erblicher Titel. Joseph wird diese Erhebung übrigens niemals zugeben."

„Warum nicht?"

„Weil sein Sinn auf Zusammenfassung, auf Einheitlichkeit des ganzen Reiches zielt. Besser als irgendwer kenne ich seine Pläne. Während unseres Ausfluges nach der Zips," fuhr er fort, „war ich mit ihm eine Nacht allein. Er nahm mich, da es an passender Unterkunft gebrach, zu sich ins Zimmer. Und vor dem Einschlafen redete er

viel. Er schloß mir sein Innerstes auf. Er werde sich — behalte es für dich, mein Kind — nie zum König von Hungarn krönen lassen, sagte er, nie einen Eid auf die Erhaltung von Zuständen leisten, die er verwerfe. Als deutscher Kaiser werde er Hungarn regieren und es herausführen aus dem Mittelalter, in dem es noch lebe."

„Der arme Schwärmer wird sich daran verbluten," sagte die Herzogin.

„Mag sein, liebes Kind. Aber da ich um diese geheimsten Absichten Josephs weiß, darf ich nichts unternehmen, was ihnen entgegen wäre... Die allmächtige Mutter hat genug, übergenug für uns getan. Ein Mehr würde ich ihr dringend widerraten."

„Sie haben recht, Albert. Es sind Träume... Joseph wird wenig Freunde im Leben gewinnen; halten wir beide ihm die Treue. Ich schäme mich beinahe..."

„Ach, schämen!" sagte Albert begütigend und legte voll Zärtlichkeit seinen Arm um ihre weiche, gerundete Gestalt. „Eine Mutter hat sich solcher Phantasien nicht zu schämen. Die darf alles in ihre Träume einspinnen... Aber jetzt kommen Sie. Mondnächte sind zu solchen Zeiten gefährlich für allzu empfindsame Frauen."

Als sie sich dem Saale zuwendeten, trat der Kammerdiener des Herzogs ihnen entgegen. Er meldete, daß der Hofrat Graf Niczky noch heute um eine kurze Audienz bitte. Er habe Seiner Hoheit eine Nachricht zu bringen, die keinen Aufschub dulde.

„Ach, diese dringenden Geschäfte!" sagte Mimi lächelnd. „Gute Nacht, Herr Statthalter, ich gehe schon."

Albert küßte ihr zum Abschied die Hand und hielt sie nicht zurück, denn er ahnte, daß die Nachricht, die ihm da überbracht wurde, nicht für sie tauge. Hatte er doch schon die erste Kunde aus Wien, daß Josephs Gemahlin schwer erkrankt war, vor ihr geheim gehalten. Jetzt aber war er gefaßt darauf, eine Trauernachricht zu empfangen.

Als die Herzogin sich zurückgezogen hatte, ging Albert dem Hofrat, der eintrat, rasch entgegen: „Sie kommen aus Wien? Was bringen Sie für Nachrichten?"

„Eure Hoheit, eine sehr betrübende: Ihre Majestät, die Kaiserin Josepha, ist gestorben. Binnen wenigen Tagen haben die Blattern sie hinweggerafft."

„Diese furchtbare Krankheit!"

„Aber ich habe noch eine Mitteilung," sagte Graf Niczky mit gedämpfter Stimme, „die nur für das Ohr Eurer Hoheit bestimmt ist. Es wurde mir auf das strengste aufgetragen, dieselbe keinesfalls zur Kenntnis der Frau Herzogin gelangen zu lassen."

„Und was ist das?"

„Unsere erhabene Königin Maria Theresia, die sich voll Hingebung an der Pflege der Kranken beteiligte, liegt jetzt selber an den Blattern darnieder."

Albert erschrak auf das tiefste. „Von wem haben Sie diese entsetzliche Mitteilung?"

„Aus der Kammer Ihrer Majestät. Die Königin verbot es, irgendeine Nachricht darüber nach Preßburg gelangen zu lassen. Die Herzogin darf nichts davon erfahren, sagte die Majestät, sonst käme sie, und das wäre ein großes Unglück."

„Ich danke Ihnen für beide Nachrichten, Herr Graf; eine ist schrecklicher wie die andere. Veranlassen Sie, daß morgen in allen Kirchen für die Gesundheit der Königin gebetet werde. Meine Frau wird nichts erfahren als die Todesmeldung. Ich reise zum Leichenbegängnis allein nach Wien."

„Gott beschütze die Königin!" sagte Graf Niczky. „Ihr Tod wäre ein namenloses Unglück für Hungarn."

„Für uns alle!" erwiderte der Herzog. „Für uns alle!"

Und er ging noch lange in dem Saal auf und nieder, die Schwere dieser Mitteilungen in sich verarbeitend. Der Tod der jungen Kaiserin hatte bei aller Tragik ihres Schicksals etwas Erlösendes an sich, etwas Befreiendes... Die Anwesenheit dieser Gemahlin war dem Kaiser eine Qual. Und er behandelte sie grausam, ja unwürdig. Sein ganzes Charakterbild war entstellt vor den Hofkreisen durch das Verhältnis zu dieser zweiten Frau. Und man sagte immer, sie liebe ihn, sie vergöttere ihn. Welch ein Schicksal!... Und jetzt die Mutter? Gott wird gnädig sein. So kann dieses große Regentenleben nicht enden... Soll er Mimi heute noch...? Nein. So wenig die Kaiserin Josepha ihr auch war, eine Trauernachricht ist kein Schlafmittel für eine Frau, die ihrer Stunde harrt.

Graf Niczky hatte den empfangenen Auftrag mit dem frühesten erfüllt. Seine Boten eilten nach allen Kirchen und Klöstern in die Stadt hinab und veranlaßten die Gebete für die Gesundheit der Königin Maria Theresia. Die für das Seelenheil der verstorbenen Kaiserin, die

nach altem Brauch wohl vorausgehen sollten, die hatte der Herzog in seiner Bestürzung vergessen, und der Herr Hofrat vergaß sie mit Absicht. Wenn es auf ihn ankam, nahm man das Ableben der Gemahlin Josephs in Hungarn nicht zur Kenntnis. Maria Theresia war der König! Josephs Gemahlin kannte man nicht. Der Herzog eilte in Begleitung seines Obersthofmeisters Graf Bethlen am nächsten Tage nach Wien. In der Hofkanzlei des Schlosses aber beriet sich der Oberst von Kempelen mit dem Hofrat Niczky über die Zukunft. Was wird sein?

Welche Möglichkeiten standen am Horizont? Es war nicht auszudenken, was der Tod der geliebten Königin für Umwälzungen im Gefolge haben konnte... Wie ein Triumphator war Kaiser Joseph auf der Rückfahrt aus dem Banat durch Hungarn gereist. Sein Verfahren, sagte Graf Niczky, habe das Volk überall aufgewiegelt gegen die Herren; viele tausend Bittgesuche, erzählte er, brachte der Kaiser heim nach Wien. Schon von Pest aus sei ein eigener Wagen nötig gewesen für diese Gesuche, diese Klagen. Und dieses Material verarbeitete man jetzt in Wien. Mit der Erledigung dieser Gesuche und mit all den angeordneten Erhebungen und Untersuchungen werde die hungarische Hofkanzlei in Wien überschwemmt, werden die Komitate überall behelligt. Was soll das erst werden, wenn......?

Oberst von Kempelen war ein gerader Soldat und nicht gewohnt, sich über höhere Maßnahmen Gedanken zu machen. Aber der Jurist Niczky, der geheime Referendar der Septemviraltafel, übte an allem Kritik und wachte

scharf über die Einhaltung der alten Formen und Gesetze. Nichts geschah, was er voll billigte; auch Maria Theresia, die den Landtag in dreißig Jahren nur dreimal einberief, war ihm eine Autokratin, eine Tyrannin. Aber wie wußte sie das zu mildern durch die Form; wie lieb und gut war sie mit jedem Hungarn, der in ihre Nähe kam. Und wie reich beschenkte sie nicht die Herren, die ihr dienten. Es war bei allen juristischen Vorbehalten gegen ihre Maßnahmen eine Freude, ihr zu gehorsamen. Aber der neue Herr? Gott schütze Hungarn! Da wird man nichts Gutes erleben.

Und der Graf bewies dem Oberst von Kempelen, daß es eigentlich ihre Pflicht wäre, sich zu wappnen und ein Promemoria auszuarbeiten zu Händen Seiner Hoheit des Herrn Statthalters für den äußersten Fall. Der Herzog soll erfahren, was er zu vertreten habe, wenn ein Umsturz drohe, was die Wünsche der Nation wären, wenn Gott in seinem unerforschlichen Rat beschlossen hätte, ihre Königin so plötzlich abzurufen. Und wenn das nicht geschähe, wenn der Himmel gnädig bliebe, könne es am Ende auch nicht schaden, dem Herzog einmal alles das an die Hand zu geben, was ein Statthalter eigentlich wissen sollte. Das Schriftstück würde keinesfalls zwecklos sein.

Und der Oberst genehmigte die Ausarbeitung. Er selber sah einem neuen König und dessen Krönung in Preßburg mit ziemlich unbehaglichen Empfindungen entgegen. Es werde sicherlich ein fundamentaler Umsturz erfolgen.

Mit einem dämonischen Lächeln verneigte sich Graf Niczky vor seinem Chef. Er werde sein Bestes tun.

Ein Bote der Herzogin störte die Herren. Sie befahl alle Mitglieder des Hofstaates in die Hofkapelle des Schlosses zu den Gebeten für die verstorbene Kaiserin. In gänzlicher Unkenntnis der Gefahr, in der die heißgeliebte Mutter schwebte, kniete Maria Christine in ihrem Betstuhl gegenüber dem Altar, und der Hofkaplan sprach die Gebete für die Tote, in die der versammelte Hofstaat einstimmte. Andächtig, ganz in sich versunken, war die hohe Frau.

Es war dem Grafen Niczky ein peinlicher Gedanke, daß gerade hier für eine gleichgültige Tote gebetet wurde und nicht für die Königin. Denn die Gefahr, in der Maria Theresia schwebte, ging ihm nahe, und sie bedrohte ja alle, die hier knieten... Aber war er nicht der oberste Hüter des Geheimnisses? Nur er und Kempelen wußten darum, und ihre Aufgabe war es, bis zur Zurückkunft des Herzogs den Verkehr mit der Stadt Preßburg strenge zu überwachen. Niemand sollte empfangen werden.

Graf Niczky überließ dieses Geschäft dem Oberst und ging an seine Arbeit. Er stellte Grundsätze auf, die geradezu einen neuen Krönungseid erforderlich machten; doch er war dessen gewiß, die Zustimmung des Adels dafür zu erlangen. Wenn einmal die Grafen Palffy und Grassalkovich gewonnen waren, schlossen sich alle seinen Forderungen an. Und die beiden waren ihm sicher... Regelmäßige Einberufung des Landtages forderte er

künftig, Wiedereinverleibung des Banats und Siebenbürgens, Wiederherstellung des Insurrektionsparagraphen, der den bewaffneten Widerstand der Nation gegen ungesetzliche Maßnahmen des Königs für zulässig erklärt... Mittelalter? Nun, es scheint, daß das, was damals nötig war, künftig wieder nötig sein werde. Und was die Arpaden beeideten, das kann auch ein Joseph beeiden. Man muß sich vorsehen...

Mit all dem Scharfsinn und all den verwegenen staatsrechtlichen Schlagworten, über die er als gewandter Jurist verfügte, warf Niczky sich namentlich auf die Forderung der Wiedervereinigung der ehemals hungarischen Länder, die „Wien“ den Türken abgenommen und als erobertes Gut behalten hatte. Das sei ein schreiendes Unrecht gewesen. Erst dadurch sei jene Ungleichheit in die Länder der heiligen hungarischen Krone gekommen, aus der jetzt die große Unzufriedenheit im Volke erwachse. Es gehe nicht an, daß entlaufene Leibeigene, die ins Banat gelangen oder auf den sächsischen Königsboden, dort frei seien und höhere Rechte genießen sollen, als auf hungarischem Komitatsboden. Die Gleichheit, die vor der Türkenzeit im Lande geherrscht habe, müsse endgültig wieder hergestellt werden, sonst treibe man der Anarchie entgegen und dem Aufruhr. Gesuche an den König aber müßten durch die Hände der Obergespäne gehen, und sie dürften nur durch die hungarische Hofkanzlei der Krone vorgelegt werden. Die Wahrung der Autoritäten und Kompetenzen im Lande sei ein Gebot des Rechtes und der Klugheit.

In solcher Weise erging er sich in seinem lateinischen Promemoria, und so sehr Kempelen daran auch glättete und feilte, es gestaltete sich zu einer scharfen Kritik der bisherigen Übung und war eine laute Warnung vor dem durch Joseph beliebten Verfahren. Und das sollte er dem Herzog überreichen?

Nun, vielleicht brauchte man die Schrift nicht. Der Herr Hofrat mag sie immerhin vollenden, man wird sie verwahren und bei guter Gelegenheit noch einmal überprüfen...

Ein Ruf des Schreckens hallte durch das Schloß. Türen flogen, eilige Tritte nahten, Stimmen wirbelten durcheinander.

„Die Herzogin!“ „Die Herzogin!“

Die Nachricht von der schweren Erkrankung Maria Theresias, das Gerücht von ihrem Tode war ins Schloß gedrungen. Eine Hofdame, die drunten gewesen war in der Stadt, hatte es voll Entsetzen verbreitet. Maria Christine schrie auf vor Weh. Sie forderte einen Reisewagen, sie wollte augenblicklich nach Wien. Niemand vermochte sie zu halten, sie mußte zur Mutter...

Sie kam nur bis auf die Treppe. Da knickte sie in sich zusammen und wand sich in namenlosen Schmerzen.

Ganz leise war der Todesengel durch das Frauengemach der Burg geschritten. Er nahm eine süße Hoffnung mit, den Königstraum einer jungen Mutter.

Barmherziger Kaiser.

Joseph und Maria Theresia waren gleich am Beginne ihrer gemeinsamen Regierung weit auseinandergeraten; schon hatte es den Anschein, als sollten sie sich nie mehr verstehen. Aber in dem Ringkampf mit dem Tode fanden sie sich wieder. Wie einst um seine geliebte Isabella, so kämpfte Joseph jetzt um die Mutter.

Er hatte das Krankenzimmer seiner Frau kaum betreten; sein Widerwille gegen Josepha war durch nichts zu besiegen; aber keine Bitte und keine Warnung konnten ihn bewegen, vom Krankenbett der Mutter zu weichen. Er war Tag und Nacht um sie und pflegte sie als der Gehilfe van Swietens mit der Preisgabe des eigenen Lebens. Der große Arzt war voll Erstaunen über diese Hingabe. Daß die gewissenhafteste Pflege die halbe Errettung von jeder Krankheit bedeute, das galt ihm von da ab als ein Axiom. Ein Sohn hatte es ihn gelehrt, ein Kaiser. Und Maria Theresia genas...

Hart war sie mit Joseph zusammengeprallt nach seiner ersten Reise zu ihren Völkern; sie verdarb ihm die Freude gründlich, die er über all die gesammelten Erfahrungen, die gewonnenen Einblicke und die guten Taten empfand, die ihm zu vollbringen vergönnt war. Es zählte alles nicht in den Augen der Mutter, die nach anderen Grundsätzen regierte. Dieses stürmische Tempo der Erweckung der Völker, in der Aufstachelung der Instinkte unbekannter Massen, erfüllte sie mit heimlichem Grauen. Es wehte sie aus dem allen der Atem einer Zukunft an,

die ihr die schwersten Sorgen bereitete, und nur mit Gram sah sie den Sohn auf der eingeschlagenen Bahn fortschreiten. Er beharrte auf der Absetzung des Grafen Perlas, er ließ einen Vizegespan nach dem anderen verwarnen oder in Untersuchung ziehen und schonte keinen großen Namen und kein erworbenes Verdienst. Auch nach Böhmen und Mähren trug er seine Grundsätze, denn er fand, daß von der dortigen ständischen Verwaltung der Mensch ebenso gering bewertet werde als wie in Hungarn. Es schreie zum Himmel, was auch dort geschehe. Der Adel habe gefüllte Speicher, und das Volk hungere. Joseph tobte.

Und auch in Wien griff er mit rauher Hand bald in dieses, bald in jenes Ressort. Er schaffte mit einem Schlag die lateinische Vortragssprache an der Hohen Schule von Wien ab, er verdeutschte auch die Gymnasien der Jesuiten und Piaristen. Und er wollte den Schulzwang diktieren für die bürgerlichen Volksschichten. Aufklärung war das zweite Wort in all seinen Reden. Und über neue Steuerpläne, die den Adel und die Bischöfe beunruhigten, zerbrach er sich den Kopf. Was wird er nicht noch alles wollen?

Der Kanzler warnte. Die Minister wüßten nicht mehr, was Recht, was Unrecht sei, sagte er, und wer eigentlich herrsche. Und damit traf er den empfindlichsten Punkt... Im Staatsrat gab es immer wieder scharfe Gegensätze, und es blieb bald die Mutter, bald der Sohn fern, um den Ministern kein Schauspiel ihrer Uneinigkeit zu bieten. Seitdem Joseph aus Hungarn zurück war, schien

er der Mutter noch überreizter, noch überspannter zu sein als früher. Ihr braver alter Minister Haugwitz war schwer erkrankt, und sie wollte ihm das Sterben erleichtern; sie wollte der Familie ein Gut mit dreitausend Seelen schenken. Joseph aber verweigerte seine Unterschrift. Auch der brave Graf Hadik, der Eroberer von Berlin, der ihr eine der größten Freuden ihres Lebens bereitete, schien ihr noch nicht genügend belohnt. Zwei Güter mit fünftausend Leibeigenen waren durch Todesfälle erledigt. Die konnte man ihm zuweisen. Aber Joseph verweigerte seine Unterschrift. Warum denn? Wieso denn? schrie die Mutter. Joseph forderte die Aufteilung dieser Güter an die Leibeigenen. Sie sollten freie Bauern werden. Der Staatsrat verstummte gegenüber dieser ungeheuerlichen Forderung. Mutter und Sohn verkehrten durch Wochen nur noch brieflich. Und liebten sich doch von Herzen! Wie ein Unglück ihres Hauses sah Maria Theresia dieses Sichnichtverstehen an. Sie hielt das Herz ihres Sohnes für unedel, für rachsüchtig und bar aller Nächstenliebe, weil ihm keine Überlieferung als heilig und kein ersessenes Ansehen als unantastbar galt. Und sie schränkte seinen Wirkungskreis immer wieder ein und verwies ihn auf die Armee, wo sie als Frau ja naturgemäß weniger ausrichten könne, und auf die Finanzen. Er war und blieb der Schwächere. In jedem Streit, der ausbrach, obsiegte zuletzt die Mutter, denn sein anerzogener Gehorsam und seine große Liebe zu ihr waren stärker als jegliches Widerstreben. Er war nur ein zu edler, zu guter Sohn. Im tiefsten Grunde änderte

sich freilich nichts, keines konnte dem anderen seine Grundsätze opfern, und so regierten sie nebeneinander anstatt miteinander.

Daß Joseph, von dem Maria Theresia in Stunden der Verstimmungen wie oft meinte, er würde sie am liebsten schon in der Kapuzinergruft sehen, sich jetzt, in dieser Leidenszeit, so sehr bewährte, das beglückte sie tief. „Hab' nicht gemeint, daß ich Dir noch so viel bin," sagte sie zu ihrem getreuen Pfleger, als sie wieder munter war. „Wir werden künftig mehr Vertrauen zueinander haben müssen."

Und es schien, als sollte sich dieses Wort erfüllen. Das Herz Josephs hatte sich als echt erwiesen. Wenn nur sein Kopf nicht so rechthaberisch gewesen wäre; wenn er nur nicht so viel von Vernunft und Aufklärung, von der Menschheit geredet hätte, der man verantwortlich wäre für all sein Tun. Sie fühlte sich nur Gott verantwortlich. Und was sie vor seinem Richterstuhl rechtfertigen zu können hoffte, das mußte auch ihren Völkern als das Rechte erscheinen. Sie faßte keinen Entschluß und fällte kein Urteil, ohne sich mit Gott beraten zu haben. Mit der Vernunft allein auskommen zu wollen, wäre ihr immer wie eine Vermessenheit erschienen. Soll die künftig die Welt regieren? Sie wird nicht langen. Frömmer, als sie war, ging Maria Theresia aus ihrer schweren Krankheit hervor. Gott schien sie für seine Zwecke aufgespart zu haben. Anders konnte sie ihre Genesung nicht deuten. Der Staat bedurfte ihrer wohl noch... Sie schrieb es der zärtlich geliebten Mimi

und teilte ihr die Erkrankung und ihre Genesung in einem Briefe mit. Denn man verschwieg jetzt ihr, was im Preßburger Schlosse geschehen war... Sie verbot Mimi, zu erschrecken oder jetzt an etwas anderes zu denken, als an sich selbst. Sie habe auch Albert, als er in Wien, gewesen, nur darum nicht in ihre Krankenstube gelassen, weil sie beide zu sehr liebe. Er möge das entschuldigen. Du aber wünsche Dir jetzt nicht, mich zu sehen; mein trauriger Anblick würde Dich maßlos erschrecken."

Und bei Sankt Stephan hielt sie ihre Wiederauferstehung aus schwerer Not. Die Trauer um die verstorbene Kaiserin Josepha ging unter in dem Triumph Maria Theresias über die ihrem Hause so gefährliche Krankheit; in großer Gala erschien die gesamte Adelswelt bei diesem kirchlichen Genesungsfest. Nur Maria Theresia ging in Trauerschleiern und zeigte ihr Antlitz, das von blutroten Narben arg entstellt war, nicht einmal dem Kardinal-Erzbischof, der sie segnete. Alle Spiegel hatte Maria Theresia aus ihren Wohnräumen entfernen lassen, denn diese Zeugen ihrer einstigen Schönheit, ihrer prangenden, blühenden Weiblichkeit, schienen ihr nur noch eine Ruine zu zeigen. Sie ertrug den Anblick nicht. Und sie empfing selbst ihre nächsten Mitarbeiter mit einem Schleier vor dem Antlitz. Die Gratulanten lehnte sie ab; sie ließ niemanden vor von allen, die ihr Glück zu wünschen kamen; aber als eines Tages eine Abordnung aus Tirol, die zum gleichen Zwecke die weite Reise unternommen hatte, um eine Audienz bat, wollte sie sie in Gottes Namen empfangen. Wie leuchtete sie noch in fraulicher

Schönheit während der Innsbrucker Hochzeitstage, die so traurig endeten. Und jetzt? Verschleiert trat sie den biederen Männern aus Tirol entgegen, hörte ihre frommen Glückwünsche an und dankte ihnen, daß sie die weite Reise nicht gescheut hatten. „Mer wollte doch genau wisse, ob Du wieder beinander bischt, Theresia,“ sagte der Sprecher. „Es geht Dir alsdann wieder guat?“

„Es geht, es geht,“ erwiderte die verschleierte Kaiserin, „aber mein Gesicht!“

„Ah was, G'sicht! Wann D' nur wieder g'sund bischt!“ antwortete der Mann aus Tirol.

Und dieses Wort gab Maria Theresia ihren Humor wieder. „Ah was, G'sicht!“ sagte sie jeden Morgen, und fortan verschmähte sie den lästigen Schleier. Sie hatte ihre weibliche Eitelkeit überwunden und erzählte es aller Welt, wie sich das begeben hatte.

Häufiger als sonst empfing die Kaiserin während ihrer Wiedergenesungszeit, in der sie sich zu schonen hatte, den Besuch Josephs und der blassen kleinen Resi, die ihnen beiden große Sorgen bereitete. „Die Mutter wird die Prinzeß bald holen!“ sagte die bigotte Aja des Kindes immer wieder, und die bigotte Großmutter sagte es auch. „Isa läßt uns diesen Engel nicht!“ klang auch ihre bange Weise. Und das schien sich langsam vorbereiten zu wollen. Das einzige, woran Josephs Herz noch hing, war dieses zarte Kind... Warum war es kein Sohn? Kein Thronfolger? Den Gedanken an eine Wiedervermählung wies Joseph weit von sich. Der Bruder Leopold in Toskana möge für die Erbfolge sorgen; er habe eine andere

Lebensaufgabe, sagte er der Mutter. Der Staat sei die einzige Leidenschaft, die er sich noch gönnen wolle. Aber das war es ja, was Maria Theresia nicht wünschte. Dieser Staat sollte in Frieden gelassen werden, er befand sich ja wieder in einem ganz guten Zustand. Hatte er nicht ungeahnte Kräfte offenbart in all den Kriegen und sonstigen Nöten? War man nicht stark und geachtet von aller Welt? Langsam wachsen die Bäume, die zu hohen Jahren kommen wollen... Joseph schwärmte ihr vor von seinen militärischen Neuerungen, und sie billigte sie, obgleich sie fühlte, daß in all diesen Verbesserungen der Geist des bösen Königs spuke. Seines Idols! Der Daun und der Laudon hatten ihn freilich auch ohne diese Neuerungen da und dort geschlagen. Aber es war ihr lieb, daß Joseph die Armee liebte und ihre Generale ehrte. Der Lacy und der Laudon, seine Ratgeber, besaßen auch ihr ganzes Vertrauen. Aber der große Feldmarschall Daun, der Sieger von Kollin, war tot... „Daß du seinen Erben nie vergißt, was er geleistet hat!" sagte die Kaiserin, als sie krank darniederlag. „Die Nachkommen all der Männer, die mir in schweren Zeiten gedient haben, sollen euch heilig sein." Und sie wiederholte es jetzt wieder: „Niemanden kränken, dankbar sein, dankbar sein!" sagte sie mit Beziehung auf manche seiner Handlungen.

„Mutter, Mutter!" sprach Joseph, „was möchte aus einer Welt werden, die nach solchen Grundsätzen regiert würde? Sie müßte nach drei Geschlechtern erstarren. Ihr habt alle, die Euch dienten, königlich belohnt, Ihr

habt sie mit Würden und Reichtümern überschüttet. Aber wenn ihre Erben selber nichts leisten, werden sie mir nichts sein. Gar nichts. Und sie werden wenig leisten, wenn man sie als Günstlinge behandelt. Jedes Geschlecht muß von vorne beginnen, sonst wird nichts aus dieser Welt."

„Mein Sohn, aus dir spricht ein Geist, den der Adel mit Recht fürchtet," sagte Maria Theresia. „Was soll denn werden aus dieser Welt? Ich finde sie ziemlich gut eingerichtet. Willst du deine Minister nicht aus den verdienten Familien, den Stützen des Thrones und des Staates wählen? Willst du aus hörigen Bauern Beamte machen, aus Handwerkern Hofräte und aus Krämern Generale? Man zischelt mir immer zu, du wärst solch ein Demokrat."

„Ich bin es auch. Wenn Sie den Demokraten mit Volksfreund übersetzen, bin ich stolz auf diese Bezeichnung. Die Verjüngung der morschen Welt kann nur aus dem Volke kommen. Wo aber ist dieses? Wer kennt und nützt die Kräfte, die in ihm schlummern mögen?"

„Du deklamierst mir zu viel, Pepi," erwiderte die Mutter. „Bin ich morsch? Ich fühle mich ganz und gar gesund. Ich sehe auch lauter aufrechte, starke Menschen ringsum. Meine Minister und Räte sind eine prächtige Rasse; diese Familien werden das Gebäude noch lange tragen."

„Mutter, ich glaube daran nicht. Wer Rousseau und Voltaire liest und die Schriften der jüngeren Köpfe, dem geht die Ahnung auf von einer Erneuerung der Welt

in einer nicht allzu fernen Zeit," erwiderte Joseph gedankenvoll.

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht, daß der Wind daher weht. Der Kardinal weiß schon lange, daß du die Schriften dieser Gottlosen liest. Weil der böse König den Voltaire liebt, liebst du ihn am Ende auch? Das hat dir noch gefehlt!"

„Der Herr Kardinal! Liest der überhaupt etwas? Ich schätze, was gut an Voltaire ist, und ich verwerfe, was mir frivol und bloß witzig erscheint. Der Herr Kardinal sollte sich aber doch wohl um andere Dinge kümmern, als um die Lektüre seines Kaisers," erwiderte Joseph. „Ich werde in unseren Beichtvätern fortan nur noch Ausspäher und Zwischenträger erblicken."

„Mein Sohn! Mein Sohn!"

„Es ist doch wahr! Sie werden selber eines Tages noch schlimme Erfahrungen machen mit diesen Ratgebern."

Mit einem Mißton schloß das Gespräch, und Joseph holte sein Kind aus dem Nebenzimmer, wo es bei der Aja weilte. Die Resi spielte dort mit den schönen alten Puppen der Tante Mimi, die die Großmutter behalten hatte. Er führte sie jetzt an der Hand durch den Kontrolorgang heim zu sich. Nie war das Kind ihm so teuer als jetzt, da ihn manchmal die Ahnung beschlich, daß er es verlieren könnte.

Mit solchen Bemerkungen über die geistlichen Berater der Kaiserin, wie sie heute wieder gefallen waren, griff Joseph der Mutter ans Herz. Sie lehnte sich ja selber oft auf gegen Übergriffe einzelner Jesuiten; aber sie litt

es nicht, daß eine kirchliche Einrichtung angegriffen wurde. Und die geistliche Bücherzensur erschien ihr wie eine solche. Der Kardinal Migazzi, der oberste Seelenhirt von Wien, war ihr die ehrwürdigste Gestalt. Er hatte bei Hofe den Vortritt vor allen. Daß Joseph so von ihm sprach, verletzte sie. Gehörte das Lesen schlechter Bücher nicht zu den Gefahren, die den Seelen drohten? Hatte der Kardinal und der Erzbischof von Wien nicht ein Recht, darüber zu wachen, daß keine staats- und religionsfeindlichen Bücher ins Land kamen? Auch der Kaiser bedurfte des Schutzes für seine Seele. Keines der Kinder Maria Theresias durfte ein Buch lesen, das die Beichtväter nicht geprüft und erlaubt hatten. Warum sollte Joseph sich nicht in dieselben Hausgesetze fügen? Sie selber fügte sich. Und sie empfand es als Überhebung des Sohnes, daß er es nicht auch tun wollte.

Auch Gegenbesuche machte die Kaiserin im Leopoldinischen Trakt der Hofburg, seitdem die kleine Resi so auffällig hinsiechte. Joseph hörte immer wieder, wenn er zu seinem Liebling kam, daß die Großmama-Kaiserin dagewesen wäre. Zu ihm kam sie nicht, denn sie mißbilligte die Frohnarbeit, der er sich in seiner Wohnung unterzog, und zu der auch sein Obersthofmeister, Graf Rosenberg, den Kopf schüttelte.

Noch immer war man da mit der Aufarbeitung der Tausende Gesuche und Bittschriften und Anklagen beschäftigt, die der Kaiser mitgebracht hatte. Die Rückfahrt aus dem Banat vollzog sich unter einem wahren Ansturm des Volkes; jeder hatte ein Gebitt, jeder fand den Mut

zu einer Beschwerde. Am Straßenrand knieten die Leute und hielten ihre Gesuche in erhobenen Händen. In den Wagen wurden sie dem Kaiser geworfen, wenn er durch Dörfer und Städte fuhr. Er nahm alles an; er ließ Hauer und Weißkirch hundertmal aussteigen und Bittschriften einsammeln. Ein Saal wurde nach der Heimkehr nahe beim Arbeitskabinett Josephs eingerichtet, und auf langen Eichentafeln lag der mitgebrachte Jammer aufgespeichert und harrte der Bearbeitung. Dr. Weißkirch hatte die Banater Angelegenheiten, zwei Herren aus der hungarischen Hofkanzlei die anderen zu sichten und den Sekretären des Kaisers allmählich vorzulegen. Er selber wollte jeden Tag etwas davon unterbreitet haben. So viele andere Angelegenheiten, die wichtiger zu sein schienen, ihn auch in Anspruch nahmen, er duldete kein Versäumnis gegenüber diesen Urkunden aus dem Volke. Eine derselben hatte er unter Glas und Rahmen über seinem Schreibtisch angebracht, so wert war sie ihm.

Der Kaiser hatte heute den Hofkammerrat Anton von Gottmann empfangen, der berufen war, sich über so manches der mitgebrachten Schriftstücke zu äußern und Anträge zu stellen. Auch über den neuen Landespräsidenten, den der Staatsrat vorgeschlagen, sollte er seine Meinung abgeben. Carl Graf von Clary und Aldringen war der Auserwählte. Der Kaiser hätte am liebsten den Hofkammerrat hinabgeschickt ins Banat, aber den brauchte er in Wien. Auch bestand die Mutter darauf, daß ein Mann von Rang, daß ein deutscher Graf an die Spitze der Provinz gestellt werde. Von diesen Formen ließ sie

nicht. Es wäre eine Degradierung des Landes gewesen, wenn man ihm einen Mann minderen Ranges vorgesetzt haben würde, sagte sie. Es war ihm recht. Hatten die Sachsen ihren selbst gewählten Grafen in Siebenbürgen, mögen auch die Schwaben im Banat einen haben. Wer weiß, vielleicht bildet sich daraus eine bleibende Überlieferung.

Anton von Gottmann kannte den Grafen Clary und dessen edles Haus, aber er erlaubte sich kein Urteil.

„Sie sind mir zu vorsichtig," sagte der Kaiser. „Ich brauche nicht nur die Sachkenntnis meiner Räte, ich will mir auch ihre Menschenkenntnis zunutze machen. Sie haben mit dem Grafen schon gearbeitet, ich kenne ihn nur aus Audienzen. Hat er etwas gelernt für solch ein Amt?"

„Nicht allzu viel, Euer Majestät."

„Hat er ein Gefühl für Pflichten?"

„Ja, Euer Majestät."

„Weiß er sich Respekt zu verschaffen?"

„O ja!"

„Nun, dann bedarf er ja nur guter Räte und Mitarbeiter. Sie werden mir einen Referendar aus Ihrem Amte vorschlagen, und den Dr. Weißkirch geben wir ihm als Präsidialisten mit. Der hat sich gut eingearbeitet in die Banater Dinge. Er will sich ja dort verheiraten. Da wird er wohl ausharren neben dem Präsidenten."

„Er ist ein ernster und befähigter Beamter, Euer Majestät. Ich entbehre ihn ungern, aber das Banat wird

ihn brauchen können," erwiderte Gotlmann. „Er ist wohl unterrichtet in allem."

Der Kaiser nickte; diese Sache war erledigt. „Und was macht der große Schwabenzug?" fragte er den schon verabschiedeten Hoffammerrat lächelnd.

„Euer Majestät, er bewegt sich ohne Unterlaß die Donau hinab."

„Das ist recht. Wenn Sie noch zwanzig Jahre so arbeiten, müssen wir es auf hunderttausend deutsche Seelen bringen!" antwortete der Kaiser. „Leben Sie wohl, Herr Hoffammerrat, bin Ihnen sehr gewogen."

Er trat zurück an seinen Schreibtisch und fertigte die Ernennung des Grafen Clary, die seine Mutter schon unterzeichnet hatte. Seit Tagen zögerte er mit seiner Unterschrift, aber die Sache erforderte endlich ihren Abschluß.

Joseph ließ Dr. Weißkirch kommen. „Ich übergebe Ihnen, Herr Doktor, die Ernennung des Grafen Clary. Überreichen Sie sie ihm, und stellen Sie sich vor als sein Präsidialist. Sie werden den Titel eines Rates erhalten. Vor Ihrer Abreise melden Sie sich bei mir."

Der Glückliche ging beflügelt von dannen.

Gedankenvoll wanderte der Kaiser auf und nieder. Sein Blick fiel auf das seltsame Dokument, das da über seinem Arbeitstische hing. Ein grobes, zerknittertes Stück Papier, eine ungelenke Bauernhandschrift, auf den ersten Anlauf kaum verständlich, und doch so ergreifend, so erschütternd...

Mitten in Hungarn war es; die Fahrt ging zwischen

großen Dominien des Adels und der Kirche dahin; von manchem stolzen Herrensitz lugten die Türme neugierig herüber nach den Reisenden. Da warf sich plötzlich ein weißgekleideter Mann, den man vorher nicht bemerkt hatte, ein Greis, dessen dunkle Augen unheimlich glühten, dessen spärliche Haare im Winde flatterten, neben dem Wagen des Kaisers nieder und flehte mit kläglichen Mienen und Gebärden, auch seine Bittschrift anzunehmen. Der Kaiser nahm sie, und weiter ging die Fahrt. Schon langte der Adjutant nach dem schmutzigen Papier und wollte es zu den tausend anderen legen. Joseph aber öffnete und las es während der Fahrt. Wie seltsam, es waren nur drei Zeilen, und diese hatten keine Unterschrift:

„Barmhertzigster Kaysser!

Viehr Täge Ropott, den fiften Dag auff Fieschherrey, den sexten miet der Härschafft auff die Jahgt, der siehbente geheeret Gott. Erwähge, barmhertzigster Kaysser, wie ich Steier und Gaben zahlen soll!“

„Vier Tage Robot, den fünften auf Fischerei, den sechsten Jagd, und der siebente gehöret Gott,“ murmelte der Kaiser. „Und welcher gehört ihm?“

Joseph war ergriffen. Er ließ halten und schickte Thomas zurück nach dem Mann, denn seinen Namen mußte er doch wissen. Vielleicht konnte man ihn auch beschenken. Doch was konnte ein Geschenk ihm frommen, wenn es nicht die Freiheit war? Fragen sollte Thomas, wer seine Herrschaft wäre. Doch der Greis war nicht mehr zu finden; die Erde hatte ihn verschluckt. Und

Thomas meinte abergläubisch, das sei gar kein Mensch gewesen...

Jeden Tag einmal liest Joseph dieses Dokument. Und hier soll es hängen, bis das stille Gelübde erfüllt ist, das er auf jener Fahrt getan. Thomas in seiner Einfalt sprach das erlösende Wort. Nein, das war kein Mensch! Das war kein einzelner, der von sich redete und seiner eigenen Not; das war das Symbol der Millionen, die in Hörigkeit schmachteten, deren Leiber selbst unfrei waren und den Herren gehörten. Und doch erhob man vom Schweiße dieser Ärmsten die Steuern für den Kaiser und das Reich. Nur von ihnen. Und sie gaben die Söhne hin zur Verteidigung eines Vaterlandes, das nicht ihnen gehörte... Und so wie in Hungarn, war es in Böhmen, so ähnlich war es sogar im deutschen Reich. Ein stilles, heiliges Gelübde verband Joseph mit diesem Dokument, das er von der ersten Reise zu seinen Völkern heimgebracht hatte. Barmherzigster Kaiser! Was lag nicht alles in diesem Anruf aus der Tiefe. Ja, das war es, was dieses Zeitalter der großen Herren brauchte. Barmherzigkeit! Mochte Friedrich allen Kriegsruhm der Erde auf seinen Scheitel häufen, mochte Maria Theresia als eine große, tugendreiche Regentin erscheinen, er wollte nichts sein als ein barmherziger Kaiser. Die Menschheit schrie nach einem solchen, und er wollte sie erhören.

Inhaltsverzeichnis.

Ein weiterer Band ist in Vorbereitung.

Von Adam Müller-Guttenbrunn erschien ferner im gleichen Verlage:

Die Glocken der Heimat

Roman

(Mit dem Bauernfeldpreis ausgezeichnet)

Broschiert M. 4.— **12. Tausend** Gebunden M. 5.—

Tägliche Rundschau: „Die Glocken der Heimat" — der Form nach ein Roman, dem Sinn nach mehr. Das Schicksal des Schwabentums im Banat wird in einer eignen innerlichen Weise dargestellt, die gerade durch die Abwesenheit tendenziöser Gehässigkeit unwiderstehlich packt. Im Heiteren und Ernsten wirklich ein ‚Hohes Lied' der Heimatliebe, für das ungarische Deutschtum von größter Bedeutung, für die ganze deutsche Leserwelt eine Freude und ein Sporn zum Mitfühlen deutscher Nöte in der Fremde."

Es war einmal ein Bischof...

Roman

Broschiert M. 4.— **12. Tausend** Gebunden M. 5.—

Die Reichspost, Wien: „Müller-Guttenbrunn ist einer von den Begnadeten. Die aufregenden Ereignisse sind packend geschildert. Die Gestalt des Bischofs ist prachtvoll gezeichnet, aber ebensowenig möchte man die rein persönliche Liebesgeschichte des jungen Rechtspraktikanten missen. Daß Müller-Guttenbrunn als ein Meister der Sprache erscheint, ist selbstverständlich."

Richard von Kralik in der **Wiener Abendpost**: „Eine Fülle von realistisch geschauten Gestalten. Mit objektiver, epischer Ruhe verteilt der Autor Farben und Lichter."

Müller-Guttenbrunn erschien ferner
im gleichen Verlage:

e Komödianten

Geschichtenbuch

5. Tausend Gebunden M. 5.–

gart: „. . . Schlicht und warm sind die Ge-
sie erringen sich ganz unwillkürlich die innere
ers. Wir möchten sie vor allem gereifteren

---

idyllische Jahr

n Sommerbuch

3. Tausend Gebunden M. 4.–

ste Nachrichten: „Ein Mensch redet zu
nicht grämlich und verdrossen, sondern in
nacht hat, reif für das höchste aller geistigen
schaftslose Betrachtung des Lebens.“

---

rlegern sind von Adam Müller-
ttenbrunn erschienen:

Eindrücke und Stimmungen aus Österreich-

eines Daheimgebliebenen.
immungen aus Österreich-Ungarn. (1915)
ser.)

nderungen u. Schilderungen.
ulbücherverlag.)





DATE DUE
